

DAS ENDE DES GOLDZEITALTERS

MILAN VIDMAR

DAS ENDE
DES GOLDZEITALTERS

DIE MENSCHHEIT IM UMBRUCH

FRIEDR. VIEWEG & SOHN · BRAUNSCHWEIG

ISBN 978-3-322-96148-8 ISBN 978-3-322-96285-0 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-322-96285-0

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1941

Einband und Umschlag: Ernst Böhm, Berlin

Copyright 1941 by Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

Alle Rechte vorbehalten.

*Der treuen, geduldigen Begleiterin
meiner ungeduldigen Gedanken,
meiner Frau Helene*

VORWORT

Es gibt in Europa eine wenig bekannte und kaum beachtete Landschaft, in der alle drei Zweige der eigentlichen europäischen, der arischen Völkergemeinschaft aneinandergrenzen: die Germanen, die Romanen und die Slawen.

Dieser Landschaft hat die Natur einen mächtigen Grenzstein zur Verfügung gestellt: Triglav, den höchsten Berg der Julischen Alpen. Dieser wunderbare Berg ist sehr bezeichnenderweise dreiköpfig. Sein Name sagt es, sein sich vom klaren Himmel prachtvoll abhebendes Bild verrät es sofort. Nun, im Schatten dieses Bergriesen ist das Buch entstanden, dem ich hier einführende Worte auf den Weg mitgebe.

Ein wissenschaftliches Buch? Es erzählt Dinge, die eigentlich jedermann wissen müßte, Dinge, die, in der erzählten oder in irgendeiner anderen Gestalt, jedermann wichtig sind. Es treibt fast Wissenschaft, obwohl es der wissenschaftlichen Strenge in weitem Bogen ausweicht, um ganz leicht verdaulich bleiben zu können.

Seine Anfänge reichen wohl schon zwanzig Jahre zurück in meine Gedankenwelt. Vor zwanzig Jahren begann ich in meinen Vorträgen anzudeuten, daß es keine wirklichen, d. h. unerbittlich geltenden, keine Ausnahmen duldenden Naturgesetze gibt. Doch verschwieg ich damals die sich mir aufdrängende Folgerung, nämlich, daß der menschliche Verstand ein sonderbarer Fremdling im Weltall sei, daß die Menschheit in das Weltallgetriebe eingreifen könne und auch eingreife.

Jahre vergingen. Die neue Physik geriet inzwischen auf sonderbare Wege. Sie entdeckte in der Kleinstwelt, in der Welt der Stoffurteilchen, ein Durcheinander, das kein Naturgesetz unangetastet ließ. Ich horchte auf. Ich fing unbewußt an zu bauen.

Dann kam, 1927, meine Reise nach Nordamerika. Sie füllte mich mit gewaltigen Eindrücken und Bildern. Sie ließ mich nicht ahnen, daß sie etwas in mir zerbrach. Was? Ich wurde unruhig, ohne zu wissen warum. Ich fing an, die neueren physikalischen Errungenschaften aufmerksam zu studieren. Warum? Was suchte ich?

Abermals vergingen Jahre. Doch dann trieb mich das Schicksal nochmals nach Nordamerika. Die Weltkraftkonferenz 1936 in Washington sah mich unter ihren Teilnehmern. Sie ermöglichte mir auch noch den Besuch Kanadas.

Dort, in Kanada, in der Tiefe der Wälder, am Ufer eines mächtigen Stroms, der von einem gewaltigen Wasserwerk in Fesseln gelegt wurde, löste sich das Triebwerk in meinem Kopf aus. Ich sah dort armen Teufeln zu, die unzählige, im Wasser stromabwärts wandernde Baumstämme in die Durchfahrinne der Tal Sperre lenkten, und vergaß alles übrige um mich herum. Ich sah Menschen, die Naturspiele lenkten. Ich sah den Lebenskampf in der klarsten, verständlichsten Gestalt.

Das war eine Jagd durch Kanada, durch die Vereinigten Staaten, über den Ozean, durch Deutschland, in die Heimat! Der Gedankenstrom ließ sich nicht zurückhalten. Er ergoß sich mir in ein Buch, das ich, kaum heimgekehrt, in fliegender, fiebriger Hast schrieb.

Ich schrieb in meiner slowenischen Muttersprache. Das Buch bekam den Titel „Med Evropa in Ameriko“ („Zwischen Europa und Amerika“). Es war, kaum erschienen, fast schon vergriffen. Es war umstürzlerisch, beunruhigend, doch auch irgendwie willkommen, notwendig. Im Sommer 1937 geboren, sah es Ereignisse voraus, die damals unwahrscheinlich waren, und dennoch bald darauf eintrafen.

Ich gebe gern zu, daß dieses Buch voller Gärung war und deshalb nicht ganz ausgereift in die Hände der Leser kam, die es jedoch trotzdem gierig schluckten. Man trinkt auch Most gern, obwohl man den klaren, ausgegorenen Wein vorzieht.

Ist es ein reifer, klarer Wein, den ich hier, in der vorliegenden deutschen Bearbeitung des Buches „Med Evropa in Ameriko“,

in dieser eigenartigen zweiten Auflage eines Werkes, das ja doch keine erste Auflage vorweisen kann, kredenze? Ich kann auf diese sich vordrängende Frage keine Antwort geben. Diese Antwort wird der Leser geben müssen. Ich darf nur sagen, daß ich gründlich umgebaut, sorgfältig gesiebt und gewissenhaft gefeilt habe, daß ich eigentlich nur wenig vom ursprünglichen Bau übriggelassen habe, daß ich die Logik verschärft, die Bilder gereinigt und den roten Faden, der sich durch das Buch hinzog, fester, sehr fest, gespannt habe.

Ist es mir gelungen, ein wirklich befriedigendes Bild der Menschheit, wie sie war, ist und sein wird, zu malen? Werden es mir die Physiker verzeihen, daß ich ihre wundervollen Schilderungen der bewußtseinslosen Welt — sie schließen ja ausdrücklich das Bewußtsein aus dem Kreis der von ihnen durchsuchten Welt aus — über die unheimliche Bewußtseinsgrenze hinübergezerrt habe? Werden die Philosophen es dulden, daß man die Bewußtseinswelt mit physikalischen Hilfsmitteln entweicht?

Es kann kein zutreffendes Bild der Menschheit geben, das nicht Körper und Seele berücksichtigt, Stoff und Geist, physikalische und geisteswissenschaftliche Erkenntnisse. Man kann den Menschen nicht erfassen, wenn man ihn nicht als ein merkwürdiges Grenzgebilde sehen will, als Schnitt zweier Welten.

Man kann die Menschheit nicht erfassen, wenn man sie nicht im Rahmen, in dem sie ist und immer war, betrachten will: als ein eigenartiges Weltallgebilde, als etwas Fremdartiges in einer ungeheuren, ihr fremden, feindlichen Welt.

Doch genug! Wer Neues bringt, muß auf alte Vorwürfe gefaßt sein. Es hätte auch wenig Sinn, im Vorwort den Buchinhalt vorausbesprechen zu wollen. Der Leser soll doch das Buch lesen. Ich hoffe, daß er lesen, daß er die gezeichneten Bilder auf sich einwirken lassen wird, daß er mich auf Wegen begleiten wird, die neuartige Ausblicke bringen. Dann möge er selbst urteilen.

Ich darf sagen, daß ich wirklich gewissenhaft gearbeitet habe. Ich begnügte mich nicht mit den Erfolgen der ersten, der slowenischen Fassung des Buches. Ich hörte gern ernsten, er-

fahrenen Männern zu, die Urteile über die ihnen vorgelegten Buchabschnitte fällten.

Mein Freund, Kommerzialrat W. Wohleber in Wien, hat an dem Werden dieses Buches lebhaftesten Anteil genommen, und ich verdanke ihm zahlreiche wertvolle Hinweise und Ratschläge. Professor Dr. Wilhelm Westphal in Berlin hat das fertige Manuskript zweimal gelesen und sich erfolgreich um das Erscheinen des Buches bemüht. Beide Herren haben mich auch beim Lesen der Korrekturen unterstützt. Ich bin ihnen zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Dem Verlage wünsche ich von Herzen einen großen Leserkreis für das Buch. Ich wünsche ihn auch mir selbst: mit verhaltener Unruhe, leisem Hoffen und in aufrichtiger Bescheidenheit. Doch bitte ich nur um gerechte Beurteilung. Es gilt, die Wahrheit, den Ausblick in die kommende neue Zeit, zu erobern. Bucherfolge bedeuten neben diesem Ziel nichts.

L a i b a c h , im April 1941.

Milan Vidmar.

INHALT

Zwischen Europa und Amerika	13
New York	33
Völkerwanderung	56
Amerika	83
Das große Durcheinander	112
Physik und Wirtschaft	148
Der Kampf mit dem Zufall	172
Arbeit	203
Geld	246
Wirtschaft und Politik	294
Anfänge des neuen Zeitalters	331
Das neue Geld	373
Glück	396

ZWISCHEN EUROPA UND AMERIKA

Durch den wunderbaren, großen Saal schwebt zart ein Lied von Schumann. Unzählige Male habe ich es bereits gehört, unzählige Male hat es mich schon gefesselt. Unfehlbar zwang es mich jedesmal, das Buch wegzulegen, wenn es mich beim Lesen umschmeichelte. Auch diesmal legte ich mein Buch auf den kleinen Tisch vor mir: F. D. Roosevelt's „Looking forward“.

Der prachtvolle, riesige Salon hat wenige Gäste. Die Frische der ersten Septembertage hält die meisten Reisenden auf dem großen Promenadendeck fest. Von ein bis drei Uhr spielt das Schiffsorchester im Salon für bequeme Leute, die nach dem Mittagessen ruhen wollen. Geschäftig tragen die Kellner schwarzen Kaffee auf. Ihre schnellen Schritte werden von weichen Teppichen sorgsam gedämpft.

Die Behaglichkeit der bequemen, weichen Lehnstühle, der kostbaren Teppiche, der reichen Deckenarchitektur und der aufmerksamen Bedienung ergreift den Reisenden so eindringlich, daß er den feindseligen Ozean, seine roh zugreifenden Wogen und Wellen, seine furchtbare Tiefe und seine ungezügelten Winde vollkommen vergißt. Zuweilen geht wohl ein mahnendes, dumpfes Ächzen durch den Bau, eine unruhige Umgebung ver ratend. Das verhaltene Stöhnen des Holzes und des Stahlgerippes ertrinkt jedoch schnell in den Tönen der Orchester musik. Schumanns Lied ist ein Teil der Behaglichkeit, die mich umgibt.

Nachdem ich mein Buch weggelegt habe, hebe ich unwillkürlich meinen Blick. Jetzt sehe ich durch die riesigen Fenster den Ozean. Ich sehe Wasser, in Wellen gefaltetes, schmutzig-graues Wasser, Wasser, in dem sich düster der bewölkte Himmel

spiegelt. Die unübersehbare Wasseroberfläche steigt und sinkt in trägen, eintönigen Schwingungen. Das riesige Schiff rollt also doch! Ich bin also doch irgendwo in einer furchtbaren Wasserwüste, umkreist von Winden und Wellen, oberhalb gewaltiger Wassertiefen und unterhalb unermeßlicher Himmelshöhen. Ich bin also doch weit weg von der Menschenwelt, weit weg von Europa, weit weg von Amerika. Dieser Prunk um mich herum ist nur ein irreführender Begleiter, nur eine Kulisse.

Ich springe auf. Täuschende Kulissen habe ich nie geliebt. Mein ganzes Sehnen galt immer wahrheitsgetreuen, wenn auch grausamen Bildern der Welt. Die vorher so wohltuende Behaglichkeit ist mir plötzlich widerlich, wie mir die Lüge, der Betrug widerlich sind. Hinaus, auf das Deck, ins Freie, in die aufrichtige Natur!

Das Promenadendeck ist eine lange und breite Veranda, die wie ein Kranz den großen Salon, die Bar, den Tanzsaal und die dazwischenliegenden Treppenräume umschlingt. Viermal herum, und ein Kilometer Weg ist zurückgelegt. Die äußere Glaswand der Veranda ist größtenteils geschlossen. Nur da und dort dringt durch ein offenes Fenster kühle Luft ein.

Ich umkreise zweimal, dreimal das Mittelschiff, dann jedoch eile ich die Treppe aufwärts. Hinauf treibt es mich, auf das offene Sonnendeck. Dort gibt es heute allerdings keine Sonne. Es ist sogar ziemlich kühl, und der Wind bläst kräftig. Vorn, vor der Kommandobrücke, ist ein kleiner Balkon. Dorthin zieht es mich. Dort stemmt sich der Wind mit voller Kraft gegen mich. Unbarmherzig schneidet er mir ins Gesicht, dringt mir in die Kleider, wütet, stößt.

Der Bug des Schiffes steigt und sinkt in trübsinnigen Schwingungen. Weit vorn schwindet das Wasser in grauen Wolken. Ich sehe auf dem Wasser schäumende Kämme, die mir entgegeneilen. Vergebens erwarte ich sie. Sie zerfallen unterwegs. Andere tauchen dafür aus dem Wasser empor. Ein unruhiges Spiel. Es kümmert sich nicht um mich, der ich gern erführe, wohin mich das Schicksal trägt. Dieses Spiel ermüdet, quält. Lange stehe ich auf der Brücke. Looking forward...!

In den ersten Februartagen 1927 war ich das erste Mal in der Mitte des Atlantischen Ozeans, das erste Mal auf dem Wege nach Amerika. Erinnerungsbilder dieser meiner ersten Reise aus der Alten in die Neue Welt werden wieder lebendig, als ich, wieder im großen Salon sitzend, in Träumereien versinke.

Damals war es anders. Amerika und Europa waren noch eine fast einheitliche Welt. Auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans war die Wirtschaft in voller Blüte. Amerika war trunken seiner Prosperität.

Damals blickte ich noch mit einer einfältigen Neugierde vor mich hin, damals war mein Glaube an das scharfsinnig ausgedachte System der ungezügelter individualistischen Wirtschaft fest und makellos. Die Reise nach Amerika war mir ein Märchenausflug. Ich genoß sie wie ein Kind.

In jenen Februartagen war die See sehr stürmisch, und die Wogen spielten mit der „Westphalia“, einem Schiff von nur 15 000 Tonnen, ein grausames Spiel. Doch der Sturm und seine Wogen waren mir nur ein außerordentliches Erlebnis. Um mich herum wütete die Seekrankheit, die Reisenden kauerten überall bleich und verschüchtert in den Lehnstühlen, ich jedoch wanderte unermüdlich auf dem offenen Deck umher, beobachtete riesige Fische, die uns hartnäckig begleiteten, maß die Höhe der Wellen, trotzte dem Wind und genoß die schwere, würzige Seeluft in vollen Zügen.

Zuweilen suchte ich die Bar auf. Zum Weltschachturnier in New York unterwegs, untersuchte ich, mich vorbereitend, viele Stunden lang eine neue Verteidigung des Damengambits. Die Schachliteratur nennt sie heute „Westphalia-Variante“.

Ich war nicht der einzige Schachmeister an Bord, und die Westphalia-Variante hat mindestens zwei Väter. Der eine meiner beiden Schachbegleiter, R. Spielmann, kämpfte schwer mit den Angriffen der tückischen Seekrankheit. Er hatte deshalb für Verteidigungen viel mehr Verständnis als ich. Der andere Schachkünstler, A. Nimzovitsch, ließ uns gern allein arbeiten. Er brauchte sehr viel frische Luft.

Ich erinnere mich, daß die Barkellner mitten im Ozean plötzlich Tisch und Stühle unserer Schachwerkstätte mit Schrauben auf dem Fußboden zu befestigen begannen. Spielmann und Nimzovitsch wurden ein wenig blaß. Wortlos eilten wir alle drei zum Wetterglas auf dem Promenadendeck. Es kündigte — schönes Wetter an.

Ich mußte auflachen. In diesem Augenblick kam einer der Schiffsoffiziere vorbei. Ich hielt ihn an und deutete vorwurfsvoll auf das Wetterglas. „Was wollen Sie“, erwiderte er ruhig, „die Damen fürchten sich schrecklich. Wir müssen helfen.“ Er eilte lächelnd weiter, um seine Mannschaft zu beaufsichtigen, die überall daran war, Tische, Sessel, Lehnstühle festzumachen und alle Fenster auf dem Promenadendeck sowie in den Kabinen zu schließen. Der große Speisesaal blieb an diesem unruhigen Tage fast ohne Gäste.

Ich erinnere mich jedoch, daß jemand bei Tisch die Bemerkung hinwarf, Weltschachmeister A. A. Aljechin reise auf der „Ile de France“ hinter uns her, ebenfalls zum Weltturnier nach New York unterwegs. Ich schlug sofort ein Begrüßungstelegramm vor.

Die Kabine der Funkstation war hoch oben, auf dem höchsten, ganz offenen Deck. Eine schmale, ungeschützte, eiserne Leitertreppe war der einzige Weg zu ihr. Ich bot mich meinen beiden Begleitern als Abgeber des Telegramms an.

Es war reichlich unheimlich, durch den schweren Sturm die eiserne Leiter hinaufzuklettern. Der Wind blies mit riesiger Kraft. Der Dampfer rollte und stampfte erbärmlich. Berghohe Wellen fegten über das gequälte Schiff. Ich klammerte mich, so gut ich konnte, an, als ich langsam höher und höher kroch.

„Wie kommen Sie denn hierher?“ begrüßte mich der Funkoffizier. „Heute erwartete ich niemanden“, setzte er hinzu. Er schüttelte bedeutungsvoll den Kopf, als er das Telegramm nahm und überflog.

Nachmittags saßen wir in der Bar, als der Boy die Antwort überbrachte. Aljechin dankte und grüßte seinerseits. Wir freuten uns wie Kinder, denen ein neues Spielzeug geschenkt wird. Nun, es war wirklich wunderbar.

Ich denke gern an diese harmlosen Erlebnisse zurück. Sie sind mir ja allmählich verblassende Zeugen unschuldigen und unkritischen Genießens einer märchenhaften Reise. Glücklich der Mensch, der sein ganzes Leben unkritisch genießt! Die ganze Welt gehört ihm, sie ist für ihn und nur für ihn erschaffen. Kritische Augen sind eben Augen des Verstandes, der sich trotzig wider Gott und wider die Welt erhoben hat. Kritische Augen kämpfen ohne Rast, sie schneiden, zerstückeln, hassen.

Voll Schwerkut schaue ich auf jene Tage zurück. Nimzovitsch ist tot. Er war ein sehr interessanter Mensch, sehr zartfühlend, sehr mißtrauisch, ein genialer Kopf, voll ungewöhnlicher Einfälle, wenn er am Schachbrett saß. Dabei war er lustig und gern ein wenig boshaft.

Wie freute ich mich damals auf die großen Schachkämpfe, die mich in New York erwarteten! Überzeugt, in der besten aller möglichen Welten zu leben, dachte ich, sorglos, fast nur an mein Schach. Acht lange Wochen am Schachbrett standen vor mir. Zwischen den Partien selbstverständlich Ausflüge durch das unübersehbare New York! Dann Museen! Abends die Oper, Konzerte!

Wenn in mir dann doch der fast vergessene Elektroingenieur wach wurde, versprach ich mir außerdem einen schönen Abstecher nach Pittsfield, in die große Transformatorenfabrik der General Electric Company. Und dann fielen mir meine beiden großen Landsleute ein, Mihajlo Pupin, der weltbekannte Telephonfachmann, und Nikola Tesla, der Zauberkünstler der drahtlosen Zeichenübertragung, die ich beide vielleicht sehen werde. Ich träumte von Einladungen in vornehme Gesellschaften, vom aufmerksamen Studium New Yorks und seines wundervollen Lebens...

Heute, auf der „Bremen“, gibt es keine Schachmeister. In New York erwartet mich 1936 kein Schachturnier. Auf meiner zweiten Reise nach Amerika unterhalte ich mich eigentlich nur mit Roosevelt, sein Buch in der Hand. Abends sitze ich stumm in Gesellschaft von Deutschen, Engländern, Franzosen, Japanern;

sie sind alle große Fachleute, Ingenieure, Wirtschaftler, Professoren. Wir sind nach Washington unterwegs, zur Weltkraftkonferenz 1936.

Wir schauen alle ernst und nachdenklich drein. Vor uns liegt Amerika, das sich in furchtbaren wirtschaftlichen Krämpfen windende Amerika, hinter uns Europa, verzweifelt, verwüstet, verarmt. Wir alle fühlen, daß die Welt irgendwie eingestürzt ist. Wir ziehen alle irgendwie in den Kampf. In den Kampf ums Dasein der zivilisierten Welt.

Meine Augen sind älter geworden. Sie sind in den letzten Jahren kritisch, scharf geworden. Bald nach meiner Rückkehr von meiner ersten Amerikareise erkannte ich, daß meine Elektrotechnik ebenso kräftige Wurzeln in der Weltwirtschaftslehre wie in der Elektrizitätslehre, in der Physik, besitzt. Ich erkannte gleichzeitig, daß jede wahre Wissenschaft unermüdlich ihre Wurzeln beaufsichtigen muß; auch die Elektrotechnik.

Zwanzig Jahre unterhielt ich mich vor dieser Erkenntnis mit elektrotechnischen Problemen, die sich mir wie Knospen üppiger Blumen öffneten. Ich dachte diese ganze, lange Zeit nur an die Blüten. Die Wurzeln waren mir unwichtig. Sie erschienen mir ja so kräftig, so langweilig gesund.

Das kritische Auge beobachtet die Wurzeln; die Knospen und die Blüten sind ihm nebensächlich. Die Kritik bahnt neue Wege, sie setzt die Wurzeln um. Der Kritik ist nichts kräftig, gesund, einzig, heilig. Die Kritik haßt alles, was ist, sie sucht Abwechslung.

Als meine Augen kritisch geworden waren, widmete ich mehrere Jahre der Physik. Eine neue Welt tat sich mir dabei auf. Die klassische Physik, die ich aus der Schule auf den Lebensweg mitbekam, stand plötzlich scheinbar wackelig vor mir. Mit wachsender Verwunderung betrachtete ich das neue physikalische Weltbild.

Dann jedoch ergriff mich die Angst. Die erste Hauptwurzel meiner Elektrotechnik, die physikalische, schien krank vor mir zu liegen. Am Ende ist auch die andere Hauptwurzel, die wirtschaftliche, krank, morsch!? Am Ende ist auch die Theorie der wunderbar aufgebauten Wirtschaft, die noch im Jahre 1927 die

zivilisierte Welt mit scheinbarem Wohlstand füllte, unzulänglich, wurmstichig?

Warum wütet denn eine ungewöhnlich heftige und hartnäckige Wirtschaftskrise in Amerika und Europa? Warum stehen auf dem Arbeitsplan der Weltkraftkonferenz in Washington lauter wirtschaftliche Probleme und Fragen? Ihre Vorgängerin, die Weltkraftkonferenz in Berlin, bevorzugte noch offenkundig rein technische Probleme.

Warum sind die Gesichter meiner Mitreisenden so ernst? Was fürchtet man? Warum unterhält man sich nicht mehr von Stromerzeugern und Transformatoren, von Turbinen und Fernleitungen, von Spannungen und Leistungen? Warum denkt man offenbar nur noch an die richtige Verwertung der Energiequellen, also nur an die Grundlagen der Weltwirtschaft?

Zwischen meiner ersten und meiner zweiten Amerikareise klafft ein Abgrund, der zwei Zeitalter der Geschichte zu trennen scheint! Die klassische Welt liegt in Trümmern; die klassische Physik und die klassische Volkswirtschaftslehre sind unzulänglich geworden. Ich selbst fühle in mir den Sprung, der durch die geborstene Welt hindurchgeht. Der unkritische Teil meines Lebens liegt jenseits des Abgrundes.

Heute schaue ich scharf um mich herum. Zurück, nach Europa, voraus, nach Amerika. Zurück auf die ererbten und erlernten Vorurteile, voraus in die Welt neuer Ideen, neuer Theorien, neuer Systeme. Zurück auf das klassische Weltbild, auf das ehemals allmächtige kapitalistische Weltwirtschaftssystem, voraus in den großartigen, obwohl noch vom Nebel umschlungenen Bau der neuen Physik, in die tollkühn sich erhebenden neuen Wirtschaftsorganismen, die von großen zeitgenössischen Führern der Menschheit gebaut werden: im Kampf mit dem Zusammenbruch, mit der Weltkrise, mit der Nachkriegsunruhe und mit den verwirrten Köpfen ungezählter Millionen Menschen, die ihren alten Glauben dahinschwinden sehen und fieberhaft den neuen Glauben suchen.

Ein breiter Abgrund liegt zwischen meiner ersten und meiner zweiten Amerikareise. Ein ganzer unruhiger Ozean des Leidens,

der Verängstigung, des Zusammenbruchs, des wirtschaftlichen sowohl wie des geistigen, liegt zwischen den beiden Reisen. Für mich liegt zwischen ihnen der schwere Kampf des alten Glaubens mit dem Verstand.

Noch bin ich mittendrin im Kampf. Noch bin ich irgendwo mitten in einem unruhigen Ozean. Noch sehe ich kein Ufer. Ich weiß auch noch nicht, wie es aussehen wird. Ich nähere mich ihm indessen unaufhaltsam durch Sturm und Wellen. Die Sonne wird wieder scheinen. Sie wird wieder ihr warmes Licht über die menschliche Welt ausgießen. Über eine neue, frische, genesene, verjüngte menschliche Welt!

Ich mußte das kleine runde Fenster meiner Kabine aufreißen. Es ist warm. Draußen, über dem Ozean, liegt die taube, blinde Nacht. Alles ruht. Irgendwoher aus der Tiefe quillt das schwermütige Summen der Schiffsmaschinen empor. Von Zeit zu Zeit stöhnt leise das Gerippe des Dampfers. Von Zeit zu Zeit schaukelt ganz zart der ganze riesige Bau. Unter dem Fensterchen rauscht gedämpft das durchschnittene Wasser.

Ich liege im Bett, und mein Kopf ist schwer. Die Einbildungskraft heizt und quält ihn. Sorgen füllen ihn, Sorgen, die wie Gespenster heranschleichen, alle nebelhaft, dunkel, unfaßbar. Ich weiß nicht, was mich beunruhigt. Ich weiß nicht, warum der Schlaf so lange ausbleibt. Vielleicht stürmen zu viele Eindrücke auf meinen armen Kopf ein; Eindrücke, die die Reise aufhäuft, auch solche Eindrücke, die das Lesen und das Nachdenken wecken.

Plötzlich überfällt mich das Bewußtsein der furchtbaren Meerestiefe unter mir. Nur einen kurzen Augenblick. Im nächsten fliegen die Gedanken schon aufwärts, in die dunkle, noch viel tiefere Leere. Eine ungewisse Furcht droht mich zu ersticken und treibt meinen angstvollen Blick rückwärts, nach Europa, und sogleich darauf vorwärts, nach Amerika.

Wie wäre es denn, wenn in dieser Nacht das Wasser Europa und Amerika überfluten würde? Wenn das ganze Festland

unter den kalten Wellen verschwinden würde? Wohin würde ich dann, mich vor Tiefen fürchtend, flüchten? Der Ozean wäre doch dann unbegrenzt und für das oberflächliche Auge unendlich.

Umsonst würden die Schiffsmaschinen summen und brummen. Vergebens würde der Dampfer das Wasser schneiden. Die Landkarte würde den Reisenden jede Antwort verweigern, das ersehnte Ufer bliebe unerreichbar. Das Schiff würde wohl eine Welt für sich werden. Die dreitausend Köpfe, die es jetzt aus Europa nach Amerika trägt, würden — die Menschheit sein.

Es rieselt mir kalt über den Rücken, als ich an den beschränkten Ölvorrat denke. Nur noch einige wenige Tage und die Maschinen würden verstummen. Doch nein! Wozu sollten sie sich denn abquälen? Es wäre ja sinnlos, sie laufen zu lassen. Ohne Festland gäbe es ja kein Ufer und ohne Ufer kein Reiseziel.

So lebensvoll sind die Bilder meiner kranken Einbildungskraft, daß mir das Herumirren des Schiffes in der unermesslichen Wasserwüste schon unwichtig, schon uninteressant ist. Die Angst vor der Unendlichkeit drückt mich mit ungeheurer Kraft zurück. Dort, wo ich bin, muß ich bleiben! Es gibt nirgends sonst eine Rettung. Hier, auf dem Schiff, ist alles. Dieser schwimmende Bau ist die Welt, diese meine Mitreisenden sind die Menschheit. Alles andere, das mich umgibt, unten, oben, von allen Seiten, ist feindliches Weltall.

Durch das offene Fensterchen meiner Kabine stößt kühle Seeluft herein und streicht über meine glühende Stirne. Sie reißt mich aus den Krallen gespenstischer Bilder und macht mich wach. Lächerlich! Ich bin doch kein Kind, daß mich im Dunkeln Gespenster verfolgen, daß ich die Nacht fürchte. Es ist ja klar, daß ich mich im Kampf um den erlösenden Schlaf, der aus irgendeinem Grunde ausgeblieben ist, erschöpft habe.

Lächerlich! Die Seereise ist doch so angenehm, so behaglich, so schön, daß man ordentlich fürchtet, das Ufer könnte schon in der Ferne auftauchen. Des Guten und Angenehmen ist zu viel! Ich bin unglaublich faul geworden! Immer bin ich ausgeruht. Deshalb brauche ich keine Nachtruhe, keinen Schlaf!

Wenn ich morgens die Augen öffne, freue ich mich unwillkürlich. Tief unten, sechs Stockwerke unterhalb meiner Kabine, ist ein prachtvolles Schwimmbad, das mich aus dem weichen Bett herauslockt. Im Nu habe ich den Badeanzug an und stehe schon im Bademantel. Im nächsten Augenblick fahre ich bereits mit dem Fahrstuhl in die Tiefe.

In der Badeanstalt bekomme ich meine Kabine, wo ich den Mantel ablege. Gleich darauf bin ich im Turnsaal. Der Sportlehrer, der das Turnen überwacht und leitet, drückt mich in den Sattel des elektrischen Pferdes. Ich stecke die Füße in die Bügel und packe mit beiden Händen die Zügel. Der Sportlehrer drückt auf einen Knopf und ein Motor beginnt zu summen. Ich reite wie auf einem wirklichen Pferd. Alle Reitbewegungen sind sorgfältig nachgemacht.

Bald fühle ich mich sicher in meinem Sattel und genieße die rhythmischen Erschütterungen. Um mich herum turnen andere Reisende, dieser da rudert, jener dort fährt Rad, der dritte hebt seine Beine über den Kopf, auf einer breiten Matratze liegend.

Ich reite und warte. Nach fünf Minuten drückt der Sportlehrer abermals auf den Knopf, und mein Pferd bleibt stehen. Schon hebe ich den Fuß, um aus dem Sattel zu steigen, als mich der Sportlehrer zurückdrückt. „Fünf Minuten Galopp“, sagt er, „halten Sie sich gut fest.“ Eine rasche Drehung des Schalters, und ich bin in der Gewalt neuer, stärkerer und ermüdenderer Bewegungen. Ich galoppiere!

Als ich weitere fünf Minuten überstanden habe, ist meine Stirn schon feucht und mein Körper tüchtig durchrüttelt. Der Sportlehrer schaut mich lächelnd an. „Das Kamel erwartet Sie, mein Herr“, meint er; „der Körper braucht Drehungen um das Rückgrat herum. An die Arbeit!“

Der Sattel, der das Kamel ersetzt, ist anders als der erledigte Pferdesattel. Er ist umfangreicher und gewissermaßen sicherer. Die Neugierde drückt mich in ihn. Der Schalter schnappt ein. Donnerwetter! Was ist das? Es dreht mich links, es dreht mich rechts, links und wieder rechts. In kräftigem Rhythmus. Es

zerzt mir das Fleisch vom Rückgrat, das die Achse der Drehungen bleibt. Zehn Minuten auf dem Kamel, und alles schmerzt mich.

Fünf Minuten Rudern auf einem sinnreichen Rudergerät ermüdet mir die Arme, weitere fünf Minuten Fahren auf einem Rad, das sich natürlich dreht, ohne wirklich zu fahren, die Beine. Dann werfe ich mich befehlsgemäß auf die Matratze und bleibe auf dem Rücken liegen. Sofort beginnen freie Turnbewegungen.

Jetzt bin ich in Schweiß gebadet. Ich eile unter die Brause, um mich reinzuwaschen. Der Wärter mischt mir sorgfältig warmes und kaltes Wasser. Die Brause darf kein zu warmes Wasser auf den durchgearbeiteten Körper schütten. Kühles Meerwasser erwartet mich ja im Schwimmbad.

Das Schwimmen ist der schönste Lohn für die überstandenen Mühen des Turnens. Das Wasser ist saftig, jedoch rein. Das unruhige Meer greift mit unsichtbaren Händen durch die Marmorwände und treibt gewaltige Wellen durch das Bad, die mich unbarmherzig hin und her werfen. Ich schwimme zehn, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde. Das salzige Wasser dringt mir in den Mund. Es erfrischt mich, gleichzeitig schläfert es meinen Körper ein. Unwillkürlich schließe ich die Augen, wenn ich auf dem Rücken schwimme.

Als ich mich endlich vom Schwimmbad losreißer, wäscht mir kaltes Süßwasser unter der Brause das Salz vom Körper herunter. Inzwischen wärmt der Wärter meinen Bademantel. Wohltuende Wärme umarmt mich. Rasch in den Fahrstuhl, in die Kabine! Eine halbe Stunde später bin ich rasiert und angezogen. Im großen Speisesaal, auf dem vierten Deck, bekomme ich mein Frühstück. Jeder Reisende stellt sich sein Frühstück nach seinen Wünschen zusammen. Es fehlt nichts auf dem Riesendampfer. Es steht dir frei, zu frühstücken, wann es dir beliebt.

Vormittags spielt auf dem großen Promenadendeck das Schiffsorchester, und seine Weisen begleiten dich auf dem erfrischenden Spaziergang. Doch schon am ersten Reisetag blieb ich

während des Spazierens vor dem Auslagefenster der Buchhandlung stehen. Ich kaufte mir zwei Bücher über Amerika. Mit ihnen in der Hand flüchtete ich in die Stille des großen Salons. Der Spaziergang war beendet.

Um ein Uhr ist das Mittagessen. Die Reisenden füllen pünktlich den gewaltigen, prunkvollen Speisesaal. Der Speisezettel ist unerhört vielversprechend und umfangreich. Seine Schätze haben indessen keine Macht über mich. Ich brauche kein Mittagessen. Einige Jahre schon überspringe ich diese so wichtig erscheinende Mahlzeit.

Ich liebe indessen den schwarzen Kaffee. Ich bekomme ihn um die Mittagszeit im großen Salon und lausche dort bis drei Uhr den Klängen des Orchesters. Um drei Uhr eilt alles zum „Pferderennen“, ich jedoch bleibe im Salon bei meinen Büchern.

Um fünf Uhr gibt es jeden Tag im Tanzsaal eine Lichtspielvorführung. Die Filme sind gut. Jeden Tag bekommt man natürlich einen anderen Film zu sehen. Wenn ich um halb sieben Uhr den verdunkelten Tanzsaal verlasse, wundere ich mich jedesmal, daß ich auf dem Dampfer bin.

Kinder haben in einem besonderen kleinen Saal ihren Spielplatz. Es gibt auch eine Schießstätte für leidenschaftliche Schützen. Auf dem Sonnendeck spielen Gruppen von Reisenden eigenartige Kegelspiele. Auf dem Promenadendeck sieht man Tennis-tische im Betrieb.

Abends um sieben Uhr eilt alles in die Kabinen. Zum Abendessen erscheint man natürlich im Gesellschaftsanzug. Um halb acht Uhr ist der große Speisesaal wieder voll. Abends bietet er ein prachtvolles Bild. Wein erscheint auf den Tischen. Hier und dort schäumt Champagner auf.

Nach dem Abendessen belebt sich der große Salon in allen seinen Teilen, Winkeln und Winkelchen. Das Orchester spielt. Kaffee, Bier, Wein, Champagner, Liköre stehen auf den Tischen und Tischchen. Lebhaftige Gespräche überall. Zuweilen tritt der Singchor auf. Seine Sänger tragen ihre Arbeitskleider: Matrosen, Köche, Maschinisten, Offiziere.

Später meldet sich der Tanzsaal. Auf der anderen Seite des großen Salons lebt die Bar auf. Das Promenadendeck ist finster, jedoch nicht leer. Im Lesezimmer sitzen ältere Reisende, die den Alkohol nicht lieben. In verschwiegenen Ecken spielt man Karten.

Lächerlich, sich zu ängstigen! Es geht mir zu gut auf diesem Schiff! Unten, in der zweiten Klasse, gibt es weniger Prunk; gut und angenehm ist es jedoch auch dort. Sogar die dritte Klasse ist schön. Das Essen ist überall ausgezeichnet; Unterhaltung gibt es überall genug. Zu große Behaglichkeit ist eben unangenehm, wenn sie zu lange dauert.

Draußen rauscht das Wasser; meine Kabine ist voll kühler, schwerer Luft. Die dritte Nacht auf dem Schiff. Noch zwei. Amerika nähert sich. Jede Sekunde gibt es zehn Meter weniger zwischen uns und dem amerikanischen Ufer. Der Dampfer saust fast wie ein Schnellzug dahin. Er trägt uns sicher. Der Ozean ist nur eine Episode.

Doch plötzlich erwacht meine Einbildungskraft mit verdoppelter, verdreifachter Leidenschaft. Aus dem Dunkel der Nacht wächst mir ein Bild entgegen, viel schrecklicher als das erste, viel gewaltiger, weit hoffnungsloser. Ich sehe mich wieder auf einem einsamen Dampfer mitten im Ozean, und das Meer ist wieder grenzen-, wieder uferlos. Diesmal ist das Festland vollständig und endgültig verschwunden. Diesmal hat die Fahrt wirklich gar keinen vernünftigen Sinn. Diesmal gibt es keine Rettung — ich schaue der grausamsten Wahrheit ins Gesicht.

Ist denn unsere Erde nicht ein Schiff, das in einem unermeßlichen Ozean ziellos dahinschwimmt? Niemand kennt den Hafen, in dem dieses Schiff einst das Ufer verlassen hat; niemand erwartet, daß es jemals landen wird. Niemand kümmert sich um die Maschine, die die Erde auf ihrem wundersamen Weg dahintreibt. Niemand denkt an die furchtbaren Tiefen, die sich nach allen Seiten öffnen.

Der Mensch ist wirklich ein einfacher Reisender eines riesigen Dampfers. Das Entsetzen muß ihn packen, wenn er seines Reisens bewußt wird. Dann erblickt er nämlich die Menschheit

in einem gespenstigen Kahn zusammengedrängt, der ohne zu schaukeln, ohne zu ächzen, dahingleitet. Dieser Kahn, dieser Dampfer braucht keine Kohle. Die Menschheit in ihm braucht jedoch Nahrung, Wärme, Unterhaltung, Sonne.

Mitten im Atlantischen Ozean ist die „Bremen“ eine Welt für sich. Mitten in der Leere des Weltalls ist die Erde eine Welt für sich. Eine unbewußte Angst vor dem Wasser und dem Sturm drängt die Reisenden auf der „Bremen“ in eine Gemeinschaft zusammen, die sich in unruhigen Augenblicken leise meldet. Die Angst vor dem feindlichen Weltall baut auf der Erde aus den Menschen einen Organismus höherer Art — die Menschheit.

Die mitternächtige Stunde bringt mir ein wundersames Trugbild: ein verkleinertes und deshalb sehr durchsichtiges Abbild der Menschheit. In der Mitte des Ozeans, zwischen Europa und Amerika, fiel in stiller Nacht der Vorhang, der mir so lange den Hintergrund jenes großen Problems verdeckte, mit dem wir alle kämpfen.

Der Wärter, der meine Kabine und mich betreut, war schon einigermaßen besorgt, weil ich mich am Morgen nach der schicksalvollen Nacht so lange nicht sehen ließ. Um neun Uhr klopfte er das erste Mal an die Tür, um zehn Uhr das zweite Mal. Er dachte schon, ich sei krank. Um elf Uhr klopfte er mich endlich wach.

Ob er das Frühstück bringen solle, fragte er, als ich ihm die Tür öffnete. Er betrachtete mich dabei wie ein Arzt. Ich lächelte. „Nein, nein“, antwortete ich, „ich stehe sofort auf. Spät, sehr spät bin ich eingeschlafen. Ich bin nicht krank. Im Gegenteil. Schon lange war ich nicht so gesund. Ordentlich neugeboren fühle ich mich heute.“

Der gute Mann schüttelte den Kopf. Er verstand mich nicht recht. Ich war indessen wirklich frisch und froh. Ich freute mich der Erscheinung der vergangenen Nacht. Ich genoß die unerwartete Erkenntnis. Voller Spannung dachte ich an die

aufzunehmende Arbeit. Jede Idee löst eine Arbeit aus, die ihr ein Heim, einen Rahmen zusammenzimmern und aufbauen soll. Im Nu war ich diesen Morgen, besser gesagt diesen Mittag, rasiert und angezogen. Das Schwimmbad erwartete mich an diesem Tage vergebens.

Voll Unruhe suchte ich mir im großen Salon ein verstecktes Plätzchen. Ich versank im Lehnstuhl. Ich war allein. Allein mit meiner Idee. Draußen schien die Sonne, und das Promenadendeck war voll. Es wird wohl bis zum Mittagessen voll bleiben! Ich hätte anderthalb Stunden ungestörten Nachdenkens vor mir!

Die Erde ist wirklich ein Schiff und die Menschheit ist tatsächlich nur eine Reisegesellschaft auf diesem riesigen Schiff. Die Erde schwimmt in einem Ozean, der keinen Hafen für sie kennt. Ihre Schiffsmaschinen sind so wunderbar gebaut, daß der Reisende auf ihr die Fahrt vollkommen vergessen kann. Der erdrückenden Mehrzahl der Reisenden kommt auf der „Erde“ die Fahrt niemals zum Bewußtsein. Den wenigen übrigen Reisenden ist sie wohl interessant, jedoch sehr unwichtig.

Die „Bremen“ hat für mehrere Tage, vielleicht für eine ganze Woche, vielleicht gar für zehn Tage Öl in ihren Tanks. Der riesige Menschheitsdampfer „Erde“, der im Weltallozean herumfährt, hat Treibmittel für Millionen und Milliarden Jahre. Die „Bremen“ hat scheinbar Lebensmittel im Überfluß. Wie lange jedoch könnte sie ihre Einwohner ernähren? Vierzehn Tage? Vielleicht. Die „Erde“ hat Lebensmittelvorräte für unübersehbare Zeiträume. Jedes Frühjahr fängt sie an, Lebensmittel aus ihren unerschöpflichen Vorratskammern emporzuheben. Die „Erde“ ist ein Dampfer, der ganz bestimmt unvergleichlich besser gebaut und ausgestattet ist als die „Bremen“.

Nun, warum sind denn auf der „Bremen“ alle Leute satt, zufrieden, guter Laune, während die Reisenden der „Erde“ weder alle satt, noch zufrieden und guter Laune sind? Warum ist hier, mitten im Atlantischen Ozean, alles sauber, alles ruhig, alles geordnet und gerecht, während auf der „Erde“, mitten im Weltallozean, alles oder fast alles unsauber, ungeordnet und ungerecht

ist? Warum streiten denn auf der „Erde“ unaufhörlich die Völker, während auf der „Bremen“ Amerikaner, Engländer, Japaner, Franzosen, Deutsche, Jugoslawen als gute Freunde, als gleichberechtigte Reisende, ohne Haß, ohne Streit, ohne Hinterhältigkeit und Bosheit dahinreisen?

Tod und Teufel! Wo steckt denn eigentlich der Unterschied, oder besser gesagt, die Ursache des Unterschiedes? Die „Bremen“ ist ein Modell der „Erde“. Ihre Reisegesellschaft ist ein Modell der Menschheit. Ist es denn möglich, daß lediglich der größere Maßstab alles Übel verursacht?

Auf der „Bremen“ hat jeder Reisende sein Anrecht auf Nahrung, Bett, Spaziergang, Kaffeehaus, Schwimmbad, Orchester, Lichtspiieldarbietungen, Tanzsaal, Salon, und zwar von dem Augenblick an, in dem er an Bord geht. Warum hat auf der „Erde“ nicht jeder Reisende sein Recht auf alles, was er braucht, von dem Augenblick seines Anbordkommens, seiner Geburt, an?

Halt! Auf der „Bremen“ sorgt der Kapitän mit seiner Mannschaft für Ordnung und Verpflegung. Auf der „Erde“ gibt es keinen Kapitän und keine disziplinierte Mannschaft. Doch! Auf der „Erde“ gibt es eine Unzahl von Kapitänen, von denen ein jeder seine Mannschaft befehligt. Da steckt der Unterschied!

Unwillkürlich denke ich an die jüngeren Abschnitte der Weltgeschichte. Vor fast anderthalb Jahrhunderten erhob sich aus den Blutlachen der großen französischen Revolution ein Mann, der der einzige Kapitän des Dampfers „Erde“ werden wollte. In seinen Erinnerungen spricht Napoleon davon, daß er Europa, d. h. die Menschheit, von der Plage unzähliger Kapitäne und Kapitänchen befreien wollte. Wäre es besser auf der „Erde“, wenn er sich durchgesetzt hätte? Wieviel Blut wird noch fließen, bis der erste schicksalvolle Unterschied zwischen der „Bremen“ und der „Erde“ verschwunden sein wird!

Wie unerträglich wäre es auf der „Bremen“, wenn die Amerikaner ihren eigenen Kapitän hätten, die Deutschen ihren deutschen, die Engländer ihren englischen und die Franzosen ihren französischen Kapitän! Wenn es fünf, zwanzig Kapitäne auf dem Dampfer geben würde statt eines einzigen! Was für Kämpfe

würde es um die Lebensmittelvorräte, um die Kabinen, um die Säle, um das Orchester, um die Filme geben!

Du glaubst es nicht? Stelle dir den Ozean ohne Ufer und die Fahrt darauf ohne Ziel vor! Sicherlich würde Blut auf dem Promenadendeck, im Salon, im Schwimmbad, in den Kabinen fließen, wenn mehrere, voneinander unabhängig sein wollende Kapitäne herrschen würden. Die Reisenden wären bestimmt alle bewaffnet.

Hat der Unterschied zwischen der „Bremen“ und der „Erde“ am Ende seine Wurzeln in der Tatsache, daß die „Bremen“ Häfen zur Verfügung hat, die „Erde“ dagegen nicht? Keineswegs! Hätte die „Bremen“ unerschöpfliche Vorräte an Lebensmitteln aufgespeichert, so würde sie auch auf einem unbegrenzten, uferlosen Ozean ruhig umherfahren, solange sie einem einzigen, ehrlichen und gerechten Kapitän unterstehen würde.

Schließlich hat ja auch jeder Erdenbewohner seinen Hafen, in dem er an Bord geht und seinen anderen Hafen, wo er landet. Mein Salonnachbar kam vor fünfundvierzig Jahren in Berlin an Bord, jener andere dort vor zweiundfünfzig Jahren in Nottingham. Ich selbst bin vor einundfünfzig Jahren in Ljubljana eingestiegen. Gott weiß, wo wir alle landen werden.

In Gedanken versunken schaue ich vor mich hin. Bin ich der Quelle der Übel, die die Menschheit quälen, auf der Spur? Wird dereinst, in fünfzig, vielleicht in hundert Jahren ein neuer, ein größerer Napoleon der „Erde“ aufzwingen, was die „Bremen“ schon heute besitzt? Wird am Ende die Menschheit selbst darauf kommen, daß sie Jahrtausende, Jahrzehntausende unnötigerweise gelitten hat, und wird sie sich ohne Gewaltanwendung, ohne Blutvergießen einen einzigen Mann auf die Kommando-
brücke stellen?

Irgendwie bin ich auf der richtigen Spur, auf dem richtigen Weg. Jedoch ist noch nicht alles geklärt. Es ist wahr, die „Erde“ ist ein einheitlicher Dampfer. Jeder Staat der Erde ist indessen doch auch eine Art Schiff für sich. In einen einzigen riesigen Staat zusammenschweißt, wären die jetzigen Staaten alle sie trennenden Streitigkeiten los. Doch warum gibt es nicht wenig-

stens unter den Bürgern eines Erdenstaates jenes stille Einverständnis, das ich die Reisenden der „Bremen“ verbinden sehe? Warum gibt es dort satte und hungrige Bürger, hier jedoch nur satte Reisende? Warum kämpft dort Mann gegen Mann, warum betrügen sie einander, warum reißen sie einander fast jeden Bissen aus dem Munde, während sie hier ruhig leben, während es hier keinen Kampf ums Dasein gibt?

Auf der „Bremen“ wäre der Kampf der Reisenden um die Lebensgüter, die auf dem Schiff aufgespeichert sind, sinnlos. Jeder Reisende hat sein Bett, sein Frühstück, sein Mittagessen, sein Abendbrot. Niemand fällt es ein, von dem, was ihm vorgesetzt wird, etwas aufzuheben, zu ersparen, zu verstecken. Was er braucht, bekommt er ja doch zur rechten Zeit. Auf der „Bremen“ sind die Reisenden gleichberechtigt. Dafür bürgt der Kapitän.

Auf der „Erde“ kümmern sich die Kapitäne zu wenig um ihre Reisenden. Weder decken sie ihnen die Tische, noch stellen sie Brot und Fleisch darauf. „Nimm dir selbst, was du brauchst“, sagen sie. „Gehe selbst in die Vorratskammern und raffe zusammen, was du haben willst und kannst“, meinen sie.

Die Reisenden der „Erde“ haben keinen Überblick und fürchten deshalb, vom Lebensmittelmangel überrascht zu werden. Deswegen stecken sie unaufhörlich in den Vorratskammern und schnappen dort aufgeregt nach Lebensmitteln. Nur deshalb streiten und stoßen sie einander. Nur deshalb betrügen und schlagen sie einander. Deshalb schleppen sie auch mehr weg, als sie brauchen. Deshalb sparen und verstecken sie. Auf der „Bremen“ gibt es keine Sorge um das tägliche Brot.

Der Dampfer „Erde“ fährt schon unübersehbare Jahrtausende mit seiner Reisegesellschaft auf dem Weltallozean umher und ernährt sie schlecht und recht diese ganze lange Zeit. Immer hatte er genug Lebensmittel. Er verteilte sie indessen immer sehr mangelhaft. Es gab ungezählte Kabinen auf ihm, in denen die Reisenden Hungers starben.

In Brasilien verbrennt man noch heutzutage entsetzliche Mengen Kaffee, um ihn nicht zu billig werden zu lassen. Man versenkt

auch wohl ganze Schiffsladungen Kaffee ins Meer, um schneller seinen Preis zu retten. In Nordamerika machte man es oft ähnlich mit dem Weizen, wenn er zu wohlfeil zu werden drohte. Gibt es denn nicht Tausende und Abertausende Menschen, die Kaffee trinken und Brot essen möchten, die jedoch kein Geld haben? Kein Geld? Was ist das?

Auf der „Bremen“ hat jeder Reisende seinen Fahrschein, der ihn zum Brot- und Kaffeebezug ermächtigt. Der Fahrschein ist der Bezugschein für alles, was zum Leben auf dem Schiff notwendig ist. Es gibt keinen Reisenden auf der „Bremen“ ohne Fahrschein. Allerdings gibt es auch keinen mit überflüssigen Fahr-, das heißt Bezugscheinen.

Die Angst vor dem Lebensmittelmangel ist auf der „Erde“ ebenso unbegründet wie auf der „Bremen“. Sehr begründet ist dagegen auf der „Erde“ die Angst vor der unsinnigen, unvernünftigen, zerstörenden Habgier der Mitreisenden. Auf der „Bremen“ gibt es keine Habgier. Der Kapitän hält die Vorratskammern geschlossen und verteilt die Lebensmittel selbst. Hier steckt die zweite Hauptquelle aller Übel, die die Menschheit quälen.

Ich weiß, was du sagen willst. Alles, was ich hier aufgedeckt habe, sei wohl richtig; ich vergäße indessen die Schiffsmannschaft, die auf der „Bremen“ dem Kapitän gehorcht und ein anderes Leben führt als die Reisenden. Nicht wahr? Die Bedienungsmannschaft ist zufrieden, weil sie nur vorübergehend auf der „Bremen“, eigentlich jedoch auf der „Erde“ lebt. Wäre sie verurteilt, Tag für Tag, das ganze Leben lang, zu dienen und der nichtstuenden Menge der Reisenden zuzuschauen, so würde sie sich bestimmt auflehnen. Nicht wahr?

Recht hast du! Die Scheidung in die dienende und die genießende Mannschaft ist auf der „Bremen“ möglich. Sie ist harmlos, wenn sie fünf Tage dauert und nachher irgendwie aufgewogen wird. Sie kann einen Monat, ein halbes Jahr dauern. Ein ganzes Leben kann sie nicht ausfüllen.

Wäre der Ozean end- und uferlos und die Fahrt auf ihm ziellos, dann müßten die Arbeit und der Genuß gerecht verteilt werden.

Die „Bremen“ hat achthundert Reisende, die arbeiten, und zweitausendvierhundert Reisende, die nicht arbeiten. Würde man alle Reisenden gleichmäßig einspannen, so käme für alle ein zweistündiger Arbeitstag heraus. Wer könnte sich dabei beklagen? Gewiß niemand. Ohne Arbeit wäre ja das Leben schließlich doch allzu langweilig.

Der Dampfer „Erde“ hat natürlich auch seine Bedienungsmannschaft, die arbeitet und dient, Maschinen betreut, Tische deckt, aufräumt. Diese Mannschaft ist zufrieden, solange sie mit einem Entgelt nach der Landung rechnen kann. Dieses Entgelt stellt die Religion in Aussicht. Gibt es nach dem Tode ein ewiges Leben im sicheren Hafen, war also die Lebensfahrt auf der „Erde“ nur eine Episode, so bleibt die Bedienungsmannschaft mit Recht zufrieden. Sie war es in der Tat durch Jahrhunderte, weil sie sich von ihrem Glauben trösten ließ.

Wäre es indessen nicht doch vernünftiger und gerechter, auf der „Erde“ die Lebensfahrt so einzurichten, als gäbe es keinen Hafen, kein Ufer? Käme nicht auch auf der „Erde“ ein zweistündiger Arbeitstag für alle arbeitsfähigen Menschen heraus, wenn die ganze Menschheit wirklich arbeiten würde, und wenn ein einziger Kapitän die Lebensmittel gerecht verteilen würde?

Ich fahre erschrocken zusammen. Vor mir steht jemand. Ich war so in Gedanken versunken, daß ich ihn nicht kommen sah. Ich schaue ihm ins Gesicht. Der Kellner! „Schwarzen Kaffee, mein Herr?“ fragt er liebenswürdig. „Bitte“, antworte ich kurz. Der Salon ist nicht mehr leer. Das Mittagessen ist offenbar beendet. In diesem Augenblick ertönt die Geige. Das Orchester beginnt sein Nachmittagskonzert. Meine anderthalb Stunden ungestörten Nachdenkens sind zu Ende.

NEW YORK

Hoch oben, im vierzehnten Stockwerk, bewohne ich ein Schlafzimmer, ein Badezimmer und einen kleinen Salon. Eigentlich ist es das dreizehnte Stockwerk. Auf das zwölfte sehe ich unvermittelt mein vierzehntes folgen. Die Rücksicht auf abergläubische Gemüter erzwang offenbar den merkwürdigen Sprung. Die Fenster meiner Wohnung schauen gegen den Hudson hin. Über New York liegt eine lauwarne Nacht.

Das Manhattan Square Hotel liegt in der Siebenundsiebzigsten Straße, an der Siebenten Avenue. Auf der Landkarte der Riesenstadt, die ich sofort nach meiner Ankunft vom Landungsplatz vom Hotelpartier ausgehändigt bekam, ist mein Wohnort ein großer, roter Punkt. Von diesem Punkt aus werde ich zwei lange Monate New York beobachten und erleben! Von ihm aus werde ich meine Fäden über die Halbinsel Manhattan, aber auch über den Hudson hinweg nach New Jersey und über den East River hinweg nach Brooklyn spinnen!

Nachdenklich sitze ich vor meiner Landkarte. Ihr Maßstab erzählt mir, daß die Halbinsel Manhattan, das Gebiet des eigentlichen New York, eine ungefähr zwanzig Kilometer lange und im Mittel vielleicht sieben Kilometer breite Zunge bildet, die ihre Spitze ins Meer eintaucht. Wahrscheinlich ist diese Riesenzunge ein einziger Felsen. Wie könnte sie sonst auch die schweren Wolkenkratzer der Unteren Stadt tragen.

Der Stadtplan New Yorks ist außerordentlich einfach und durchsichtig. Wenigstens auf den ersten Blick. Der Länge nach zeigt er in gleichmäßigen Abständen breite, parallele Hauptstraßen. Das sind die Avenuen. Diese Avenuen werden senkrecht von Querstraßen gekreuzt. So entstehen Häuserblocks, eingesäumt von Avenuen und Straßen. Quadrate wie auf einem Schachbrett.

Das ungeheuer nüchterne Bild reizt irgendwie die Einbildungskraft. New York ist planmäßig gebaut worden! Ein ordnender Verstand wachte über seiner Wiege! Ein Feldherr, der ein Feldlager zu bauen hätte, würde wahrscheinlich denselben Plan benutzen! New York ist ein Feldlager. Das sehe ich auf den ersten Blick. Die Einwohnerschaft dieses größten menschlichen Ameisenhaufens ist — ein Heer!

Die Landkarte läßt mich nicht mehr los. Sie wird gesprächig. Die Avenuen haben keine Namen! Für unsere europäischen Begriffe erscheinen sie wirklich namenlos! Hier steht: Erste Avenue. Daneben sehe ich die Zweite Avenue. Halt! Dort ist die weltbekannte Fünfte Avenue, die reichste Prachtstraße der Welt! Alles, was in New York reich, bedeutend, wertvoll ist oder sein will, ordnete sich in die lange doppelte Prozession prachtvoller Paläste ein, die die Fünfte Avenue einzäunen.

Die Avenue hat trotzdem keinen wirklichen Namen! Sie wurde weder nach einem sehr reichen Unternehmer, noch nach einem Staatsmann getauft. Sie darf mit keinem Dichternamen prunken. Warum? Ein richtiges Heer kennt keine Standesunterschiede. Seine Verwaltungsbegriffe sind Zahlen, und seine Namen sind Ordnungszahlen.

Ich sehe elf Avenuen. Knapp an der Siebenten Avenue werde ich im Manhattan Square Hotel zwei Monate mit den größten Meistern der Welt Schach spielen. Welche Kämpfe werden gleichzeitig die lebenden Figuren des ungeheuren Schachbrettes, das hier vor mir abgebildet liegt, auszukämpfen haben?

Die Querstraßen des Avenuenstranges, die New Yorker Straßen, sind ebenfalls namenlos! Es gibt ihrer weit über zweihundert. Unten, nahe der Spitze der Manhattanhalbinsel, sehe ich die Erste Straße. Oben, im Stadtteil Bronx, dort, wo New York seinen Tiergarten pflegt, dort, wo die Manhattanhalbinsel mit dem amerikanischen Festland zusammengewachsen ist, liegt, mir scheint, die Zweihundertundvierzigste Straße. Ich mag mich wohl irren. Die Zahl, die einen Namen ersetzt, ist mir nicht wichtig. Mein Hotel liegt in der Siebenundsiebzigsten Straße.

Das alles gibt es nicht in unserem alten Europa. Bei uns haben die Städte verwickelte Pläne, krumme Gassen und Straßen und zahlreiche Plätze. Die Straßen und Gassen unserer Städte tragen Namen, die an verdienstvolle Männer erinnern. Der Städtebauer war in Europa der Zufall. Der Verstand machte sich verhältnismäßig spät über die vom Zufall entworfenen Pläne europäischer Städte her, um sie nachträglich auszubessern. In den Stadtplänen Europas sind jedoch wichtige Begebenheiten der Kulturgeschichte verzeichnet. Der Stadtplan New Yorks ist merkwürdig leer, als hätte er nichts zu berichten.

Doch! Unten, an der Spitze der Manhattanhalbinsel, in der Unteren Stadt, gibt es auch enge und krumme Gassen. Dort liegen die Reste einer Stadt, die europäisch angelegt wurde, die von Europäern gepflanzt wurde, in der leeren amerikanischen Luft jedoch nicht gedeihen konnte. Dort unten haben die Gassen noch Namen. Bis zur Ersten Straße hinauf, die die Reihe der namenlosen, poesielosen Straßen der amerikanischen Stadt eröffnet. Von dieser Ersten bis zur Zweihundertundvierzigsten Straße zieht sich das wahre New York hin. Das Heerlager.

Noch ein anderes, mächtiges Überbleibsel erinnert an alte Zeiten, in denen die ersten Einwanderer noch dem Wahn ergeben waren, in Amerika sei eine europäische Stadt möglich: der Broadway. Das ist die längste und die breiteste Prachtstraße New Yorks. Der Broadway durchläuft die Manhattanzunge von ihrer Spitze bis zu ihrer Wurzel. Nur ein ganz oberflächlicher Beobachter könnte ihn unter die Avenuen einreihen. Der Broadway ist keine gerade Straße, wie es die Avenuen sind. Er läuft nicht parallel mit den elf Avenuen. Er schneidet sie der Reihe nach, wobei er allmählich dem Hudson zustrebt. Diese großartige Hauptstraße New Yorks hat sogar einen richtigen Namen.

Der Broadway ist eine strategische Straße! Auf ihr marschierte das Heer, das in der Unteren Stadt gelandet wurde. An ihr, rechts und links, baute sich das Heer sein Lager. Noch heute baut es daran. Der Broadway ist ganz zweifellos eine Heerstraße! Er ist das Rückgrat New Yorks, das die Untere und

die Obere Stadt, die europäische und die amerikanische, trägt, die Stadt und das Lager verbindet und irgendwie eine organische Einheit daraus macht.

Ich sehe, wenn ich in die Vergangenheit zurückträume, ein Heer, das sich auf dem Manhattanfelsen festgesetzt und gesichert hatte. Späht es nicht mit argwöhnischen Augen nach den gegenüberliegenden Ufern des Hudson und des East River hinüber? Muß es nicht früh Vorposten über die beiden mächtigen Ströme, die sein Lager beschützen, vorgetrieben haben?

Den Vorposten folgten größere Heeresabteilungen. So entstand jenseits des Hudson die Vorstadt New Jersey und jenseits des East River die Vorstadt Brooklyn. Zwei riesige befestigte Brückenköpfe.

Das alles erzählt mir mein Stadtplan. Träume ich? Noch nie beunruhigte mich der Plan einer großen Stadt mit ähnlichen Bildern. Die Pläne Londons und Berlins quälten mich nicht ein einziges Mal. In Paris, Wien, St. Petersburg, Budapest, Prag und Warschau war mir der Stadtplan lediglich ein unaufdringlicher Führer durch den Irrgarten der Straßen und Gassen. Warum ist gerade der Plan von New York so geschwätzig und doch so abstoßend nüchtern?

Mein Hotelzimmer hängt hoch oben über dem Pflaster der Siebenten Avenue. Unser Hotel ist für einen Europäer ein Wolkenkratzer, obwohl es nur knapp zwanzig Stockwerke besitzt. Aus dem Fenster meines kleinen Salons schaue ich über die Dächer der benachbarten Häuser hinweg, weit hinaus, gegen das Ufer des Hudsonstromes zu. Links versperren mir wirkliche Wolkenkratzer die Aussicht, gewaltige Riesen, die sich kühn aus der Unteren Stadt erheben.

Unter meinem Fenster entsteht plötzlich ein ohrenbetäubendes Getöse. Über der Siebenten Avenue, nur in Stockwerkshöhe, läuft das Geleise der Hochbahn. Es ruht auf einem kräftigen eisernen Gerüst, das von schweren Stützpfählen getragen wird. Die Füße der eisernen Stützböcke stehen, die Siebente Avenue

überbrückend, in regelmäßigen Abständen links und rechts auf dem Gehsteig.

Die Bahn läuft die Avenue entlang. Sie hat vier Geleise. Die beiden mittleren dienen den Schnellzügen, die beiden anderen den gewöhnlichen Personenzügen. Unaufhörlich donnern die Züge über der Avenue, die selbst voll von Fahrzeugen und Menschen, voll Lärm und Gewimmel ist.

Alle zwei Minuten kommt ein Zug. Jede Tag- und Nachtstunde. Jeden Tag, Jahr für Jahr. Die ganze Siebente Avenue entlang, ganz New York entlang, fährt unermüdlich, unaufhörlich, dieses schreckliche, teuflische Paternosterfahrgetriebe. Das eiserne Traggerüst stöhnt, die Schienen quietschen, die Räder donnern . . .

Wenn ich die Augen schließe, glaube ich, daß alle zwei Minuten ein gespenstiges Maschinengewehrfeuer losrattert. Öffne ich sie, so sehe ich, daß sich alle zwei Minuten ein Schwarm Reisender aus den Eisenbahnwagen auf die Haltestelle ergießt, die gerade unter meinem Fenster auf dem Traggerüst der Hochbahn hockt.

Reisende? Sind das wirklich harmlose Reisende? Sind es nicht Soldaten, die in den Schützengraben eilen? Liegt nicht irgendwo, sehr nahe irgendwo, die Front, die unersättlich Kompagnien und Bataillone frißt? Dieses Feuer, das ich dort im Hintergrund sehe, zischt doch aus den Mäulern verborgener Geschütze!

Nicht doch! Um Gottes Willen, nein! Das ist lediglich der wimmelnde Abglanz ungezählter Lichter des Broadway, der Avenuen, der Querstraßen. Doch warum sind die Lichter bald weiß, bald wieder rot und gleich darauf grün? Warum sind sie so lebendig, bewegt? Warum erlöschen sie, um sofort wieder aufzuflammen? Was bedeutet dieser gleichmäßige Rhythmus des Aufflammens und des Erlöschens? Sehe ich nicht am Ende doch nur Lichtzeichen, die das Feuer der Geschütze, der Maschinen- und der Handgewehre lenken und ordnen?

Nein, nein! Das sind Trugbilder. Selbstverständlich. Einige hundert Meter von hier liegt der Broadway. Dort wimmelt es von Kraftwagen, die alle dahinrasen, an den Straßenkreuzungen

jedoch immer wieder halten müssen, weil ihnen die Verkehrslichtzeichen den Weg versperren. Die Kraftwagen bilden auf dem Broadway eine einzige ungeheure, schwarze, außerordentlich lebendige Schlange, vom äußersten Ende der Manhattanhalbinsel bis zu ihrer Wurzel am amerikanischen Festland.

Kraftwagen? Automobile oder Tanks? Wer sitzt in ihnen? Reisende oder Soldaten? Was verbirgt sich hinter dem Rauschen, dem Surren, hinter dem Lärm, der vom Broadway aufsteigt? Was heult dort rückwärts, wo ich den mächtigen Hudsonstrom vermute, wo die unermesslichen New Yorker Hafenanlagen liegen müssen? Sirenen? Lautzeichen? Sind es wirklich nur die durchdringenden Warnungslautzeichen der kleinen Personendampfer, die zwischen New York und New Jersey hin und her eilen?

Im Hintergrund von all dem hämmert das mürrische Brummen der Riesenstadt: der Widerhall, ein Lautgewimmel, tausendstimmiges Rauschen. Die Riesensymphonie des New Yorker Verkehrs braucht wie jede andere große Symphonie ihr großes Orchester. Dieses Orchester spielt Tag und Nacht, bald leise, bald laut, bald weich, bald wild, immer jedoch furchtbar, so furchtbar, daß es dem Zuhörer, der sich seinen Klängen ergibt und in sie versinkt, durch Mark und Bein geht.

Ist das wirklich nur eine Stadt, die da dröhnt? Höre ich nicht vielmehr den Donner riesiger Geschütze, die irgendwo in der Ferne dumpf krachen und grollen? Bin ich nicht am Ende doch mitten im Feuer, im wilden, unsinnigen Feuer ungezählter Gewehre, Tanks, Kanonen? Schmelzen nicht in Wirklichkeit ungezählte Schüsse in ein einziges gespenstiges Dröhnen zusammen?

Meine Stirne ist heiß, mein Kopf schwer. Wo bin ich eigentlich? Wohin habe ich mich verirrt? Welchen Sinn hat alles, was ich da sehe und höre? Ist das New York oder eine Schlachtfeld, eine mir unbekannt Stadt oder ein Schlachtfeld? Bin ich in der Mitte eines mir unbekanntes Volkes oder in der Mitte eines Heeres?

Nein, ich träume nicht! Nein, mein Kopf ist nicht benommen! Nein, kein Fieber jagt durch mein Blut gespenstische Trugbilder!

New York ist eine Front, New York ist ein Schlachtfeld. Die Einwohnerschaft dieser Riesenstadt ist ein Heer. Das Dröhnen und Donnern, das rings um mich herum aufsteigt, ist Kampfgetöse. New York ist das größte, das lärmendste, das furchtbarste Schlachtfeld der menschlichen Welt!

Über New York schwebt ein gespenstisches Ungeheuer, das die Menschen beunruhigt, sie verfolgt und durcheinanderwürfelt; der Feind, dem das Geschützfeuer, das Donnern, das Dröhnen gilt; die Gefahr, auf die die Licht- und die Lautzeichen unaufhörlich aufmerksam machen: die Reklamelichter, rot, weiß, grün, die Sirenen der Dampfer und der Kraftwagen, die Pfeifen der Kähne und der Wachleute. In New York sind zwei furchtbare Feinde aneinander geraten. Nirgends in der Welt fühlt man dies auf die gleiche Art, weder in London, noch in Paris, auch nicht in Berlin.

New York ist das angegriffene Feldlager eines großen menschlichen Heeres. Wer führt dieses Heer? Wer ist das Scheusal, das ihm als Feind gegenübersteht? Das arme Heer kämpft ohne Rast, Tag und Nacht, jahraus, jahrein. Am Rieseneingangstor der Vereinigten Staaten Nordamerikas, in diesem größten Ameisenhaufen der Welt, trägt alles Waffen, groß und klein, jung und alt, Mann und Weib. Man muß diese Waffen bemerken, wenn man mit offenen Augen zuschaut.

Es hat Tage, es hat Wochen gedauert, bevor das furchtbare Bild, das mir New York am ersten Abend in den unvorbereiteten Kopf gepreßt hatte, ein wenig verblaßt war. War es ein Trugbild? War es eine Ausgeburt überspannter Nerven, die zweifellos während und unmittelbar nach der Landung in Amerika schwer gelitten hatten? War es das Kind der unruhigen ersten Nacht in fremdem Land, die alles noch viel schrecklicher malt als eine gewöhnliche Nacht?

Ich war am Morgen nach dieser ersten Nacht in New York mit meiner Einbildungskraft unzufrieden. Es war ein schöner Morgen. New York hat ungefähr die geographische Breite Neapels,

und sein Frühling klopft deshalb schon sehr früh im Februar an die Tür. Ich besuchte an diesem Morgen den Central Park, den unmittelbaren Nachbar meines Hotels, schon ohne Überrock. Es war angenehm warm.

Der klare Himmel spannte mir einen weiten Rahmen für rosige Bilder. Ich bemühte mich, gemächlich einerschleudernd, eine friedliche, angenehme, gewiß gewaltige, aber doch sehr erträgliche Stadt zu sehen. Es ging nicht recht. Es ging, wie ich glaubte, noch nicht recht. Mein Kopf war noch zu voll der ersten, beunruhigenden Eindrücke.

Ich fand eine Bank im weitausholenden Central Park. In der Ferne bemerkte ich Riesen, Wolkenkratzer. An mir vorbei rasten Kraftwagen. Der Park war nicht allzu gepflegt. Ich sah weggeworfene Zeitungen, auch allerlei nachlässig hingeworfene Abfälle.

Leise klang die Kriegssymphonie in der Erinnerung an den Abend des Vortages nach. Vom Broadway her kam gedämpfter Lärm. Es war ein kranker Lenz, der da zerfetzt in den Bäumen hing, der da mühsam den Rasen frisch zu färben versuchte. Ein Kriegslenz?

Die Schachkämpfe unseres großen Turniers begannen am dritten Tage nach meiner Ankunft in New York. Sie hielten mich fast jeden Nachmittag gefangen. Vormittags dagegen besuchte ich fast regelmäßig meinen Central Park. Der richtige, der herzerfrischende europäische Frühling wollte indessen nicht kommen. Es kam nur seine Wärme.

Dafür häuften sich Eindrücke, die immer wieder an jenes erste schreckliche Bild erinnerten, das ich bekämpfte, das ich auslöschten wollte. Ich sammelte sie auf dem Broadway, in der Unteren Stadt, im Gasthaus, im Theater. Sie erzählten hartnäckig immer wieder dasselbe. Warum? Weil sie es immer wieder demselben Kopf erzählen mußten? Oder waren sie doch Einzelheiten eines Gesamtbildes, das sich nicht abdrängen ließ?

Warum, zum Beispiel, ist Amerika so voll von seiner Standardisierung? Warum baut es seine Kraftwagen, Grammophone,

Rundfunkgeräte, Fahrräder, seine Anzüge, Wohnungen, Konserven in ungezählten gleichen Stücken? Das Standardisieren, die Herstellung der Verbrauchsgüter nach je einem einzigen Muster, ist ein Uniformieren. Jedes Heer muß eben seine Uniformen haben!

Die Vereinigten Staaten sind — um einen anderen Eindruck zu beschreiben — voll der verschiedensten Völker und Stämme. Sie machen sich indessen wegen der Eigenheiten dieser Völkerschaften keine Sorge. Sie kümmern sich nicht um deren Sprachen. Warum? Kein Heer spricht viel. Jedes Heer braucht indessen einige kurze Sätze irgendeiner Sprache. Es braucht eine Befehlssprache.

Das ist das Geheimnis des Englischen als der Staatssprache der Nordamerikanischen Union. Da stecken aber auch die Wurzeln der Schlagzeilen, die Amerika erfunden hat, die in amerikanischen Tageszeitungen zu Hause sind, die, am Kopf der Berichte schreiend, ebenso wortkarg sind wie Befehle, die der Truppe zugeschrien werden.

Amerika kümmert sich wenig um die menschlichen Unterschiede seiner Bürger. Warum? Dem Heer ist jeder Mann Soldat, den Vereinigten Staaten ist jeder Bürger Amerikaner. Ein Heer ist jedoch noch kein Volk. Die Einwohnerschaft der Vereinigten Staaten ist kein Volk, sie ist nur ein Heer.

Der Europäer hat — der Eindruck ließ sich nicht abweisen — offenbar schon längst seine Uniform ausgezogen, wenn er sie seinerzeit getragen hat. Der Europäer ist nicht mehr Soldat, nämlich Soldat in einem übertragenen Sinne, so nämlich, wie der Amerikaner noch Soldat ist. Der Europäer ist schon irgendwie zu Hause, bei seiner Familie, bei seinem Herd. Der Amerikaner ist es noch nicht.

Sah ich richtig? Verrät sich denn nicht immer wieder der Einwanderer im Amerikaner, der unvermutet eine Bemerkung voll verschleierte Heimwehs, voll unterdrückter Sehnsucht nach dem fernen Lande seiner Väter, fallen läßt? Quält nicht das gleiche Heimweh den Soldaten im Schützengraben, an der Front?

Warum pilgern denn die Amerikaner immer wieder in ihre alte Heimat, nach Europa? Weil der Soldat keinen Urlaub vorübergehen läßt, ohne nach Hause zu fahren!

Meine Wohnung im Manhattan Square Hotel ist mitten im Kriegslärm New Yorks ungewöhnlich ruhig und still. Den ganzen lieben Tag öffnet niemand die Wohnungstür. Ich habe keine Ahnung, wann die Negerin aufräumt und alles immer wieder in Ordnung bringt. Sicherlich vormittags, während meiner Vorstöße auf den Broadway oder während meiner Spaziergänge im Central Park.

Die Stille des Heims ist angenehm; sie darf jedoch das Gefühl der Verlassenheit nicht aufkommen lassen, um nicht furchtbar zu werden. Der Europäer fühlt sich zu Hause geborgen. Den Amerikaner treibt das Einsamkeitsgefühl aus der zu ruhigen Wohnung. In Amerika vermißt man vom ersten Tage an die sorgende Hand der Hausfrau, die Aufmerksamkeit der Bedienung, das Gefühl der Sicherheit, der Geborgenheit, kurz, alles, was das europäische Heim, aber auch das europäische Hotel bietet.

Eine bittere Überraschung bereiteten mir schon am ersten Morgen die ungeputzten Schuhe. Niemand nahm sich ihrer an. Zunächst dachte ich natürlich, es gäbe keine richtige Ordnung im Hotel. Bald jedoch erfuhr ich die ungeschlachte Wahrheit: Jeden Morgen mußte ich einen Schuhreinigungsladen in der Nähe unseres Hotels aufsuchen, um mir immer wieder den verlorenen Glanz meiner Schuhe zurückzukaufen.

Die ungeputzten Schuhe waren noch nicht vergessen, als ich neun Jahre später zum zweiten Male nach New York kam. Diesmal wohnte ich im Riesenhotel Commodore. Nun, auch diesmal kümmerte sich niemand um mein Schuhwerk.

New York bildet in dieser Beziehung keine Ausnahme im Chor der nordamerikanischen Städte. Washington, Pittsburg, Niagara Falls haben denselben Standpunkt in der Schuhbehandlung. Der Schlafwagen, der mich durch die Vereinigten Staaten und

durch Kanada herumführte, war mehr als eine Woche lang mein Hotel. Der Neger, der den Wagen betreute, hatte keinen Sinn für glänzende Schuhe.

War es die Verärgerung, die mir einen neuen Zug in das düstere Bild New Yorks einfügte, dem ich so gern entflohen wäre, als ich jeden Morgen ungeputzte Schuhe anziehen mußte? Welchen neuen Zug? Nun, dem Soldaten reinigt auch niemand das Schuhwerk, wenn er es nicht selbst tut. Der Europäer, den das Schicksal auf das Riesenschlachtfeld New Yorks hingeworfen hat, muß sich dem Soldatenleben anpassen!

Im amerikanischen Hotel ist die ganze Bedienung irgendwie automatisiert. Jedes Hotelzimmer hat seinen Baderaum. Der Gast richtet sich natürlich sein Bad selbst. Im Baderaum hängt ein Sack für schmutzige Wäsche, neben ihm ein vorgedrucktes Wäscheverzeichnis, das der Gast ausfüllt. Ein unsichtbarer Wärter entfernt den gefüllten Sack und bringt die gereinigte und gebügelte Wäsche wieder zurück. Das Wäscheverzeichnis spannt eine Verständigungsbrücke vom Gast zur Waschanstalt. Die Rechnung bezahlt man an der Hotelkasse. Ein unsichtbarer Wärter trägt den Anzug weg und bringt ihn gebügelt zurück. Die Verständigung des Hotelgastes mit ihm braucht auch in diesem Falle keine Worte. Verabredete Zeichen genügen.

Im Hotelzimmer gibt es an heißen Sommertagen kein Trinkwasser für Neulinge, die das allmächtige amerikanische Automatisieren nicht kennen. Als ich am 4. September 1936 zum zweiten Male in New York ankam, brütete eine schier unerträgliche Hitze über der unheimlichen Riesenstadt. Der Durst packte mich abends, vor dem Schlafengehen, mit glühender Faust. Ich füllte mir ein Glas mit Waschtischwasser. Der Waschtisch hatte selbstverständlich warmes und kaltes Wasser. Das kalte Wasser war aber leider ungenießbar. Es war viel zu warm für meine ausgetrocknete Kehle.

Es war zum Verzweifeln. Ich wußte, daß es aussichtslos war, auf frisches Wasser zu hoffen, das der Zimmerwärter bringen würde. Es gibt im amerikanischen Hotel keine Zimmerwärter, keine Zimmerkellner. Es gab wohl eine Bar tief unten, im Unter-

bau des gewaltigen Gebäudes. Sich anziehen, hinunterfahren, ein Glas irgendeiner durststillenden Flüssigkeit austrinken und wieder zurückfahren?

In diesem Augenblick bemerkte ich in der Waschtischmitte einen Knopf und unterhalb des Knopfes ein dünnes Auslaufrohr. Ich drückte auf den Knopf. Aus dem Röhrchen zischte ein dünner Wasserstrahl. Ich kostete das Wasser. Es war eiskalt. Der durstige Gast muß sich selbst bedienen. Er hat es ja so leicht: Eine herzerfrischende, reine Quelle entspringt der Waschraumwand!

Im Hotelzimmer hast du das Telephon, im Hotelzimmer hast du den Briefkasten, in den eine unsichtbare Hand dich suchende Briefe wirft. Im Hotel findest du eine Bar, ein Kaffeehaus. In der Hotelhalle kannst du Zeitungen, Zigaretten kaufen. Unten, im Unterbau des Hotels, gibt es Verkaufsläden für allerlei wichtige Bedarfsgüter. Sogar eine Haltestelle der Untergrundbahn gibt es in der Kellerwelt des Hotels Commodore, das im Herzen New Yorks unzählige Gäste beherbergt.

Was wünschst du noch? Hast du nicht alles, was du brauchst, ist nicht alles sorgsam vorbereitet? Doch. Alles ist da. Alles ist indessen tot. Lauter Automaten umgeben dich. Überall, wohin du dich auch wendest, starrt dich ein toter Wärter an. Das Hotel hat keine Seele. Das amerikanische Hotel ist eine Kaserne, und du bist eine Nummer in ihr. Ein Soldat. Ganz Amerika ist eine einzige, unermesslich große Kaserne.

Tief unter der Erde donnern in New York die Züge der elektrischen Untergrundbahn. Die wichtigste Linie ist unter dem Broadway versteckt. Eine Seitenlinie führt nach Brooklyn hinüber. Der mächtige East River ist kein Hindernis auf diesem Seitenwege. Die Untergrundbahn bohrt sich ihren Weg durch den Felsen unterhalb des Strombetts.

Die Untergrundbahn hat vier Geleise. Die beiden mittleren dienen den Expresß-, die beiden äußeren den gewöhnlichen Zügen. Die Expresßzüge halten nur an sehr wichtigen Stellen. Die gewöhnlichen Züge halten fast an jeder Querstraße der Avenuen. Aus der Unteren Stadt fahre ich zum Beispiel bis zur

Siebzigsten Straße mit dem Expreszug; von dort an benutze ich einen gewöhnlichen Zug bis zu meiner Siebenundsiebzigsten Straße.

Die Züge der Untergrundbahn sind gewöhnlich gut besetzt; morgens, mittags und abends sind sie zum Bersten voll. Um fünf Uhr nachmittags ist in der Unteren Stadt die ganze, gewaltige Haltestelle der Untergrundbahn ein schrecklicher, tief unter dem Erdboden wimmelnder Ameisenhaufen. Alles eilt aus dem Geschäftsviertel nach Hause.

In einem solchen beängstigenden Gedränge ist man merkwürdig allein und verlassen. Der Soldat, den man in ein fremdes Regiment hineinsteckt, ist auch allein. Niemand kümmert sich um dich. Niemand fragt, wohin du fährst, wo du aussteigen willst, welchen Platz im Wagen du belegen möchtest. Niemand fragt nach deinem Fahrschein.

Von der Straße herunterkommend, erreichst du am Ende der in die Unterwelt führenden Treppe den Eingang zu den Bahnsteigen der Untergrundbahn. Du ziehst ein Fünfcentstück, einen sogenannten Nickel, aus der Tasche. Hast du kein Kleingeld, so wechselst du einen Dollar an dem die Verlegenheit vorausschauenden Schalter vor dem Bahneingang. Den Eingang selbst versperrt eine lange Reihe von Drehtüren, aus robusten Drehachsen und sehr kräftig gebauten Speichenkreuzen bestehend. Das Kreuz läßt sich nicht drehen, wenn du es nicht durch Einwerfen des Nickels in seine Sammelbüchse bestichst. Du zahlst also deine fünf Cent, dringst durch das Eingangsrad und stehst im Gebiet der Untergrundbahn. Du bist ihr willkommener Gast geworden. Einer ihrer ungezählten namenlosen Gäste. Eine Nummer.

Züge donnern heran und setzen sich sofort wieder kreischend in Bewegung. Lichtzeichen warnen, rufen, lenken, melden. Der Fünfcentgast der Untergrundbahn ist auf jedem Zug willkommen. Er kann Expres- oder gewöhnliche Züge benutzen. Er kann im Wagen sitzen, oder, wenn er keinen Sitzplatz findet, stehen. Er kann umsteigen, wo er will, wie oft es ihm beliebt. Er darf fünf Minuten oder fünf Stunden fahren. Solange er

nicht auf irgendeiner Haltestelle die Ausgangsdrehtür hinter sich hat, kann er umherreisen, wie er will. Die gezahlten fünf Cent überspannen einfach die Entfernung irgendwelcher zweier Drehtüren.

Die Wolkenkratzer der Unteren Stadt sind wundervolle Riesengebäude. Der Hauptflur des Wolkenkratzers, den man, von der Straße kommend, betritt, ist eine lange, mit Marmor getäfelte Halle mit je einer Türreihe auf jeder der beiden Längsseiten. Jede der Türen führt in einen Personenaufzug. Es gibt Express- und gewöhnliche Aufzüge. Die Expressaufzüge halten nur in jedem zehnten Stockwerk, die dazwischen liegenden erreicht man, umsteigend, mit einem gewöhnlichen Aufzug. Man fährt zum Beispiel sehr rasch bis zum neunzigsten Stockwerk, steigt um und reist gemächlich noch fünf Haltestellen weiter in das fünfundneunzigste Stockwerk.

Alles kann man allerdings nicht automatisieren, auch nicht in Amerika, nicht einmal in New York. Jemand muß den Staub aufwischen, jemand muß das Zimmer aufräumen, die Badewanne reinigen, die Schuhe putzen. Jemand muß den Aufzug bedienen. Der Ofen der Zentralheizung muß von jemand geheizt werden. Es gibt ungezählte einfache Verrichtungen, die immer noch der Hand eines Menschen anvertraut werden müssen.

Für solche Verrichtungen, die Amerika haßt und verachtet, erschuf Gott den Neger! Die Stubenmädchen des Hotels sind Negerinnen. Sie werden allerdings von einer weißen Frau beaufsichtigt und angeführt. Jedes Stockwerk des großen Hotels hat eine weiße Aufseherin. Den Aufzug bedient ein schwarzer Liftboy. Den Ofen heizt ein Neger.

Die Neger sind die Kolonialtruppe des amerikanischen Heeres. Im furchtbaren Krieg New Yorks und Amerikas mit dem unsichtbaren Feind kämpft diese Truppe an den schlechtesten Frontabschnitten, jedoch unter dem Befehl weißer Offiziere.

Die schwarzen Regimenter New Yorks haben ihre eigene Kaserne — Harlem, das Negerviertel. Überall in den Vereinigten Staaten leben die Neger abgesondert von den Weißen.

Überall in den großen nordamerikanischen Städten gibt es Negerviertel — Kasernen der Kolonialtruppen Amerikas. Das alles gibt es in Europa nicht. Die europäischen Städte sind keine Feldlager. Die europäischen Hotels bemühen sich, ihren Gästen das Heim zu ersetzen, sie wollen keine Kasernen sein. Sie wollen Reisende beherbergen und nicht Soldaten. Die europäischen Bahnen sind nicht automatisiert, die europäischen Paläste sind keine Wohnautomaten. Der Europäer ist gewohnt, die Menschen, die ihm das Zimmer, die Kleider, die Schuhe reinigen, zu sehen. Er sieht den Mann, der den Zugang zum Bahnsteig überwacht, den Schaffner, der die Plätze im Wagen zuteilt. In Europa ist die Dienerschaft keine verachtete Klasse, keine als minderwertig angesehene Rasse. Das Stubenmädchen, die Köchin, der Gärtner, sie sind alle Mitgenossen des Hauses, das sie betreuen. Der Europäer ist nie allein, nie verlassen, weder zu Hause noch auf der Reise. Der Amerikaner ist von Automaten umgeben. Im Hintergrund seiner Umgebung, hinter und unter den Automaten, wirkt der Neger. Der weiße Amerikaner sieht den ihm dienenden Neger ebenso wenig oder sogar weniger an als seine Automaten.

Als im Frühjahr 1927 meine New Yorker Tage zur Neige gingen, als ich, nach einem zweimonatigen Aufenthalt, in der größten Stadt der Welt schon einigermaßen eingelebt war, war das Idealbild Amerikas und der Amerikaner, das ich in die neue Welt mitgebracht hatte, schon gründlich zerstört und zerfetzt. Die erlebte Wirklichkeit hatte mit dem aus flüchtigen Beschreibungen zusammengestellten Bilde einer wohlwollenden Einbildungskraft so gut wie nichts gemein. Meine Augen malten langsam aber beharrlich an der furchtbaren Skizze herum, die am ersten Abend meiner New Yorker Zeit in harten Zügen entworfen wurde. Sie waren allmählich sehr mißtrauisch geworden.

Es war nur natürlich, daß ich schließlich auch das vielgepriesene und vielbeschriebene amerikanische Tempo zu studieren anfang.

Läuft die Zeit in Amerika, in New York, wirklich anders als in Europa, als zu Hause? Ist dieses Brodeln der Riesenstadt, das Tag und Nacht die Ohren füllt, die Folge einer Arbeitssiedehitze, die Europa nicht kennt? Müssen wir von den Amerikanern lernen, wie man leben, wie man arbeiten soll?

Es ist wahr, alles in dieser Welt ist relativ. Die Zeit läuft nicht überall gleich schnell. Selbst im Leben eines einzelnen Menschen läuft vieles langsam, anderes wieder schnell ab, obwohl die Uhr keine Unterschiede in der Geschwindigkeit des Ablaufs anzeigen würde. Es wäre möglich, es wäre verständlich, daß amerikanische Uhren die Zeit anders messen als europäische.

Zeitmessungen allein werden indessen dem amerikanischen Tempo, so wie wir es uns vorstellen, so wie es uns beeindruckt, nicht gerecht, jenem Tempo, das uns unerreichbar erscheint, weil wir glauben, ihm nicht gewachsen zu sein.

Wie man alles, was man nicht aus eigener Anschauung kennt, gern und notgedrungen irgendwie idealisiert, so haben wir uns unter dem Druck der Reklame auch ein Idealbild des amerikanischen Tempos geschaffen. In diesem idealisierten Bilde sehen wir den Amerikaner mit ungeheurer Tatkraft, zielbewußt, richtig und genau in undenkbar kurzer Zeit alles vollbringen, was er anzupacken für gut findet. In unsern europäischen Köpfen verankerte dieses Bild die beschämende Überzeugung, daß der Amerikaner alles besser und vor allem schneller erledige als wir.

Wie steht es nun in Wirklichkeit mit dieser märchenhaften Schnelligkeit der schaffenden Arbeit, die wir amerikanisch nennen? Woher hat der Amerikaner das staunenswerte Wissen, das ihn befähigt, alles einfach aus dem Ärmel zu schütteln? Woher hat er die riesige Tatkraft, die schon im ersten Anlauf jedes Hindernis überrennt?

Eine gerechte Antwort auf diese Fragen kann man nur geben, wenn man die amerikanische Arbeit sorgfältig beobachtet, wenn man Werkstätten und Büros besucht, die Anstrengungen und die Erfolge unbefangen gegeneinander abwägt, kurz, wenn man

alle Vorurteile unterdrückt und alle eingeredeten und eingehämmerten Minderwertigkeitsgefühle des Europäers ausschaltet.

Ich sah in den Vereinigten Staaten gewaltige Werkstätten und war in großen Büros von New York. Ich sah, wie Amerikaner arbeiten, und konnte ihr Wissen, ihre Fähigkeiten, abschätzen. Ich sah nichts Besonderes, nichts Überraschendes, nichts, was dem Europäer unerreichbar wäre. Im Gegenteil. In Europa sah ich, ich sage es mit gutem Gewissen, bessere und schönere Arbeit.

In Deutschland arbeitet man im Durchschnitt zweifellos genauer als in Amerika. Sehr oft auch schneller. Die Fachausbildung ist in Europa durchschnittlich höher als in Amerika. Das sogenannte amerikanische Tempo ist etwas ganz anderes, als wir Europäer glauben. Dieses amerikanische Tempo ist ein wesentlicher Zug im großen Bilde Amerikas, das vor meinen Augen steht.

Rasche Gesten und schnelle Entscheidungen sind dem Menschen eigen, der sich bedroht fühlt. Sie können auch noch einem Menschen anhaften, der so lange unter dem Druck schwerer Gefahren stand, daß er schließlich gewohnheitsmäßig rasch urteilt und zufaßt.

Tiefe Gedanken, wertvolle Erkenntnisse, große Systeme lassen sich nicht aus dem Ärmel schütteln. Mindestens neunzig vom Hundert der Genialität bestehen aus durchdachter, schwerer, ausdauernder Arbeit. Wer immer nur dem ersten Eindruck folgt, wird nie große, dauernde Werte schaffen.

Gewiß gibt es Verrichtungen, die lediglich geschickten Händen anvertraut werden sollten. In solchen Verrichtungen könnte sich ein überraschendes Arbeitstempo offenbaren. Trotzdem sieht man in Amerika auch keine Geschicklichkeitsrekorde, die in Europa undenkbar wären. Die amerikanischen Spezialisten arbeiten kaum schneller als die europäischen. Vielleicht läuft die geistige Arbeit in Europa langsamer als in Amerika. Sie wird jedoch in Europa unzweifelhaft mit gründlicherem Fachwissen geleistet als drüben.

Das wahre Wesen der von einer ungemein geräuschvollen Reklame sorgsam im blendendsten Scheinwerferlicht gehaltenen amerikanischen Arbeitsweise konnte ich aus einigen scheinbar ganz bedeutungslosen kleinen Alltagserlebnissen herauschälen, als mich der brennende Wunsch, das amerikanische Tempo in mein Gesamtbild New Yorks und Amerikas richtig einzufügen, zu größter Aufmerksamkeit antrieb. Es ist einfach und durchsichtig. Mir wenigstens erscheint es heute außerordentlich einfach.

Beim ersten Frühstück bediente mich im Februar und März 1927 ein Kellner, der mir reichlich ungeschickt und, sagen wir, für sein Fach unbegabt vorkam. Erfahrungen aus Europa, die mich immer wieder an sorgfältige und doch unauffällige Bedienung erinnerten, machten mich allmählich aufmerksam. Eines Morgens fragte ich meinen Kellner, ob er Amerikaner sei.

Seine Antwort war sehr überraschend. Er war Schweizer. Er lebte jeden Winter in New York, um jedes Frühjahr wieder in seine Heimat zurückzukehren. Ein Schweizer Kellner so wenig anständig? Unmöglich! Ich konnte mich mit meiner ersten Frage nicht begnügen. Vorsichtig weiter fragend, erfuhr ich mehr. Mein Mann war gar kein richtiger Kellner. Zu Hause, in der Schweiz, betrieb er das Schneiderhandwerk. Im Winter war er Kellner! In New York!

Ich lernte während des Weltschachturniers 1927 einen Herrn kennen, der, wie sich herausstellte, mein Landsmann war. Er löste sich eines schönen Tages aus der Zuschauermenge, die unsere Schachische belagerte, heraus und sprach mich an. Sein Name war mir nicht unbekannt. Ich erinnerte mich, daß er vor Jahren, in Europa, Sänger war, jedoch nicht rasch genug vorwärtskam und dann aus meinem Gesichtskreis verschwand.

Ob er noch singe? Ob es in Amerika leichter sei, vorwärtszukommen, fragte ich. Er gab ausweichende Antworten, lenkte das Gespräch geschickt und, wie mir schien, liebenswürdig auf die großen Schachkämpfe und bot sich mir als Führer durch New York an. Ich war entzückt.

Sein Wagen war schön. Wir fuhren kreuz und quer durch New York, stundenlang, ganze Vormittage lang. Wir besuchten das chinesische, das jüdische, das Negerviertel. Wir sausten nach Brooklyn hinüber. Wir besprachen alles und jedes. Mein liebenswürdiger Führer half mir ausgiebig, mein Bild New Yorks auszubauen und zu vertiefen.

Schließlich kam es doch heraus. Mein Sänger war schon lange kein Sänger mehr. In Cincinnati hatte er jetzt eine — Leichenbestattungsanstalt. Sie gab ihm alles, was ihm in Europa der Gesang nicht geben wollte: Brot, Ruhe, Behaglichkeit.

Solche Amerikaner gibt es eine Unmenge. Die Grausamkeit des Lebenskrieges zwang sie, ihren ursprünglichen Beruf hinzuwerfen und ein neues Leben zu beginnen. Sie taten es alle mit einer Entschlossenheit, die unter gewöhnlichen Verhältnissen unglaublich erscheinen würde, mit einer Schnelligkeit, die von der Ferne besehen Eindruck machen muß, mit einer Unternehmungslust, die in ihrer Einfachheit und Naivität wunderbar ist, zum mindesten für einen Beobachter, der die Beweggründe nicht sieht. Sie taten es aus Notwehr.

Amerika wimmelt von Kellnern, die eigentlich Schneider, von Advokaten, die eigentlich Kaufleute, von Spezialarbeitern, die in Wirklichkeit Ingenieure sind, und vor allem von Kaufleuten, die irgend etwas, weiß der Teufel was, waren.

Wer diese Buntscheckigkeit, diese Naivität, diese Oberflächlichkeit, diese außerordentlich unzureichende Berufsvorbereitung sieht, muß ein anderes Bild erblicken, ein Bild, das vieles klärt, manches ins grelle Licht rückt, das meiste verständlich macht.

War es während des Weltkrieges nicht so, daß an der Front der Professor kochen, der Schuster schneidern, der Kaufmann Schützengräben betonieren mußte? Gab es im Kriege nicht eine Unmenge von Fachleuten, die ihr Fach nie gelernt hatten?

Ist es denn nicht wahr, daß im Schützengraben auch der bedächtigeste, der kaltblütigste Soldat wunderbar schnelle und lebhaftige Bewegungen zeigt? Den Granaten und den Geschossen der Gewehre kann man nicht langsam ausweichen! Sah man

nicht im Kriege Leute ausdauernd auf schlechten Straßen marschieren, denen unter gewöhnlichen Verhältnissen auch der kürzeste Spaziergang zuwider, unmöglich war?

Millionen waren in den Weltkriegsjahren mit jeder Wohnung, mit jeder Nahrung zufrieden. Gab es nach dem Kriege in Europa nicht ein heillooses Durcheinander? Staatsbeamte verließen damals ihre schlecht bezahlten Posten und wurden Bankbeamte, Kaufleute. Es gab Schauspieler, die eigentlich Unternehmer, Händler waren. Staunend sahen wir Industrielle, Bankdirektoren auftauchen, die man in ihren neuen Wirkungskreisen nie erwartet hätte. Offiziere der im Weltkrieg zerschlagenen Heere fanden damals mit bewunderungswürdiger Tatkraft und Entschlossenheit neue Berufe. Amerikanisches Tempo, wohin immer man blickte!

Die europäischen Städte begannen im Jahre 1919 mit amerikanischer Schnelligkeit Häuser, Werkstätten, Schulen zu bauen. Aktiengesellschaften, Fabriken, Handelshäuser entstanden im Nachkriegseuropa in amerikanischem Tempo. Das Geld fing in ganz Europa an, sehr schnell zu kreisen, als die Kanonen verstummen.

Wer die merkwürdige Entstehungsgeschichte großer amerikanischer Vermögen nicht kennt, kann indessen dem sogenannten amerikanischen Tempo nie bis auf den Grund sehen. Diese Geschichte, die wir unmittelbar nach dem Weltkriege in Europa einigermaßen nacherlebt haben, zerstört dem Europäer, der sie kennenlernt, alle Illusionen, sie zertrümmert und beschmutzt gründlich das ganze Idealbild amerikanischer Unternehmungslust, amerikanischer Tatkraft und nicht zuletzt des sogenannten amerikanischen Tempos.

Ich will nicht ungerecht sein. Es gibt in Amerika schon viel, sogar sehr viel unverdorrene Tatkraft, Geschicklichkeit, lebhaft, gesunde und flinke Arbeit. Die ersten Generationen der nordamerikanischen Bevölkerung mußten entschlossen und rasch zugreifen, sie mußten mehr oder weniger oberflächlich arbeiten. Ihr Leben war im noch uneroberten Lebensraum gefahrvoll und schwer. Es war ein Schützengrabenleben.

Die Kinder und Enkel der ehemaligen Einwanderer atmeten von Geburt an eine Luft, die noch voll der Kampflust, bar aller Vorurteile und deshalb frisch und reich an Möglichkeiten war. Die Nachkommen der ehemaligen Einwanderer erbten die guten Eigenschaften der Väter, die alle Kämpfer waren, weil sie es sein mußten.

Während des großen Weltkriegs und unmittelbar nach ihm waren auch wir Europäer echte Amerikaner. Wir kämpften mit allen Mitteln um das nackte Leben. Wir waren entschlossen, flink, geschickt. Wir hatten eine ganz eigenartige Einstellung zum Geld. Wir hatten keine Achtung vor der Wissenschaft, vor Kulturgütern. Wir kümmerten uns wenig um bildende Künste, um Musik, um Poesie. Wir lebten eine ganze Reihe von Jahren dieselbe Prosa, die der Amerikaner immer lebt.

Das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch floß ein Riesenstrom von Auswanderern aus Europa nach Amerika, das in New York sein großes Eingangstor offen hielt. Wir Europäer sahen ihn und glaubten, er entführe arme Teufel, denen die heimatliche Erde kein Brot mehr geben wollte, für die es zu Hause keine Sonne, keine Luft mehr gab. Waren es wirklich nur einfache Auswanderer?

Ich sehe in meinen Traumbildern hundert, zweihundert Jahre zurück. Entbrannte nicht damals, irgendwo in der Ferne, jenseits des großen Meeres, eine gewaltige Schlacht, die wir Europäer kaum bemerkten, weil sie uns zu entrückt war? Waren die angeblichen Auswanderer nicht einfach Leute, die einberufen wurden, die in jene große Schlacht ziehen mußten? Gab es nicht fortwährend Nachschübe? Millionen und Millionen kampffähige junge Menschen schieden im neunzehnten Jahrhundert vom europäischen Heim, von der Familie. Sie reisten mit genau denselben Gefühlen im Herzen nach Amerika, mit denen die Soldaten in den Krieg zogen, die vor fünfundzwanzig Jahren an die großen Fronten Europas eilten.

Die meisten dieser ungezählten Auswanderer wurden vorübergehend in dem riesigen Feldlager untergebracht, das ich jetzt

sehe und unruhig durchsuche — in New York. Später wurden sie den verschiedensten Truppenteilen zugeteilt, in Cleveland, in Pittsburg, in Chicago. Sie zogen wohl, die Verzweigung im Herzen, zu allem entschlossen in den Kampf.

Wenige kehrten heim. Auswanderer, die von Zeit zu Zeit Europa besuchen, sind Soldaten, die ihren Fronturlaub genießen. Auswanderer, die heimkehren, um in Europa zu bleiben, sind Verwundete, Verstümmelte. Sie sind alle merkwürdig still, abgekämpft.

Die unheimliche Schlacht meiner Traumbilder, die Millionen und Millionen Europäer über das große Wasser hinweg in ihren Schlund gezogen hat, die ein Jahrhundert lang Europa entvölkerte, wütet noch heute in New York, in den Vereinigten Staaten. Es ist dieselbe Schlacht, deren Getöse mir am ersten Abend meines ersten New Yorker Aufenthaltes den Kopf füllte.

Ist es eine eingebildete Schlacht? Wenn sie wirklich tobt, ist sie jedenfalls viel schrecklicher als alle Schlachten der Weltgeschichte. Sie dauert ja schon hundert, zweihundert Jahre. Ihr Schlachtfeld ist das unermessliche Gebiet der Vereinigten Staaten. Den großen Krieg, dessen Teil sie ist, sehe ich außerdem überall unter der Asche glimmen, wo Menschen leben.

Die Menschheit kämpft, seit sie auf unserem Planeten Fuß gefaßt hat, einen grausamen, erbitterten Kampf mit einem gewaltigen, unsichtbaren Feind. Dieser Feind ist das Gespenst, das Scheusal, das ich in meiner ersten New Yorker Nacht über der Riesenstadt brüten fühlte.

Die Vereinigten Staaten Nordamerikas sind ein einziges großes Schlachtfeld, und New York ist eine riesige, belagerte Festung mitten in diesem Schlachtfeld. In Nordamerika liegt die Front des großen Menschheitskrieges. Europa ist ihr Hinterland.

Ja, so ist es, so muß es sein! Dieses Bild, das da plötzlich vor mir aufsteigt, erklärt den seltsamen Unterschied zwischen Europa und Amerika. Hinterland und Front! Das Hinterland kämpft mit anderen Waffen als die Front, es kämpft indessen ebenfalls. Das Hinterland sammelt das Menschenmaterial, es

sorgt für Nachschub. Das Hinterland leidet mit, wenn es der Front nicht gut geht.

Im Hinterland können Kulturgüter behütet werden; die Front kennt keine Kultur. Das Hinterland kann sich Künstler, Gelehrte, Baudenkmäler leisten, das Schlachtfeld nicht. Das macht den Unterschied zwischen Europa und Amerika, zwischen New York und London, Berlin, Paris, Wien aus.

Jetzt ist mir vieles, sehr vieles klar. Jetzt verstehe ich die Seelenlosigkeit der amerikanischen Welt, den merkwürdigen Unterschied der Atmosphären Amerikas und Europas, den jeder europäische Besucher New Yorks und der Vereinigten Staaten sofort bemerkt.

Der Amerikaner gewinnt leicht das Herz des europäischen Besuchers. Aber Amerika ist noch kein Kulturland. Es wird einmal Hinterland werden, wenn dereinst der große Krieg weitergezogen sein wird.

Die Menschheit ist noch daran, die Erdkugel zu erobern. Sie führt deshalb Krieg. Es wäre indessen ein schwerer Irrtum, anzunehmen, daß der Menschheitskrieg beendet sein wird, wenn alle Erdteile einmal erobert sind und aufhören Schlachtfelder zu sein. Der Feind der Menschheit ist nicht zweidimensional, er ist kein Flächenwesen, wie die Menschheit. Er wird, aus allen Erdteilen vertrieben, aus dem die Erde umgebenden Weltenraum heraus weiter kämpfen.

Wer ist der Feind? Wer ist der unerbittliche Blutsauger ungezählter Jahrhunderte? Wem gilt der Kampf lärm New Yorks? Wer drückt auf das große Hinterland Amerikas, auf Europa? Wer hetzt immer wieder verblendete Teile der Menschheit gegeneinander, um desto leichter den Menschen bekriegen zu können?

Ich weiß es nicht. Ich weiß es noch nicht. Ich bin ihm indessen auf der Spur. Es war gut, daß ich nach Amerika gekommen bin, daß ich New York gesehen habe. Nirgends hätte ich dem Ungeheuer, das uns unaufhörlich alle bedroht, Europäer und Amerikaner, Weiße und Farbige, Deutsche und Franzosen, Engländer und Russen, näher kommen können.

VÖLKERWANDERUNG

Wir alle sind Spielbälle des Lebenskampfes, dessen unberechenbare Kräfte uns unaufhörlich hin- und herstoßen. Wir dürfen nicht ruhen, wir können nicht unbewegt auf einem passenden Fleckchen Erde dahinträumen. Jeder neue Morgen treibt uns aus dem Bett, aus dem Haus. Jeder neue Tag wirbelt uns in der engeren oder auch weiteren Umgebung unseres Heims herum.

Es ist wohl wahr, daß wir alle, oder fast alle, abends wieder dort einkehren, wo wir morgens zum Daseinskampf ausgezogen sind. Die das Leben bewegenden Kräfte gleichen sich doch immer wieder irgendwie aus. Sie heben sich keineswegs, ins Gleichgewicht tretend, gegenseitig auf. Nur die von ihnen ausgelösten Bewegungen finden immer wieder ihr Richtungsgleichgewicht. Wir pendeln also um Ruhelagen, um unsere Heime, herum.

Ist das nicht ein merkwürdiger, ein fast unglaubwürdiger Zustand einer großen Menschengemeinschaft? Wäre es nicht viel wahrscheinlicher, daß sich aus der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Einzelbewegungen doch eine Gesamtbewegung der Gemeinschaft ergeben müßte? Müssen denn die Lebenskampfkräfte jeden einzelnen immer wieder auf seinen Ausgangsplatz zurücktreiben? Könnten sie sich nicht ordnen und alle dieselbe Richtung wählen?

Wer die ungeheure Lebensdynamik Nordamerikas erlebt, erlebt auch eine, im alten Europa unbekannt, gemeinsame Richtung der ungezählten Einzelkräfte des nordamerikanischen Lebenskampfes. Sie ist heute vielleicht nicht mehr kräftig genug, um sofort bemerkt zu werden. Daß sie noch vor Jahrzehnten ungemein klar dem Aufbau der nordamerikanischen Welt den Weg wies, ist bekannt. Nordamerika wurde von ungeheuer

starken, von Osten nach Westen hin wirkenden Kräften aufgebaut.

Woher kamen diese Kräfte? Erhoben sie sich aus den unübersehbaren Wassermassen des Atlantischen Ozeans, dessen Westküste sie vor Jahrhunderten angriffen, um dann allmählich immer weiter gegen den amerikanischen Westen vorzurücken?

Kräfte, die einen wichtigen Teil der Menschheit aufbauen, können unmöglich aus dem von Menschen nicht bewohnten Wasser aufsteigen. Die Kräfte der nordamerikanischen Lebensdynamik sind keine Kinder des Atlantischen Ozeans. Sie müssen anderswo entstanden sein.

Ihre Richtung verrät ihre Herkunft. Über den Atlantischen Ozean hinweg nach dem Osten blickend, sehen wir Europa oder vielmehr Eurasien, dessen westliche Halbinsel unser altes Europa ist. Auf diesem riesigen Erdteil entdecken wir, fast überrascht, eine unübersehbare Tiefebene, die sich — Norddeutschland mit seinen Ostgebieten, Rußland mit Sibirien umfassend — von Rotterdam im Westen bis Wladiwostok im Osten hinzieht und eine einzige, einheitliche, riesige, fast hindernislose Kräftebahn bildet.

Diese unermessliche Kräftebahn hat eine ausgesprochen ostwestliche, ebensogut aber auch eine ausgesprochen westöstliche Richtung. Sie wird im Westen vom Atlantischen Ozean unterbrochen, setzt sich jedoch, an der Westküste dieses Ozeans aus dem Wasser steigend, über ganz Nordamerika fort, um schließlich an den östlichen Gestaden des Stillen Ozeans ihr Ende zu finden.

Diese Bahn entdecken und darauf gewaltige Lebenskräfte einherstürmen sehen, ist eins. Was diese Kräfte ausgelöst hat, ist ein Problem. Wer die Wahl zwischen der ostwestlichen und der ebensogut möglich gewesen westöstlichen Richtung traf, ist eine ungemein fesselnde Frage.

Seit ich Nordamerika gesehen und erlebt habe, erscheint mir die nordeurasisch-nordamerikanische, fast die ganze nördliche Erdhalbkugel umgürtende Kräftebahn als der weitaus wichtigste Teil der Erdoberfläche. Sie bedeutet mir die Bühne der folgen-

schwersten Vorgänge der Menschheitsentwicklung. Ich sehe sie in Europa durch die Pyrenäen- und die Alpenmauer gegen die sonnige mittelländische, in Asien durch die mächtige Himalayamauer und deren vorgelagerte Hochebenen gegen die geheimnisvolle indische Welt abgeschirmt. Ich sehe sie in Nordamerika durch die mexikanische Hochebene gegen den Süden abgeschlossen. Deshalb erscheint sie mir als das Gebiet eines in hohem Maße selbständigen Menschheitsgeschehens.

Daher vermute ich in der Geschichte der Nordeurasien und Nordamerika bewohnenden Völker eine entschiedene Abgeschlossenheit gegen die Geschichte der mittelländischen und der indischen Welt. Andererseits scheint es mir, daß die Schicksale der nordeurasischen und nordamerikanischen Völker innig miteinander verbunden sein müssen. Ich sehe eine einheitliche nordeurasisch-nordamerikanische Welt, der von der Mutter Natur ein ungewöhnlich weiter Rahmen geschenkt wurde.

Es ist nicht die Spannweite des Lebensraumes allein, die uns überrascht, wenn wir die nordeurasisch-nordamerikanische Welt als Einheit betrachten. Die alte mittelländische Welt des römischen Weltreiches hatte gewiß auch einen weiten Rahmen. Sie zerfiel jedoch in zahlreiche Teile, die einzeln, jeder für sich, gut eingerahmt waren: Spanien, Italien, Griechenland, Kleinasien, Nordafrika. Ihre Völker saßen von alters her fest. Die nordeurasisch-nordamerikanischen Völker sitzen seit jeher sozusagen auf Glatteis. Sie sind gegen ostwestliche bzw. westöstliche Verschiebungen so gut wie ungesichert. Die einzige innere Sicherung gibt oder vielmehr gab ihnen der Atlantische Ozean.

Ist es also ein Wunder, daß die mittelländische Welt schon lange aufgebaut war, als in Nordeurasien noch alles chaotisch bewegt war? Ist es nicht selbstverständlich, daß die indische, die babylonische, die ägyptische Welt geblüht haben und verblüht sein mußten, lange bevor Nordeuropa halbwegs beruhigt war, um überhaupt in Blüte kommen zu können?

In der nordeurasisch-nordamerikanischen Kräftebahn waren weitausholende Bewegungen außerordentlich leicht möglich.

Ausgelöst, mußten sie mit unermeßlichen Massenkräften Volk gegen Volk treiben. Diese Kräfte waren offenbar schließlich auch stark genug, um selbst mit dem Atlantischen Ozean fertig zu werden.

Die Bewegtheit der nordeurasischen Welt gehört indessen keineswegs schon vollständig der Vergangenheit an. Längst sind zwar die mittelländische, die indische, die babylonische, die ägyptische Welt erstarrt, tot, und ihre Gebiete sind schon lange von der nordeurasisch-nordamerikanischen Welt überflutet. Aber wir sind lebende Zeugen noch merklicher westöstlicher und ostwestlicher Verschiebungen in der Kräftebahn unserer Welt, die nicht zur Ruhe kommen kann. Vielleicht erleben wir nur noch die letzten schwachen Ausschläge einer ehemals überaus kräftigen Völkerschwingung zwischen den eurasischen Küsten des Atlantischen und des Stillen Ozeans, die auch nach Nordamerika hinübergegriffen haben muß.

Ist dies alles nur eine Träumerei, nur ein Spiel irreführter Einbildungskraft? Hat mich New York mit seinem Ungestüm, hat mich Nordamerika mit seiner Unruhe und Hast verwirrt? Ist es nicht allzu verwegen, die in der nordamerikanischen Tiefenebene noch erkennbare ostwestliche Bewegung rückwärts über den unermeßlichen Ozean nach Nordeurasien verlängern und mit ihr zwei riesige Erdteile durch Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch zu einer Einheit zusammenschweißen zu wollen?

Das heutige Nordamerika ist eine viel zu gewaltige Erscheinung, um einfach als Frucht zweier, dreier Jahrhunderte verstanden werden zu können. Es hängt außerdem an ungezählten, deutlich wahrnehmbaren Ketten am älteren Europa. Es hängt, besser gesagt, unverkennbar am gewaltigeren Eurasien. Es kann daher auch unmöglich als selbständig entstandenes Gebilde begriffen werden.

Ich habe es als tobendes Schlachtfeld erlebt und sah in Europa das Hinterland dieses Schlachtfeldes. Dies ist vielleicht nur eine Möglichkeit unter vielen, Nordeurasien und Nordamerika in einem gemeinsamen Bilde zu sehen. Das riesige Schlachtfeld

meines Bildes braucht indessen ein ergänzendes, noch viel riesigeres Kriegsgebiet. Es braucht eine weitausholende, Jahrhunderte und Jahrtausende überspannende Kriegsdauer.

Daß dies alles gerade vom Gesamtbilde des zu einer Einheit zusammengeschweißten Menschheitsgeschehens Nordeurasiens und Nordamerikas geboten wird, bestärkt mich in meinen Annahmen. Daß dieses ungeheure Menschheitsgeschehen ein unübersehbarer Lebenskampf, ein wirklicher Krieg, war und noch ist, kann nicht bezweifelt werden. Mein Bild stellt allerdings das Problem, gegen wen dieser Krieg geführt wurde, und warum er gerade auf die noch feststellbare Weise, in der noch sichtbaren Richtung, geführt wurde.

Man kann Nordamerika nicht mit einer Aufbauzeit von zwei, drei Jahrhunderten abtun; man braucht sich indessen auch nicht in vorgeschichtliche Zeiten zurückzuer verlieren, wenn man seinen Anfängen auf die Spur kommen will. Nordamerikas Geschichte fängt jedenfalls merkwürdigerweise nicht mit der Entdeckung Amerikas an, selbst wenn sie sich nur mit dem „nordeurasischen“ Nordamerika beschäftigt, wenn sie also erst dort zu schildern beginnt, wo der weiße Mann den roten abzulösen sich anschickt. Ihre Wurzeln scheinen mir fast zwei Jahrtausende tiefer in die Vergangenheit zurückzureichen.

Zur Zeit des zweiten punischen Krieges, als auf den italischen Schlachtfeldern ernste, große Entscheidungen der mittelländischen Welt heranreiften, zieht am äußersten anderen Ende der nordeurasischen Kräftebahn ein großer Mann einen dicken Strich unter eine alte Rechnung. Im Jahre 213 v. Chr. beendet Schi-huang-ti, „der erste Kaiser“ Chinas, das größte Bauwerk aller Zeiten: die große chinesische Mauer.

Jahrhunderte hindurch stießen vorher beunruhigende Fluten des unübersehbaren nordeurasischen Menschenmeeres immer wieder in das blühende chinesische Becken hinein. Sie richteten in der ihnen fremden Welt, die schon lange eine Welt für sich war und schon früh eine hohe Kulturstufe erklommen hatte, immer wieder

großen Schaden an. Ein kräftiger Schutzdamm mußte ihnen also früher oder später entgegengesetzt werden.

Mit diesem Damm war die nordeurasische Tiefebene endgültig ihrer ganzen Länge nach gegen den Süden abgeriegelt. Für alle Südländer Eurasiens lag von nun an im Norden, jenseits der Schutzdämme, dasselbe unruhige Völkermeer. Römer und Chinesen lauschten besorgt seinem Brodeln, seinem Toben. Immer wieder gab es Breschen in den Schutzdämmen, die feindliche Fluten eindringen ließen. Nach Italien drangen Kelten, nach China wilde Mongolen zu wiederholten Malen ein.

Über der Frühzeit Nordeurasiens liegt für den späten Beobachter ein dichter Nebel. Dieser Nebel verdeckt die Kinderjahre unzähliger Stämme und Völker, denen der gewaltige nordeurasische Lebensraum immer wieder zu eng geworden sein muß, die offenbar von einem unstillbaren Ausdehnungsdrang gequält waren.

Lag in ihrer Unruhe die Ahnung, daß sie berufen seien, dereinst die Erde zu beherrschen? War ihr Ausdehnungsdrang die Uräußerung der späteren abendländischen, der faustischen Kultur, deren Hintergrund das Ahnen der Unermeßlichkeit des Raumes und der Zeit ist?

Die eurasischen Südländer waren unter dem Druck Nordeurasiens schließlich gezwungen, jenseits der sie gegen den Norden schützenden Dämme sichernde Vorfelder einzurichten. Das geschah auf beiden Enden der nordeurasischen Welt, in Ostasien und in Westeuropa. Damit begann die eigentliche Geschichte der nordeurasisch-nordamerikanischen Welt.

Das Vortreiben von sichernden Vorfeldern ist ein weit folgeschwererer Vorgang als das Errichten von Schutzdämmen an natürlichen Grenzen; es setzt ja das dahinterliegende Gebiet unter Druck. Es läßt Kräfte wirken, es greift in eine fremde Welt ein, es löst Gegenkräfte aus.

China, ein zur Zeit des zweiten punischen Krieges schon längst ausgereiftes Land, eine längst erstarkte und geordnete, gewaltige Welt, besorgte die Säuberungsarbeit jenseits der großen, schüt-

zenden Mauer auf das gründlichste. Es schuf ein sehr weites Sicherungsvorfeld. Es trieb die ihm feindlichen Menschenfluten mit riesiger Kraft weit zurück. Gegen den Westen natürlich.

Rom, das noch in den Windeln lag, als China schon erwachsen war, stieß, erstarkend, nicht weniger energisch über die es schützenden, von der Natur aufgerichteten Schutzdämme vor. Es eroberte Gallien, erreichte den Rhein, drang im Norden und Nordwesten bis an die Donau und verschanzte sich schließlich jenseits dieser beiden großen Ströme.

War es das Schicksal der nordeurasischen Welt, daß China älter war als das römische Weltreich, daß sein Druck auf Nord-urasien früher ansetzte als der römische? Die ostwestlichen Kräfte, die vor zwei Jahrtausenden auf die nordeurasische Bahn einwirkten, sind dunklen Ursprungs. Woher immer sie gekommen sein mögen, sie müssen stärker gewesen sein als die ihnen entgegenarbeitenden westöstlichen Kräfte. Deshalb setzte sich die ostwestliche Richtung im Aufbau der nordeurasisch-nordamerikanischen Welt schließlich durch.

Zur Zeit des Augustus, des ersten römischen Kaisers, stauten sich am Rhein-Donau-Schutzwall mächtige Menschenfluten. Sie stiegen unausgesetzt, drohten, wühlten. Im Hintergrund wälzten sich aus dem fernen Osten unaufhörlich neue Menschenmassen heran.

Der römische Grenzwall trotzte. Er hielt jahrhundertlang stand. Jahrhunderte drückte das nordeurasische Menschenmeer nach. Zuweilen brach wohl hier oder dort ein Stück des Schutzdammes unter dem riesigen Druck zusammen. Die Römer stopften sorgsam die Breschen und besserten unermüdlich diese sie schützende Grenzmauer aus. Einige Male brach das Wasser trotzdem tief in den römischen Garten ein. Es war ein zermürbender Kampf der reifenden mittelländischen mit der erwachenden nordeurasischen Welt.

Schließlich brach der Rhein-Donau-Damm doch zusammen, und die so lange zurückgehaltenen Menschenfluten stürmten über seine Trümmer hinweg nach Westen und Süden. Sie überwandten

mit ihrer Wucht die Pyrenäen- und die Alpenmauer, sie zerstampften, zertrümmerten und zerrissen alles, was sie auf ihrem Wege vorfanden — eine ganze blühende, wohl schon verblühte Welt.

Die siegreichen germanischen Völker und Stämme überfluteten Gallien, Italien, Spanien, den Balkan. Sie drangen nach Nordafrika hinüber. Sie suchten, von ihrem Raumdurst getrieben, die Grenzen der Welt und fanden sie schließlich: An der Küste des Atlantischen Ozeans angelangt, blieben sie stehen, weil es eben nicht mehr weiterging.

War diese Küste, am Ende der damals bekannten Welt, nicht einfach ein Staudamm, der den Ausdehnungsdrang der aufstrebenden nordeurasischen Menschheit aufzufangen hatte? Die Rhein-Donau-Linie, von der Natur gezogen, von Menschenhänden ausgebaut, war eigentlich nur ein gebrechlicher Zaun gewesen. Für ihn waren die angreifenden Kräfte viel zu groß gewesen. Der zweite Schutzdamm, der den Weg nach Westen sperrte, war ungemein stark. Von allmächtigen Naturkräften aufgerichtet, war die Ostküste des Atlantischen Ozeans selbst für unvorstellbare Riesenkräfte des Menschheitsgeschehens so gut wie unüberwindlich.

Ihr gelang es, die kraftstrotzenden, unternehmungslustigen Wanderer zu überzeugen, daß das Ziel erreicht, der Raum bezwungen, der Eroberungszug beendet sei. Sie erzwang das endgültige Seßhaftwerden, das Wurzelfassen der angekommenen germanischen Völker.

Lange strömten noch Menschenfluten aus dem Osten nach und erzeugten Stauungen am atlantischen Damm der nordeurasischen Welt. Der ostwestliche Druck war auf ihrer Kräftebahn noch lange lebendig. Das ganze Mittelalter hindurch branden Menschenwellen am Westende Nordeurasiens. Oft gibt es Stürme. Tataren, Mongolen, Araber, Türken können es nicht fassen, daß die Menschenfluten im Westen nicht mehr weiterkönnen.

Am atlantischen Damm geht indessen die Vereinigung der gestauten Stämme und Völker mit der Erde unaufhaltsam ihren

Weg weiter. Irgendwo aus dem flandrischen Boden sprießt in der Mitte des Mittelalters endlich die erste Blüte einer neuen großen Kultur hervor — der abendländischen, der faustischen.

Die Kultur ist immer und überall als Frucht inniger Vereinigung eines Menschheitsteiles mit der von ihm besetzten Erde entstanden. So war es in China, in Italien, in Babylon, in Ägypten. So war es in Hellas und im römischen Reich. So war und ist es noch im europäischen Abendland als dem Kernstück der großen nordeurasischen Kulturwelt.

Der Mensch hat unsichtbare Wurzeln, mit denen er in seinem heimatlichen Boden verankert ist. Wir alle wissen, daß wir Wurzeln haben. Wir alle hängen an der Erde, auf der wir geboren wurden, als hielten uns unzerreißbare Ketten fest.

Der Kulturmensch mag sich von seiner Heimat losreißen und, Abenteuer suchend, in die weite Welt ziehen. Er mag in fernen Landen Arbeit, Unterkunft, Versorgung, sogar große Lebenserfolge finden. Trotzdem bleibt er an der Erde hängen, die ihn geboren hat. Die Wahlheimat ist nie eine wirkliche Heimat. Das Heimweh bleibt immer wach. In ihm erleben wir die Schmerzen, die das Herausreißen der Wurzeln aus der Erde verursacht. Der Auswanderer ist ein entwurzelter Mensch. Er weiß es.

Solange der Urmensch ein Wanderleben geführt hatte, solange er die Erde ihrer Früchte einfach zu berauben gewohnt war, solange er der Erde nur nahm, ohne ihr etwas zu geben, sie ausgeplündert verwarf wie eine ausgepreßte Apfelsine und weiterzog, war er Barbar, konnte von einer Kultur nicht die Rede sein.

Das barbarische Weiterziehen von Scholle zu Scholle mag in vorgeschichtlichen Zeiten die unermessliche nordeurasische Tiefebene gefüllt haben, und die Nahrungssuche der Nomadenstämme mag gewaltige Gestaltungskräfte im nordeurasischen Menschheitsbehälter ausgelöst haben. Das Wanderleben konnte jedoch nur im Innern Nordeurasiens lange lebendig bleiben; an den Rändern dieses gewaltigen Raumes, vor allem in Nordwest-

europa, muß es früh seßhaftem Leben gewichen sein. Die alten Germanen waren gewiß schon frühzeitig Bauern.

Was konnte der unermeßliche nordeurasische Lebensraum anderes in die Seelen seiner Bewohner hineindrücken als den Raumhunger und das Unendlichkeitsahnen?

Diesem Raumhunger und diesem Unendlichkeitsahnen ist der römische Rhein-Donau-Wall erlegen. Diesem Hunger und diesem Ahnen hat die Ostküste des Atlantischen Ozeans ein vorläufiges Ende gesetzt. Diese Küste erzwang das endgültige Seßhaftwerden der vordringenden germanischen Völker und Stämme, sie erzwang ihre Vereinigung mit der Erde, aus der die abendländische Kultur entsproß. Doch der Unendlichkeitsgedanke blieb wach. Er spricht aus den Rembrandtbildern, aus der Infinitesimalrechnung, aus Wagners Musik.

Die faustische Kultur entstand an den europäischen Gestaden des Atlantischen Ozeans, weil dort die nordeurasischen Menschen genötigt waren in die Erde hineinzuwachsen, weil der dort angekommene Mensch der Erde seine Arbeit geben mußte, um ihr ihre Früchte immer wieder nehmen zu können. Allmählich gewann er sie lieb. Sie wurde ihm Heimat, Mutter, Lebensraum.

Es ist kein Wunder, daß es noch heute ein nach Osten absinkendes Kulturgefälle im nordeurasischen Raum gibt. Je weiter man in Nordeurasien nach Osten vorschreitet, um so schwächer muß man die Überzeugung, daß die Raumgrenze im Westen erreicht ist, finden. Die Vereinigung des Menschen mit der Erde muß in Nordeurasien um so jünger sein, je später sie wirklich erzwungen wurde.

Der Westen spricht seit dem Ende der Völkerwanderung unaufhörlich zum Osten, als habe er die Aufgabe, zu erzählen, was er, auf sein Ausdehnungshindernis stoßend, erlebt hat. Die abendländische Kultur wandert von Westen nach Osten wie eine langsam fortschreitende Verständigungswelle.

Die ehemalige mittelländische Kulturwelt hatte bezeichnenderweise keinen Sinn für den Raum. Für die alten Griechen war der Raum „das nicht Seiende“. Die römisch-griechische Welt

war eben überall eingerahmt. Ihr Weltmeer — das mittelländische — hatte überall sichtbare Grenzen. Ihre Länder waren durch hohe Bergmauern, schließlich durch mächtige Ströme eingegrenzt. In dieser Welt konnte keine Raumsehnsucht entstehen. Diese Welt konnte für alles, was jenseits ihrer Grenzen lag, nur Haß, Geringschätzung, Verachtung aufbringen.

Der jungen abendländischen Kulturwelt war die Küste des Atlantischen Ozeans wohl ein unüberwindlich scheinendes Ausdehnungshindernis; das Ende der Welt bedeutete sie ihr nie. Im Gegenteil. Das sich ins Unabsehbare verlierende große Meer im Westen war ihr ein lebendiges Bild der Unendlichkeit, und ihre Raumsehnsucht lag ungestillt auf den lockenden unermeßlichen Fluten.

Nur wer das eigenartige Verhältnis der nordeurasischen Köpfe zum Raumbegriff voll erfaßt, kann die treibenden Kräfte der Völkerwanderung, den Urgrund der faustischen Kultur und das Ausdehnungsbedürfnis des nordeurasischen Menschheitsteiles richtig verstehen. Nur ihm können zwei scheinbar einander ganz fremde Errungenschaften des nordeurasischen Menschheitsgeschehens im richtigen Bild gegenüberreten: Die Erdumseglung und die Riemannsche Geometrie. Mit der Erdumseglung gelang es, der scheinbaren Unendlichkeit der Erdoberfläche auf den Grund zu kommen, der Riemannsche gekrümmte Raum andererseits entschleiert die quälende, trügerische Unendlichkeit des Weltraumes.

Doch bevor der Jahrtausende alte Kampf der nordeurasischen Köpfe mit der Raumsehnsucht siegreich ausgekämpft werden konnte, mußte der atlantische Wall, der den Weg nach Westen sperrte, überwunden werden, wie seinerzeit der weitaus schwächere Rhein-Donau-Wall bewältigt ward. Deshalb lag seit dem Ende der Völkerwanderung ein Druck auf der Ostküste des Atlantischen Ozeans, der immer stärker wurde, der eine immer größere Spannung in der jungen nordeurasischen Kulturwelt erzeugte.

Es war ein Druck der Köpfe, die aufgehalten, jedoch nicht befriedigt waren. Es war auch ein Druck der Völker und Stämme,

die von Osten nachdrängend, nicht verstehen konnten, warum es nicht weitergeht. Sie sahen ja das unüberwindliche Hindernis nicht mit eigenen Augen.

Noch heute ist der Druck an der atlantischen Küste Europas deutlich wahrnehmbar. Er äußert sich vor allem in großen Bevölkerungsdichten, die gegen Osten scharf abfallen. Er äußert sich in gewaltigen kriegerischen Entladungen, die es in solcher Heftigkeit nirgends sonst in der Welt gibt. Sein Spannungsfälle ist zuweilen sogar auf ganz kurzen Westoststrecken sichtbar.

Es ist kein Zufall, daß alle europäischen Großstädte ihre gepflegtesten Stadtteile im Westen angelegt haben, und daß alle ihre Arbeiterviertel und Elendsquartiere in ihren Ostteilen liegen. Sieh dir Berlin, Wien, sieh dir Paris, London an, betrachte irgendeine größere deutsche, französische, englische Stadt!

Wir Europäer blicken wohl noch immer gern nach Westen. Wir alle fühlen den vom Westen gegen den Osten vordringenden Kulturstrom. Das tausendjährige Menschheitsgeschehen, das wir unter dem Namen Völkerwanderung zu kennen glauben, ist noch nicht beendet. In meinen Bildern wenigstens ist es noch voller Leben, voll gewaltiger Drücke und noch unerschöpfter Kräfte.

Die aufbauenden Kräfte der Völkerwanderung müssen ungeheuer stark gewesen sein! Sie zerstörten ja eine ganze mächtige, große Welt. Sie bauten aber außerdem eine neue, noch mächtigere, noch größere auf. Sie sind schließlich noch heute, nach vielen Jahrhunderten, nach zwei Jahrtausenden, fühlbar.

Ist es ein Wunder, daß der von ihnen beharrlich auf die Ostküste des Atlantischen Ozeans ausgeübte, nach Westen gerichtete Druck allmählich, im Laufe von Jahrhunderten, doch unerträglich geworden ist? Ließ sich denn nicht Christobal Colon von ihm treiben, als er im Jahre 1492 in die furchtbaren Gewässer nach Westen vorstieß?

Lange vor ihm drangen schon kühne Nordlandschiffer in den geheimnisvollen Westen ein. Sie erreichten Island, fanden auch

Grönland. Schließlich drangen sie sogar auf gefährlichen, kalten Wegen bis Amerika. Sie fanden einen Sprung im Riesendamm, der an der Westküste Europas die Menschenfluten aufgehalten hatte.

Dieser scheinbar unüberwindliche Damm war schließlich den treibenden Kräften der Völkerwanderung doch nicht gewachsen. Er stürzte im Jahre 1492 ebenso ein, wie mehr als ein Jahrtausend vor ihm der römische Rhein-Donau-Damm eingestürzt war. Abermals bekamen die gestauten Menschenfluten Nord-eurasiens eine Ausdehnungsmöglichkeit. Sie ergossen sich mit riesiger Wucht in die nordamerikanische Fortsetzung der nord-eurasischen Kräftebahn.

Die junge westeuropäische Kultur wäre vielleicht dem unaufhaltsam wachsenden westöstlichen Druck erlegen, wenn Chr. Colon nicht gerade noch rechtzeitig ein Ventil geöffnet hätte. Durch dieses Riesenventil ergoß sich nun alles, was in Nord-urasien noch wurzellos war, aber auch alles, was unter der hohen Spannung Westeuropas nicht gedeihen konnte. Durch lange vier Jahrhunderte wanderte ein gewaltiger Menschenstrom über den Atlantischen Ozean nach dem Westen.

War nicht die Völkerwanderung nur eingefroren, als ihr der atlantische Damm den Weg verlegte und die an ihm gestauten Menschenfluten den weiteren Zufluß aus dem Osten abzuwehren begannen? Taute sie nicht gleichsam auf, um wieder lebendig zu werden, als auch dieser Riesendamm zerbrach?

Dem Menschenstrom, der sich von der Ostküste Amerikas von nun an gegen den Westen wälzt, bedeutet die Erde unter seinen Füßen fast nichts. Sie ist ihm nur eine Zugstraße! Die vorrückenden Menschenmassen schauen voller Ungeduld der untergehenden Sonne nach. Sie sind wurzellos. Sie sind ebenso auf der Suche nach einer endgültigen Heimat wie tausend Jahre vorher die Völker und Stämme, die Westeuropa überfluteten.

Der Einwanderer bebaut diesmal, in Nordamerika, wohl notdürftig das Stück Erde, das er sich genommen hat. Er wird seiner aber schnell überdrüssig. Er verkauft es gern und rasch dem nachrückenden Ankömmling, der von Osten heranstürmt und

gegen Westen drückt. Der einfache Reisekarren ist rasch bespannt, mit dem Arbeitsgerät beladen, mit Frau und Kindern besetzt. Vorwärts, nach dem Westen! Erde gibt es in Überfluß! Jedermann nimmt sich so viel Grund und Boden, wie er verdauen zu können glaubt. Nie ist jedoch die arme, jungfräuliche Erde fruchtbar genug, nie ist sie gut genug. Vorwärts, in bessere Gegenden! Vorwärts ins Paradies, das dort irgendwo in der Ferne versteckt liegt, dort, wo die alles belebende Sonne ihre Ruhestätte hat!

Der Menschenstrom überwindet den hügeligen Ostrand Nordamerikas und überflutet die unermesslichen Ebenen des Mittelwestens. Träge kriecht er westwärts. Von Osten kommen un-
aufhörlich Segelschiffe, später Dampfschiffe. Der Osten speit unübersehbare Menschenmengen an das Ufer.

Nordamerika war ein barbarischer Erdteil, vom Augenblick an, als der es verdeckende Vorhang fiel, bis hinein in unsere Tage. Seiner Erde gelang es noch nicht, die Augen der Einwanderer wirklich auf sich zu ziehen. Diese ungezählten Augen schauten wie verhext gegen Westen. Nordamerika breitete zwar lockend unübersehbare Räume vor den zuströmenden Menschenmassen aus, es bot unbegrenzte Möglichkeiten. Es blieb trotzdem eine einfache, obwohl riesige Zugstraße. Denn der Menschenstrom floß unbeirrt westwärts.

In der unruhigen Menschenmenge, die über Nordamerika hiniwanderte, konnte keine Kultur entstehen. Es fehlte ihr das ruhige, seßhafte Leben. Es fehlte ihr die Vereinigung des Menschen mit der Erde, als deren Kind die Kultur geboren werden muß. Nordamerika ist eigentlich heute, was Nord- und Osteuropa am Ende des Altertums, was Westeuropa zu Beginn des Mittelalters waren. In einer anderen Form und Gestalt allerdings, aber doch dem innersten Wesen nach dasselbe.

Es wäre indessen ungerecht, Amerika vorzuhalten, daß es keine europäische Kultur besitzt. Es wird sie nie besitzen. Die europäische Kultur ist die Frucht der Vereinigung der europäischen Erde mit den ehemaligen europäischen Barbaren. Die kommende nordamerikanische Kultur wird ein Kind der von den neuzeit-

lichen europäischen Barbaren befruchteten nordamerikanischen Erde sein.

Nordamerika hat ferner noch keine eigene Kultur, weil es sie noch gar nicht haben kann. Seine Völkerwanderung kam ja ein volles Jahrtausend später als die nordeurasische Völkerwanderung. Wenn einmal in Nordamerika das Wandern wirklich beendet sein wird, werden auch in den nordamerikanischen Ebenen die ersten Kulturl Blüten zu sprießen beginnen.

Vielleicht ist es schon so weit. Kam denn nicht um die Jahrhundertwende der nordamerikanische Menschenstrom in breiter Front an den Gestaden des Stillen Ozeans an? Stand er nicht um das Jahr 1900 herum vor einem neuen Riesendamm?

Für das ungeheure Menschheitsgeschehen der nordeurasisch-nordamerikanischen Welt ist die Ostküste des Stillen Ozeans der dritte Damm, der dem ostwestlichen Strömen entgegentritt. Der Rhein-Donau-Damm war schwach, der atlantische fast unüberwindlich. Der dritte, der soeben erreichte, bedeutet wohl das Ende der Jahrtausende überspannenden ostwestlichen Bewegung. Nicht etwa deshalb, weil der Stille Ozean breiter ist als der Atlantische. Wohl aber deshalb, weil er keine neue Fortsetzung der Bahn im Westen verspricht. Der Kreis ist eben geschlossen!

Daß um die Jahrhundertwende die wandernde nordamerikanische Menschenmasse an Amerikas Westküste aufgehalten wurde, blieb nicht ohne Folgen. Einige Jahre später sperrten die Vereinigten Staaten das Rieseneingangstor im Osten zu. Das Zuwandern wurde abgeschnitten, weil die nordamerikanische Völkerwanderung offenbar ihr Ziel erreicht hatte.

Die Völker Nordamerikas haben sich erst jetzt niedergesetzt, weil sie sich erst jetzt niedersetzen mußten. Die westwärts eilenden Wellen glätten sich nun allmählich. Schon senkt sich der Blick der Einwanderer hilfesuchend zur Erde. Auf den unermesslichen nordamerikanischen Ebenen hat die Vereinigung der Menschen mit der Erde endlich begonnen.

Noch gibt es keine amerikanische Kultur. Die nordamerikanische Erde ist indessen schon befruchtet. Schon sprießen hier

und dort zarte Blüten aus der jungen Scholle. Jahrhunderte werden über den neugebauten Erdteil hinwegschweben und die keimende neue Welt pflegen. Sie werden eine neue Kultur wachsen lassen. Weiß Gott wie diese Kultur sein wird. Wahrscheinlich wird sie die Menschheit eine Stufe höher heben. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die kommende nordamerikanische Kultur schließlich die ältere westeuropäische verdrängen wird. Der Atlantische Ozean war eben für die nordeurasisch-nordamerikanische Welt nicht nur tausende Kilometer, sondern auch tausend Jahre breit.

Wandernde Völker kennen eigentlich nur eine einzige Form eines bescheidenen Heims: Ein kräftiger, einfacher Karren, der mit Häuten oder Fellen überspannt wird, bietet ihnen ein notdürftiges Obdach. Ochsen oder, wenn es gut geht, Pferde, werden ihm vorgespannt. Wandernde Germanen zum Beispiel dringen in Gallien ein, und lange Karrenzüge bezeichnen ihren Weg. Auf den Karren fährt das notwendigste Gerät mit; auf ihnen sitzen oder liegen, auf ärmlichen Liegestätten ausgestreckt, die Frauen und Kinder. Die Männer reiten oder marschieren, spähend, schützend neben den Wagen.

Die Nomaden bauen aus ihren Karren befestigte Heerlager auf. Vor ihnen, um sie herum kämpfen sie mit dem Feind. Sie bluten, sie sterben vor der Wagenburg. Die Frauen greifen in die grausamen Kämpfe ein. Sie wissen nur zu gut, daß sie verloren sind, wenn der Feind siegt. Sie selbst und ihre Kinder.

Der Wanderkarren ist ein Symbol der Abneigung jedes Nomaden gegen die Erde. Der Karren ist die Erde des unsteten Menschen. Deshalb begleitet er seinen Herrn von der Wiege bis zum Grab, er ist ihm Wiege und Grab. Um das vierte Jahrhundert n. Chr. überfluten die Wanderkarren ganz Westeuropa.

Als jedoch der Atlantische Ozean den unermesslichen Menschenstrom aufhält, bleiben die Karren stehen und fressen sich in die

Erde ein. Die Räder erlahmen. Der Nomade spannt den Ochsen und das Pferd aus. Frau und Kinder verlassen den Wagen.

Der Wanderkarren braucht keine Räder mehr, deshalb werden sie ihm von seinem Herrn abgenommen. Unversehens ist aus dem Wagen eine Hütte, ein Häuschen geworden. Ohne Räder kann der umgestaltete Karren größer, viel größer werden! Ohne Räder setzt er sich auch fester auf die Erde. Er wächst in sie hinein.

Der wandernde Kämpfer verwandelt sich allmählich in den Bauer, die Zugtiere seines Wanderkarrens werden dem Pflug vorgespannt, das Kriegspferd wird zum Jagdpferd. Die Erde umschmeichelt mehr und mehr ihren neuen Herrn, der ihr mehr und mehr Aufmerksamkeit schenkt.

Lange Jahrhunderte hindurch raubte der noch nicht endgültig seßhafte Siedler die Erde aus. Er nahm, was er auf ihr fand. Ausgeraubt warf er sie weg. Immer wieder verließ er die Scholle, weil sie ihm nichts mehr zu bieten hatte. Er wanderte, weil er mußte. Das dauerhafte Zusammenleben mit der reichen Erde war ihm unerträglich. Ein jedes Zusammenleben wird auf die Dauer unerträglich, wenn der eine Teil nur gibt und der andere nur nimmt.

Als jedoch der Atlantische Ozean das Zusammenleben mit der Erde erzwang, mußte der endgültig seßhaft gewordene Siedler anfangen, auch zu geben, um dauernd nehmen zu können. Er mußte seine Arbeit hergeben. Er mußte seine Erde bebauen, pflegen. Allmählich gewann er sie lieb. Er wurde Bauer. Der Bauer ist kein Barbar mehr.

Im Laufe der Jahrhunderte verschwanden nach und nach die Wanderkarren aus Europa. Als schliche eine unheimliche Wagenkrankheit aus dem Westen heran, siechten die Räder dahin, wurden morsch, faulten, starben. Und wie aus den Gräbern immer wieder neues Leben emporsprießt, erhoben sich aus den faulenden Überbleibseln ehemaliger Wanderkarren überall Hütten, Häuschen und Häuser.

Tausend Jahre nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreiches gibt es in Europa keine Wanderkarren mehr. Doch! In

den unübersehbaren russischen Steppen fahren sie noch umher. Tatarische, türkische, kosakische, zigeunerische. Damals war Rußland allerdings noch ganz außerhalb Europas.

Um diese Zeit durchstößt Cristobal Colon den atlantischen Riesendamm, und die schon totgeglaubte Völkerwanderung erwacht in Amerika zu neuem Leben. Als hätte sie ihn aus ihrer Scheune hervorgezogen, bespannt die wiederum westwärts wandernde Menschheit abermals ihren Wanderkarren.

Sehr bald sind die nordamerikanischen Ebenen voll von Wanderkarren. Wieder ist der Wanderkarren das Heim. Wieder ist er mit einer armseligen Plache überspannt, um vor Regen und Schnee notdürftig geschützt zu sein. Ochsen und Pferde schleppen zahllose Karren über Nordamerika hinweg. Der Mann reitet neben dem Wagen, den Revolver im Gürtel, das Gewehr auf der Schulter. Die Frau und die Kinder sitzen im Karren.

Die überflutete nordamerikanische Erde gibt her, was sie hat. Der Eindringling nimmt, raubt. Immer wieder treibt ihn die ausgeplünderte Erde weiter. Der untergehenden Sonne nach. Es gibt keine Erde für den nordamerikanischen Nomaden. Es gibt nur eine Zugstraße für ihn und ein wanderndes Heim.

Das dauert hundert, zweihundert, vierhundert Jahre. Fast ein halbes Jahrtausend hindurch ist in Nordamerika die Völkerwanderung ebenso lebendig wie sie es ein Jahrtausend vorher in Nordeurasien war. Gewiß sind die amerikanischen andere Nomaden als die älteren eurasischen. Sie haben doch schon eine ererbte, leise, dumpfe Ehrfurcht vor der Erde im Blut.

In den letzten Tagen des vergangenen Jahrhunderts knarren die Wanderwagen in breiter Front an die Küste des Stillen Ozeans heran. Der Weg ist beendet. Weit hinten wußten die wandernden Menschenmassen allerdings schon lange, daß dort vorne, im Westen, ein riesiger Staudamm liegt. Die alten nordeurasischen Nomaden hatten keine Ahnung, daß sie vor dem atlantischen Staudamm liegen bleiben werden. Auch hierin äußert sich der Zeitabstand eines vollen Jahrtausends zwischen den beiden Hauptabschnitten der Völkerwanderung.

In Nordamerika stießen die Wanderkarren schon lange, unterwegs, ihre Räder ab, bevor die Ostküste des Stillen Ozeans gewaltsam eingriff. Deshalb gab es im Hintergrund der sich nach dem Westen wälzenden Menschenflut schon lange Hütten, Häuser und sogar Paläste, bevor an der Westküste Nordamerikas der erste Wanderkarren ein unbewegliches Heim zu werden gezwungen war.

Noch heute wackeln über die nordamerikanische Tiefebene vereinzelte Wanderkarren. Die nordeurasisch-nordamerikanische Völkerwanderung ist noch nicht ganz beendet. Noch immer branden im äußersten Westen Menschenwellen. Sie spritzten sogar weit nach Westen über die Ostküste des Stillen Ozeans hinweg. Die Philippinen zum Beispiel sind ein noch sichtbarer Spritzer. Das Zusammenleben des Menschen mit der Erde ist in Nordamerika noch ganz grün, noch sehr unreif, sehr locker und sehr mangelhaft. Der Nordamerikaner ist noch kein richtiger Bauer, noch ist er fast ein Nomade. Die Neue Welt drüben ist noch sehr, sehr jung. Sie hat dafür eine ganze eigene Zukunft vor sich.

Für den Physiker müßte es ein reizvolles, ein sehr verführerisches Unterfangen sein, das unermeßliche Menschheitsgeschehen der nordeurasisch-nordamerikanischen Welt rein mechanisch deuten zu wollen. Wäre es sinnlos, einfältig? Vielleicht. Was für Bilder würde es wohl bringen? Unmögliche, leblose, abstoßende? Soll man sie überhaupt beachten?

Der Physiker sieht zunächst einen Behälter — die nordeurasisch-nordamerikanische Tiefebene. Der Behälter ist sehr in die Länge gezogen, fast ein Rohr, und hat kräftige Wände: Meeresküsten an den beiden Enden, Meeresküsten im Norden, Gebirgsketten und Hochebenen im Süden. Das Innere des Behälters ist fast widerstandslos. Eine kräftige Querwand teilt es allerdings in zwei ungleich große Teile: der Atlantische Ozean.

Der Physiker sieht ferner eine sonderbare, sehr bewegliche Flüssigkeit in dem Riesenbehälter. Ist es eine Flüssigkeit oder

ein Gas? Was immer es sein mag, es ist aus unzähligen, untereinander fast gleichen Teilchen zusammengesetzt: aus Menschen. Jede Flüssigkeit, jedes Gas, zerfällt in ungezählte untereinander gleiche Teilchen: in Molekeln. Dem Physiker ist der Mensch einfach eine Molekel. Eine riesengroße Molekel allerdings.

Der Maßstab hat wenig zu sagen. Es ist ganz leicht, sich den nordamerikanisch-nordeurasischen Behälter klein vorzustellen, so etwa, daß er im Laboratorium unterkommen könnte. Er würde dann natürlich auch seine Menschenmolekeln ganz winzig klein erscheinen lassen. Das kann dem Physiker nur recht sein. Es nähert ihn ja Bildern, die er kennt.

Die sonderbare Menschenflüssigkeit brodelt in ihrem Behälter. Sie ist außerordentlich unruhig, sie wirbelt, sie drückt gegen die Wände. Sie findet Risse, Spalte in den Behälterwänden, dringt durch sie hindurch ins Freie. Vielleicht ist sie doch noch gasförmig, vielleicht ist sie gerade im Verdampfen. Es kann auch sein, daß sie soeben aus dem gasförmigen in den tropfbarflüssigen Zustand überzugehen im Begriffe ist.

Der Physiker sieht noch mehr. Neben riesigen Raumabmessungen entdeckt er leicht auch weitspannende Zeitabmessungen. Deshalb entgeht es ihm nicht, daß der merkwürdige Behälter allmählich kleiner und kleiner wird, sich zusammenzieht. Die nordeurasisch-nordamerikanische Welt ist heute unvergleichlich kleiner, als sie es zur Zeit des zweiten punischen Krieges war. Wie nahe ist heute New York dem Europäer, dem es noch vor fünf Jahrhunderten unendlich fern war! Vor hundert Jahren war die Entfernung Berlin—Paris mehrfach größer als heute!

Nun, nachdem alles bereitgestellt ist, kann das große Experiment beginnen. Es gilt zunächst nur dem größeren, dem nordeurasischen Teil des Behälters. Seine chinesische Endwand wird hineingetrieben. Der Behälterteil wird dadurch kleiner und kleiner. Seine Flüssigkeit beginnt zu strömen. Westwärts.

Halt! Da drinnen, vor der Querwand, die den nordeurasischen vom nordamerikanischen Behälterteil trennt, liegt eine Querhaut: die Rhein-Donau-Linie. Sie spannt sich, platzt. Die Flüssigkeit ergießt sich in den bis dahin noch „leeren“, kleinen

Zwischenraum bis zur Querwand. Dort staut sie sich, dort bleibt sie stehn. Die nordeurasische Völkerwanderung ist beendet.

Die chinesische Endwand drückt inzwischen noch immer mit ungeschwächter Kraft. Der Druck auf die atlantische Querwand steigt höher und höher. Er wird unwiderstehlich. Die Querwand bekommt Risse, knistert, kracht. Schließlich wird sie eingedrückt. Die gestaute Flüssigkeit bricht schäumend in den kleineren, in den nordamerikanischen Behälterteil ein, dringt weiter und weiter, erreicht schließlich die andere Endwand des Riesenbehälters: die Küste des Stillen Ozeans.

Sieht denn dies alles nicht auch der Nichtphysiker, wenn auch in einer etwas einfacheren, wenn man will, in einer etwas unbeholfeneren Gestalt? Gewiß! Der Physiker kennt jedoch die Folgeerscheinungen solcher Strömungsvorgänge. Er weiß, was kommen muß, sobald einmal beide Behälterteile durchströmt sind und der den Strömungsvorgang verschuldende Druck verschwunden ist.

Der Nichtphysiker kann glauben, daß die nordeurasisch-nordamerikanische zweistufige Völkerwanderung beendet ist, weil vom chinesischen Ostende aus schon lange keine Kräfte mehr wirken, weil China gleichsam nur einen kräftigen Stoß in ostwestlicher Richtung versetzen konnte, dann aber ermattet zurücksank.

Der Physiker sieht tiefer. Er weiß, daß der ostwestliche Stoß im nordeurasisch-nordamerikanischen Behälter zwar eine ostwestliche Strömung ausgelöst haben muß, daß diese Strömung jedoch nicht einfach erstarren konnte, als ihr zuerst der Atlantische und später der Stille Ozean den Weg verlegten. Er weiß, daß Schwingungen unvermeidlich sind. Er erwartet vor allem eine Umkehrung der Strömung an den Staudämmen.

Nur zu gut weiß der Physiker, daß jede gestoßene Masse, sich selbst überlassen, zu schwingen anfängt, es sei denn, daß sie eine unbegrenzte Bewegungsbahn vor sich hat. In seinem Bilde des nordeurasisch-nordamerikanischen Menschheitsgeschehens

können Schwingungen unmöglich fehlen. In ihm können sogar verwickelte Schwingungen nicht fehlen, weil der Menschheitsbehälter unterteilt ist und die Völkerwanderung in zwei Stufen erledigt werden mußte.

Der Physiker erwartet, daß die an der Küste des Atlantischen Ozeans gestaute Flüssigkeit gewaltigen Drucksteigerungen ausgesetzt gewesen sein wird, die nicht nur den ihr trotzendes Damm, sondern auch die weiter östlich liegenden Flüssigkeitsteile bedroht haben müssen. Er erwartet ein Zurückfluten nach Osten, wenigstens solange der Damm standhält.

In der Tat gab es in der nordeurasischen Welt westöstliche Drücke und auch große westöstliche Rückwanderungen. Der Kulturdruck ist in Nordeurasien unverkennbar nach Osten gerichtet. Westöstliche Rückwanderungen begannen vielleicht schon mit den Kreuzzügen. Die Vorstöße des Deutschen Ritterordens waren Zeichen beginnender Rückwanderungen. Die Türken standen schon vor Wien, mußten jedoch mehr und mehr nach Osten zurückweichen. Die Russen erledigten allmählich die eingedrungenen Tataren, um dann tiefer und tiefer in den Osten hinein vorzudringen. Was ist denn die russische Ausdehnung über ganz Sibirien anderes als eine große, eine noch ganz unübersehbare westöstliche Rückwanderung?

Sind wir denn nicht außerdem lebende Zeugen gewaltiger westöstlicher Anstrengungen großer nordeuropäischer Völker um Lebensraumvergrößerungen? Sind diese Anstrengungen nicht Folgen ungeheurer westöstlicher Drücke? Noch sehen wir beängstigende Bevölkerungsdichten im nordeurasisch-nordamerikanischen Raum gerade dort, in der Nähe der atlantischen Küste, wo seinerzeit große Stauungen erzwungen wurden.

Die rückläufige Bewegung, der erste westöstliche Pendelausschlag, wäre zweifellos unvergleichlich schärfer ausgefallen, wenn nicht rechtzeitig der atlantische Staudamm geborsten wäre, und wenn der nordeurasische Menschheitsbehälter nicht auch an anderen Stellen undicht geworden wäre. Viel Druck hat sich über die Alpen, über die Pyrenäen, nach Nordafrika, später über die ganz Erde entladen.

Die Völkerwanderung ist für den Physiker nicht beendet, obwohl auch ihre zweite Stufe, die nordamerikanische, bereits scheinbar abgeschlossen ist. Die Völkerschwingung ist erst dabei, in der nordeurasischen Ebene ihren ersten Rückweg zu beenden. In der nordamerikanischen Ebene dagegen hat sie soeben erst ihren ersten Hinweg notdürftig beendet.

Vielleicht würde sich der Physiker sogar hinreißen lassen, der nordeurasischen Teilschwingung eine Schwingungsdauer von ungefähr zweitausend Jahren zuzuschreiben. Er sollte jedoch vorsichtig bleiben. Er sieht ja, daß die nordeurasischen Völker endlich eingesehen haben, daß sie auf Glatteis sitzen, und daß die Kräftebahn ihres Lebensraumes zerschnitten werden muß. Die Maginotlinie, der Westwall, weitere im Entstehen begriffene „Linien“ waren und sind künstliche Einrahmungen der nordeurasischen Menschheitsteile, die die Aufgabe haben, die Völkerschwingung energisch zu dämpfen.

Wenn der nordeurasisch-nordamerikanische Behälter nicht die ungemein störende atlantische Querwand gehabt hätte, und wenn seine Südwand nicht mehrfach undicht geworden wäre, könnten wir vom Physiker scharfe Voraussagen für die weitere Entwicklung des Menschheitsgeschehens erwarten. So wie die Dinge wirklich liegen, kann uns die Physik nur unklare Zukunftsbilder malen.

Sie sieht selbstverständlich auch in Nordamerika eine rückläufige, westöstliche Bewegung kommen. Sie muß sogar Rückschläge nach Nordeurasien hinein erwarten. Werden sie bald eintreffen? Werden sie heftig, verheerend sein? Werden sie leicht aufgefangen werden können?

Man muß blind sein, um nicht zu sehen, daß Nordamerika bereits zurückdrückt. Was war denn das Eingreifen der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg 1914—1918? Was war der Vorstoß des Dollars nach Nordeurasien unmittelbar nach dem Jahre 1918?

Die ganze nordeurasisch-nordamerikanische Welt fühlt heute eine ganz allmählich stärker werdende westöstliche Richtung in ihrem Leben. Nordamerika schaut heute bereits aufmerksam

über den Atlantischen Ozean hinüber nach Europa, nach Asien. Nordeuropa drückt heute zweifellos mit aller Kraft auf den Osten. Es ist unleugbar: Der Physiker sieht richtig; seine Bilder sind nicht einfältig, wertlos, allzu einseitig. Die Menschheit ist am Ende wirklich eine sonderbare Flüssigkeit, und der Mensch ist am Ende tatsächlich nur ein einfaches Flüssigkeitsteilchen, eine Molekel?

Es ist nicht leicht, mit den sonderbaren Bildern fertig zu werden, die sich mir aufdrängen, die New York und Nordamerika in mir ausgelöst haben, und die sich mir nun sowohl im Raum als auch in der Zeit erschreckend aufblähen. Ich bemühe mich, ihnen zu mißtrauen, und kann doch nicht leugnen, daß sie mir irgendwie die Wahrheit erzählen.

Die Menschheit braucht Lebensraum und muß ihn sich erobern. Zu diesem Zwecke muß sie sich, in große Einheiten zusammengeballt, bewegen. Die Menschheit braucht andererseits Lebensinhalt. Sie muß sich ihn, im Lebensraum seßhaft geworden, erarbeiten. Jeder einzelne Mensch muß dabei in seinem kleinen Arbeitskreis herumlaufen. Eroberungsbewegungen und Arbeitspendelungen um Ruhelagen sind Kampfhandlungen. Die Menschheit ist zweifellos verurteilt, zu kämpfen, Krieg zu führen. Erst angreifend, erobernd, dann verteidigend, befestigend, ausbauend.

Ich erlebte in New York, in Nordamerika, offenbar die letzten Ausläufer der erobernden ostwestlichen Vorstöße der nord-eurasischen Menschheit in dem ihr von allem Anfang an bestimmten Lebensraum. Deshalb hatte ich das Gefühl, ein riesiges Schlachtfeld betreten zu haben. Ich bin ein Kind Westeuropas, lebe also im bereits eroberten Lebensraum, den die nordeurasische Menschheit schon lange verteidigend pflegt, befestigend ausbaut. Deshalb erscheint mir Europa als Hinterland des nordamerikanischen Schlachtfeldes.

Ich mißtraue mit Erbitterung den physikalischen Deutungen des nordeurasischen Menschheitsgeschehens. Ihre Voraussagen be-

unruhigen mich. Gereizt halte ich ihnen entgegen, daß sie eine unermessliche, flächenhafte Welt in einem kleinen dreidimensionalen Flüssigkeitsbehälter abgebildet sehen wollen. Ich weiß allerdings, daß physikalische Grundgesetze gegen ihre Übertragung in eine höhere Dimension sehr widerstandsfähig sind. Ich weiß, daß verwickelte Schwingungen in zwei Dimensionen fast auf dieselbe Weise wirken und spielen wie in drei Dimensionen. Ich mißtraue also den physikalischen Voraussagen nur, weil ich mich fürchte.

Selbstverständlich glaube ich nicht, daß das ehemals so mächtige und blühende chinesische Riesenreich der Schöpfer der heutigen nordeurasischen Welt ist. China war ein Werkzeug, nicht mehr. China löste eine Bewegung aus, ohne sie gewollt zu haben. Sein ostwestlicher Stoß in die nordeurasische Tiefebene hinein war lediglich ein Anstoß.

Die Menschheit kämpft seit jeher so, wie die nordeurasisch-nordamerikanische Welt gekämpft hat und noch kämpft. Sie kämpft um Lebensräume, um arbeiten zu können, sie arbeitet, um nicht zu verhungern. Folglich ist der Hunger die große Peitsche, die die Menschheitsteile auf ihren Eroberungszügen vorwärts treibt und sie, seßhaft geworden, in die Tretmühle der täglichen Arbeit drückt?

Der Hunger war also die aufbauende Kraft der nordeurasischen Tiefebene und China nur der Weichensteller, der zwischen dem ostwestlichen und dem westöstlichen Geleise des Hungerzuges zu wählen hatte?

Der Hunger ist der Feind, das Scheusal, das über New York schwebt und es im Kampffieber sieden läßt, der große Gegner, mit dem New York, Nordamerika, sein Hinterland Europa, die ganze nordeurasische Welt, die Menschheit, seit sie lebt und webt, Krieg führt?

Wie war es auf der „Bremen“, mitten im Atlantischen Ozean, zwischen Europa und Amerika? War es nicht eine ruhige, schöne, friedliche, kleine Welt? Es war eine hungerlose Welt, und so, wie sie war, hätte sie in meinen Träumen bleiben können. Die Menschenwelt der „Erde“ ist der kleinen Bremenwelt nur

deshalb so unähnlich, weil sie noch nicht hungerlos ist. Auf der „Bremen“ gab es für die Reisenden keine Eroberungswanderungen und keine tägliche Arbeit, weil es keinen Krieg mit dem Hunger geben konnte.

Allmählich senken sich die Schleier, und die Finsternis weicht zurück. Ich beginne zu sehen. Es war gut, daß mich die Ozeannacht mit furchtbaren Erscheinungen bedrängte. Es war notwendig, daß mir die erste Nacht in New York schreckliche Eindrücke hinterließ. Die qualvollen Vergleiche Nordamerikas mit Europa halfen mir ausgiebig vorwärts.

Endlich stehe ich vor dem Feind, vor dem einzigen wirklichen Feind, vor dem einzigen wirklichen Rätsel des Menschheitsgeschehens. Ich sehe es bereits klar: Die Menschheit steht im Krieg. Dieser Krieg tobt schon Jahrtausende, Jahrzehntausende. Seine Schlachtfelder waren überall auf der Erde. Wir Menschen sind alle Soldaten, wir sind alle Angehörige eines einzigen, ungeheuren Heeres — oder vielmehr, wir sollten es sein.

Ich höre noch den Kriegslärm New Yorks und habe die Schlacht Nordamerikas noch nicht vergessen. Ich fühle die Not des Hinterlandes, Europas. Ich fürchte, daß der große Menschheitskrieg noch lange nicht beendet ist, und bedaure die kurzsichtige Menschheit, die sich in verbrecherischen inneren Kämpfen, die sie Kriege nennt, zerfleischt. Zuweilen fährt mir die Verzweiflung an die Kehle. Ich sehe dann kein Ende, keine Erlösung, keine mögliche Erlösung. Der Eroberungskrieg ist ja noch lange nicht beendet, die nordeurasisch-nordamerikanische Welt hat ja erst zu schwingen begonnen, und der eigentliche Arbeitskrieg kann noch lange nicht mit voller Kraft aufgenommen werden. Wo ist der Sieg, was kann er der armen Menschheit bringen?

Durch den schweren grauen Nebel der drückenden Verzweiflung und der nagenden Furcht dringt jedoch immer wieder ein frischer Lichtstrahl und lenkt meinen irrenden Blick auf ein mildes, friedliches, sonniges Bild. Ich betrachte es immer wieder mit Liebe und Wohlgefallen. Immer wieder bringt es mir Trost, Hoffnung, Freude.

Auf dem unermesslichen Ozean, zwischen Europa und Amerika, schwimmt ein schönes Schiff. Seine Reisenden haben vergessen, daß es ein Ufer gibt. Sie sind zufrieden, glücklich, vergnügt. Sie sind satt. Sie haben alles, was sie brauchen. Sie kämpfen nicht um Lebensräume, sie sorgen sich nicht um das tägliche Brot. Sie lesen, spielen, spazieren, turnen, schwimmen. Sie genießen die Musik. Sie studieren vielleicht wissenschaftliche Werke.

Das Schiff gleitet über die riesige Wasseroberfläche dahin. Es ist eine Welt für sich. Es trägt eine geordnete, befriedete Welt, die offenbar mit dem grimmigen Feind einer jeden Menschewelt fertig geworden ist. Es trägt allerdings eine verhältnismäßig kurzlebige Welt, denn es hat doch nur eine sehr beschränkte Bahn zu durchmessen.

Der Maßstab ist nicht wichtig. Macht man aus der „Bremen“ die „Erde“, aus dem Atlantischen Ozean das Weltall, aus der Schar der Reisenden die Menschheit, so kann man wohl auch aus einer vier-, fünftägigen Reise eine Reise über viele Jahrmillionen machen. Wichtig jedoch ist der Sieg, der endgültige Sieg der Menschheit, den die „Bremen“ schon genießt, die „Erde“ jedoch erst mit aller Kraft anstrebt.

Der Sieg über wen? Über den Hunger? Vielleicht. Wahrscheinlich. Was ist denn eigentlich Hunger? Wer ist der große Feind der Menschheit in seinem eigentlichsten Wesen? Kann man ihn mit einem einfachen, gewiß für jeden Erdenbürger sehr inhaltvollen Namen erledigen? Soll man nicht alles versuchen, um diesem Hunger die Maske vom Gesicht herunterzureißen?

Um diesen schrecklichen Unbekannten, der sich Hunger nennt, wirklich erfolgreich bekämpfen zu können, muß man alle seine Eigenschaften bloßlegen, seine Stärken und seine Schwächen ausmessen, seine Waffen genau ansehen. Gelingt uns das nicht, so ist die schöne „Bremen“ nur ein trügerisches Modell einer zu erkämpfenden „Erde“. Es muß deshalb gelingen.

AMERIKA

Wir trafen uns beim Abendessen im bekannten Großgasthaus Kempinski. Ich hatte einige Tage in Berlin zu tun und hatte nicht versäumt, rechtzeitig meinen alten Freund M. zu bitten, mir einen Abend zu schenken. Er tat es jedesmal gern, wenn ich nach Berlin kam. Er half mir bei jedem solchen gemeinsamen Abendessen mit viel Sachkenntnis, einen wundervollen Rheinwein auszusuchen, und hatte immer wieder viel zu erzählen. Über Schach, über Schachmeister, über philosophische und politische Probleme. Als Berichterstatter kannte er Europa und Amerika gründlichst. Seine Belesenheit war erstaunlich, seine Sprachkenntnisse waren umfassend. Er führte eine feine Feder und verstand es, anmutig und dennoch immer geistreich zu plaudern.

An jenem Spätfrühjahrsabend des Jahres 1926 freute ich mich ganz besonders, Freund M. wiederzusehen. Einige Jahre waren bereits vergangen, seit ich das letztmal in Berlin gewesen war und ihn getroffen hatte. In der Zwischenzeit hatte ich viel gearbeitet und viel erlebt. Es drängte mich, Ideen und Probleme, die mich stark beschäftigten, gleichsam im Spiel einem Kopf zuzuwerfen, dessen Bilder mir gefielen.

Ich glaube, wir sprachen nach beendetem Abendessen zuerst über das große Schachturnier, das einige Monate vorher auf dem Semmering beendet wurde und mir den dritten Preis gebracht hatte. Mein Freund kannte die großen Partien des Turniers und zollte meinen Siegen über einige Großmeister viel Anerkennung. Plötzlich fragte er, durch das herrliche Gold seines Glases hindurchblickend, mit merkwürdigem Nachdruck: „Waren Sie schon in Amerika?“ „Noch nicht“, antwortete ich ein wenig erstaunt über die überraschende Frage. „Nun“, sagte er nach-

denklich, „Sie werden Amerika bald sehn. Im Frühjahr 1927 gibt es in New York ein großes Turnier. Sie werden selbstverständlich eingeladen werden.“

Die Nachricht traf mich so unerwartet, daß ich keine Antwort fand. Wir schwiegen einige Augenblicke. Ich mußte mich irgendwie fassen, er dagegen versank offenbar in Erinnerungen. Eine merkwürdige Unruhe befiel mich. Unwillkürlich mußte ich an den langen Weg in das unheimliche ferne Land denken, das damals wohl zum erstenmal seinen Riesenschatten auf meine Seele warf.

Mein Freund hob schließlich seinen Blick. „Ich bin sehr neugierig, wie Ihnen Amerika gefallen wird“, sagte er. „Wenn Sie über Berlin heimreisen werden, werde ich mir bestimmt Ihre Antwort holen“, setzte er hinzu. Ich sah ihn fest an. „Warum werden Sie wissen wollen, wie mir Amerika gefallen hat“, meinte ich, „Sie kennen ja New York und Chicago, Montreal und St. Louis, Washington und New Orleans. Sie waren doch schon mehrere Male in Amerika.“

Er lächelte. „Gewiß trieb ich mich viel in den Vereinigten Staaten umher“, antwortete er. „Ich sah manches drüben, jenseits des Atlantischen Ozeans, und vieles erlebte ich dort. Amerika hinterließ selbstverständlich auch mir große Eindrücke. Es reizt mich trotzdem, sogar sehr, die Eindrücke kennenzulernen, die Sie mitbringen werden.“

Er versank wieder einige Augenblicke in seinen Erinnerungen, dann fuhr er fort. „Ich habe viele wertvolle und liebe Bekannte in Europa, in Paris, London, Wien, Zürich, natürlich auch in Deutschland. Unter ihnen gibt es genug Männer, die Amerika besucht haben. Jeden von ihnen fragte ich aus, wie ich Sie nach Ihrer Heimkehr ausfragen werde. Ich erhielt bisher immer wieder dieselbe Antwort. Trotzdem erwarte ich Ihre Antwort mit Ungeduld und Spannung.“

„Wie lautet denn dieses einmütige Urteil?“ fragte ich ein wenig beunruhigt. „Wie lautet vor allem Ihr Urteil? Gefiel Ihnen Amerika am Ende nicht? Hinterließ es Ihnen etwa nicht unvergeßliche Eindrücke? Sprechen Sie doch! Erzählen Sie mir

doch, bitte, was mich in Amerika erwartet. Warum tun Sie so geheimnisvoll?“

Er betrachtete mich lange schweigend. Ich sah, daß er nicht gern über sein Amerika sprechen möchte, solange es mein Amerika noch nicht gab. Ich vermutete, daß es ihm irgendwie peinlich sei, offen zuzugeben, daß ihn Amerika enttäuscht hatte. Ich las eine leise Hoffnung in seinen nachdenklichen Augen, meine Bilder könnten doch noch die seinigen zurechtrücken und mildern. Schließlich sagte er einfach:

„Gedulden Sie sich doch! Sie werden ja sehen!“ ...

Bald werden mich fünfzehn Jahre von jenem Frühlingsabend trennen. Inzwischen war ich zweimal in Nordamerika. Im Jahre 1927 nahm ich wirklich am großen Schachturnier in New York teil. Neun Jahre später reiste ich zur Weltkraftkonferenz nach Washington. Ich besuchte nachher auch Kanada, sah Montreal, Ottawa, die Niagara-Fälle und kehrte über Pittsburg nach New York zurück.

Auch ich habe viele wertvolle Freunde und Bekannte in Europa. In London, Paris, Berlin, Wien, Budapest, in zahlreichen deutschen Städten. Es gibt unter ihnen vielgereiste Herren, die auch Amerika besucht haben. Aus Amerika kommend, fragte ich sie alle über das ferne, weite Land mit einem Eifer aus, der mir jetzt auffällt, wenn ich an jenes Abendessen bei Kempinski zurückdenke.

Jetzt fällt es mir auch auf, daß sie mich alle mit dem gleichen Eifer ausfragten. Sie wollten alle wissen, wie mir Amerika gefallen hatte. Wir alle hatten offenbar Eindrücke zurückgebracht, die uns irgendwie beunruhigen, und die wir, ohne uns gegenseitig zu unterstützen, schwer in ein klares Bild zusammenfügen.

Wir sind trotzdem erstaunlich einig in unseren Urteilen. Amerika, Nordamerika natürlich, ist interessant, beunruhigend, riesig, unberechenbar. Schön ist es nicht. Wir alle möchten es wieder sehen, bereisen, bestaunen. In Amerika leben möchten wir nicht. Wir fühlen es alle: Etwas fehlt in Amerika, etwas

Wichtiges, etwas, das dem Leben, dem wirklichen, vollen Leben unbedingt notwendig ist.

Geben wir offen zu: Wir kamen alle enttäuscht über den Atlantischen Ozean zurück ins alte Europa. Das Bild, das wir, aus Beschreibungen und Nachrichten zusammengestellt, auf die große Reise in die Neue Welt mittrugen, brach uns allen drüben zusammen. Es war eben das Bild einer noch jungen begeisterten Einbildungskraft, ein Bild der Sehnsucht nach Freiheit, Flug, ungehinderten Erfolgen, ein vom Knaben aufgebautes und vom Mann mitgeschlepptes Bild.

Der Europäer, der noch nicht „drüben“ war, stellt sich ein Amerika vor, das es nicht gibt, weil er mit Eindrücken baut, die er im europäischen Leben gesammelt hat, und weil er Nachrichten aus Amerika mit einem Kopf verarbeitet, der in Europa aufgewachsen ist. Er weiß nicht, daß Nordamerika eine besondere Rolle im nordeurasisch-nordamerikanischen Menschheitsgeschehen zugefallen ist. Deshalb kommt er auch verwirrt, enttäuscht, unsicher nach Europa zurück, wenn ihm das Schicksal einen Ausflug über den Atlantischen Ozean ermöglichte.

Irgendwie ahnt jedoch trotzdem ein jeder Europäer, daß Nordamerika auf eine ganz besondere Art mit Eurasien zusammenhängt. Sagt er denn nicht einfach Amerika, wenn er Nordamerika meint, ohne zu fürchten, mißverstanden zu werden? Steht nicht in seinen Bildern der Neuen Welt, mögen sie nur Kinder der Einbildungskraft oder Früchte wirklichen Erlebens sein, Nordamerika, eigentlich sogar nur die Welt der Vereinigten Staaten, im vollen Licht, während gleichzeitig Südamerika im Schatten des Hintergrundes versinkt?

Ich verstehe erst jetzt die zaghafte Neugierde meines alten Freundes, die mir vor fünfzehn Jahren so unerklärlich war. Jetzt ist es mir auch klar, warum alle Amerikabesucher so unsicher werden, wenn sie ihre in Amerika gesammelten Eindrücke in ein ordentliches Bild zusammenfassen sollen. Ich weiß erst jetzt, warum Nordamerika einfach Amerika ist. Die schweren Antworten habe ich mir aus gewaltigen Erlebnissen herausgeholt: aus einer unruhigen Nacht zwischen Europa und Amerika, aus

dem ersten in New York verlebten Abend, aus dem Flug meiner Einbildungskraft über die unermessliche Tiefebene der nördlichen Erdhalbkugel und durch die letzten Jahrtausende, die über sie hinweggerauscht sind.

Über Amerika und über die Eindrücke, die sein merkwürdiges Leben und Weben seinem Besucher hinterläßt, ist schon viel geschrieben worden. Alle Beschreiber Amerikas klagen darüber, daß sie dort, in der Neuen Welt, irgend etwas vermißten, daß sie mit leerem Herzen, durstend, enttäuscht zurückgekehrt sind. Sie alle behaupten, Amerika habe keine Seele.

Was meinen sie damit? Was ist die Seele eines Volkes, die Seele eines Landes, die Seele eines großen Erdteiles? Was ist denn eigentlich die Seele des Menschen, eines Mannes, einer Frau? Jeder Mensch hat, so pflegen wir zu sagen, eine Seele. Nun, wenn er sie wirklich besitzt, wie vereinigen sich denn die Seelen der Menschen zur Seele eines Volkes? Wie kommt es, wie ist es überhaupt möglich, daß auch eine Gegend, ein Land, eine Stadt eine eigene Seele besitzen?

Diese Fragen beschäftigen mich oft und viel. Vielleicht wäre ich nie auf sie gestoßen, wenn mich das Schicksal nicht zweimal nach Amerika gejagt hätte, um mich zweimal leer, durstig, enttäuscht, irgend etwas vermisset zurückkehren zu lassen. Wahrscheinlich hätte ich sie übersehen, wenn mich in Amerika nicht eine gewaltige Sehnsucht nach dem Unfaßbaren ergriffen hätte, das in Europa aus Palästen und Kirchen, aus Parkanlagen und ganzen Städten, aus Ländern und Völkern in geheimnisvoller Weise strahlt und tönt, das man in Deutschland und in England, in Frankreich und in Italien, in der Schweiz und in Jugoslawien, das man in jedem Teil Europas, obwohl immer wieder in einer anderen Farbe und Tonhöhe, erlebt, das es jedoch in den Vereinigten Staaten nicht gibt.

Der Mensch lebt in seinen Gedanken und Gefühlen. Die Gedanken lenkt und führt ihm sein Verstand. Auf guten und schlechten, auf bequemen und beschwerlichen Wegen. Es gibt

Menschen, die viel denken und deshalb stark leben. Es gibt noch viel mehr Menschen, die wenig denken und deshalb auch schwach leben. Zuweilen erreicht der Mensch schwindelnde Höhen, wenn ihm der Verstand ein guter Führer ist. Leider ist nur allzu vielen Erdenkindern der Verstand ein Verführer, der sie ins Unglück treibt.

Der Mensch sammelt jene Gedanken, in denen er oft lebt, die ihm deshalb besonders wertvoll sind und immer wieder hervorgeholt werden müssen, in seiner geistigen Vorratskammer, in seinem Gedächtnis. Er hinterläßt sie schließlich seinen Nachkommen als Erbe, wie er ihnen sein Blut und seine körperlichen und seelischen Eigenschaften und Eigenheiten hinterläßt, vererbt.

Ich glaube, daß jeder Mensch Erbe der Gedanken ist, die seinen Vorfahren so tief in die geistige Vorratskammer, in das Gedächtnis, eingedrungen sind, daß sie nicht mehr weggelöscht werden konnten. Dieses Gedankenerbe wandert dann von Geschlecht zu Geschlecht. Wir alle sind voll der Gedanken toter Köpfe, gestorbener Vorfahren. Wir haben es nicht nötig, solche geerbte Gedanken nochmals selbständig durchzudenken. Wir erleben sie nur immer wieder tief im Unterbewußtsein — wahrscheinlich als Gefühle.

Ein sonderbares Bild verfolgt mich. Ich sehe im Bewußtsein des Menschen Gedanken und nur Gedanken. Eigene, selbständig, im vollen Bewußtsein gedachte, und erlebte, ins Leben mitgebrachte, im Unterbewußtsein schlummernde — fühlbare. Ich sehe auch die Wertunterschiede zwischen gut und böse, schön und häßlich, tief in Werturteilen unserer Ahnen verankert und deshalb mitgebracht, ererbt. Deshalb kann ich Gedanken und Gefühle nicht als wesensverschiedene Lebensäußerungen sehen. Ich sehe immer nur Gedanken.

Trotzdem verstehe ich es, daß man den Geist des Menschen von seiner Seele unterscheidet, obwohl Geist und Seele untrennbar nebeneinander leben. Ich verstehe, daß der Geist die eigenen, selbständigen Gedanken des Menschen denkt, daß

jedoch die Seele die ins Leben mitgebrachten, ererbten Gedanken und Werturteile toter Vorfahren fühlt.

Alles, was die Vorfahren einst dachten, alles, was sie so oft dachten, daß es ihnen ins Gedächtnis eingemeißelt wurde und deshalb als geistiges Erbe auf die Nachkommen überging, aber auch alles, was der Mensch selbst seinem Erbe hinzugefügt hat, indem er seine geistige Vorratskammer, sein Gedächtnis, damit angefüllt hat, bildet in meinen Bildern die Seele des Menschen.

Hat auch ein Palast, eine Kirche, eine Landschaft, ein Volk eine Seele? Alte Paläste lassen uns Gedanken ahnen, fühlen, die irgendwer in ihre Mauern gepreßt hat. Alte Kirchen sind voll der Gebete, d. h. glühender Gedanken, voll der Bitten, der Verzweiflung, der Reue, d. h. voll schwerer Gedanken. Alle diese Gedanken prägten sich irgendwie in die Wände, in die Säulen, in die Gewölbe ein. Der Besucher fühlt sie, ohne sie selbst noch einmal durchzudenken.

Jedes Volk hat seine Seele, weil sich die verwandten Gedanken seiner Angehörigen zu einer mächtigen gemeinsamen geistigen Einheit verdichten. Alles, was ich oft gedacht habe, oder aber, was von zahlreichen mir verwandten Köpfen mitgedacht wurde, ist stark genug, um sich zu erhalten, um kein abermaliges, bewußtes Durchdenken zu erfordern. Alle Gedanken des Unterbewußtseins bilden die Seele.

Denke dich in eine europäische Landschaft hinein, die das Heim eines Volkes, eines Stammes ist! Siehst du nicht die Spuren, die sich von Geschlecht zu Geschlecht erhalten, die sich vereinigt und gegenseitig ergänzt haben und jetzt gesprächige Zeugen aller Arbeit, aller Leiden, aller Genüsse, der Liebe und des Hasses ungezählter gleichartiger Menschen, d. h. des Lebens dieses Volkes, dieses Stammes sind? Nun gut! Diese Spuren sind die Seele der Landschaft, die Seele des Landes. Ohne sie wäre es tot, seelenlos.

In Amerika gibt es keine alten Paläste und keine alten Kirchen. Es gibt auch keine alten Städte und Landschaften in der Neuen Welt. Die amerikanischen Einwanderer kamen in ihnen fremde Gegenden, den Hunger in den Augen, die Sorge um das nackte

Leben in der Seele und das tägliche Brot im Mittelpunkt ihrer Gedanken. Sie bebauten die Erde, die sie fanden, ohne sie ehrfurchtsvoll aus den Händen der Vorfahren übernommen zu haben. Sie lebten einige Jahre auf der gefundenen Scholle, dann warfen sie sie weg wie eine ausgepreßte Apfelsine. Was war schon dabei! Erde war im Überfluß vorhanden. Unübersehbare Ebenen verloren sich vor ihnen in den Westen.

Durch Jahrhunderte jagte eine Einwandererwelle die andere. Die früher angekommenen Abenteurer wichen immer wieder den nachrückenden. Die Erde ging aus einer Hand in die andere. Der Italiener übergab sie dem Russen, der Russe dem Franzosen, der Franzose dem Engländer. Die Eindrücke, die die sich un-
aufhörlich ablösenden Bebauer der mißhandelten Erde hinterließen, konnten sich nicht vereinigen. Sie stammten ja von einander so fremden Köpfen ab.

Ist es da ein Wunder, daß die amerikanische Landschaft noch keine Seele hat? Ist es nicht klar, daß die amerikanischen Städte und die amerikanischen Paläste noch seelenlos sein müssen? Ganz Nordamerika ist noch seelenlos. Es hat bisher zu wenig Gedanken erlebt und zu wenig untereinander verwandte Köpfe beherbergt.

Das ist die Quelle des zunächst unverständlichen Unterschiedes zwischen Chicago und Berlin, den es zwischen Berlin und Paris nicht gibt. Hier wurzelt auch die merkwürdige Inhaltslosigkeit der amerikanischen Wolkenkratzer, hier das fieberhafte Haschen reicher Amerikaner nach europäischen Kunstwerken, nach europäischen alten Möbelstücken. Hier ist das Pilgern amerikanischer Ausflügler zu den Überbleibseln alter Kulturen Europas verankert.

Der reiche Amerikaner baut sich ein üppiges Schloß — es bleibt ihm, allem Aufwand zum Trotz, leer. Deshalb stopft er es aufgeregt mit europäischen Teppichen, Gobelins, Bildern voll. Am liebsten möchte er irgendwo in Frankreich, in Italien, ein altes Schloß kaufen, um es ungeändert nach Amerika zu tragen.

Nein, nein! Amerika hat keine Seele, es kann noch keine Seele haben. Es fehlt ihm die Vereinigung des Menschen mit der

Erde, das Befruchten der Erde mit Arbeit, mit Leiden, mit Genüssen, mit Liebe und Haß. Die Seele eines Volkes, eines Landes, ist seine Kultur. Amerika ist noch ein kulturloses Land, deshalb ist es noch ein seelenloses Land. Deshalb atmet der europäische Besucher so schwer in Amerika, und deshalb flieht er nach Europa, statt befriedigt zurückzukehren. Als ich im Jahre 1927 aus Amerika heimkehrte, atmete ich nach zwei langen Monaten erst in Paris das erstmal wieder mit voller Lunge.

Die Enttäuschung, die man aus Amerika zurückbringt, ist eigentlich unheimlich. Man fährt doch über den Atlantischen Ozean mit hochgespannten Erwartungen, die mit der Kultur, mit der Seele des Volkes und des Landes, nichts zu tun haben. Man erwartet als Westeuropäer in Nordamerika keine Überraschungen, wenn man an Museen, Theater, Universitäten, Kunstwerke und Bücher denkt. Man freut sich dagegen, freie Menschen, ein Volk ohne obrigkeitliche Bevormundung, eine kräftige, freie Wirtschaft, kurz, ein Land der Freiheit kennenzulernen. Worüber ist man also enttäuscht, wenn man Amerika verläßt, über die amerikanische Kultur oder über die amerikanische Freiheit, über das nicht Erwartete oder über das Erwartete?

Es hat fast den Anschein, als wüßte Amerika ganz genau, was den ankommenden europäischen Besucher wirklich anlockt, was er wirklich bestaunen und in vollen Zügen genießen will. Hat es nicht deshalb vor sein Eingangstor, vor den New Yorker Hafen, das Riesenstandbild der Freiheit gestellt? Gewiß ist dieses Standbild als eine wohltuende Verheißung für die armen, verzweifelten Einwanderer gedacht gewesen. Was ist es heute, nach beendeter Einwanderung?

Heute kommen nach Nordamerika Besucher, die eine neue Welt sehen wollen, die weder arm noch verzweifelt sind und keinen Trost brauchen. Sie treten mit kritischen Augen ein, durch-eilen die Städte und Gegenden, als ob sie Säle eines riesigen

Museums durcheilten, und kehren wieder nach Europa zurück. Was bedeutet diesen späten, entarteten Einwanderern das gewaltige Freiheitsstandbild, das sie bei der Ankunft begrüßt?

Ist denn dieser wundervolle Eingang in die nordamerikanische Welt, der New York wie ein Tor sperrt, nicht gleichsam ein Schaufenster, und das Freiheitsstandbild darin gleichsam ein Werbebild für jene Ware, die der nordamerikanische Laden anpreisen will? Eine grausame, gewiß irgendwie ungerechte Frage! Ich kann sie nicht unterdrücken. Sie ist eben der Ausdruck meiner Enttäuschung über Nordamerika.

Wie steht es nun eigentlich mit der vielgepriesenen amerikanischen Freiheit? Ist sie nicht ein ausgiebiges Gegengewicht für die Seelenlosigkeit der amerikanischen Erde? Lebt man nicht ordentlich auf, wenn man aus Europa nach Amerika kommt und alle Fesseln der in Europa eingewurzelten Bevormundung des einzelnen durch die Gemeinschaft abstreift? Ist es nicht leichter, angenehmer, in einem seelenlosen, jedoch freien, als in einem unfreien, dafür aber seelenvollen Lande zu leben?

Das Problem der amerikanischen Freiheit ist ein wichtiges, ernstes Problem. Es kann nicht übersehen werden, sobald es gilt, gewaltige Bilder des nordeurasisch-nordamerikanischen Menschheitsgeschehens aufzubauen. Wenn man Nordamerika als Schlachtfeld, Europa dagegen als sein Hinterland sehen können will, muß man mit der quälenden Frage aufräumen, wie es möglich sein kann, daß das Schlachtfeld mehr Freiheit versprechen darf als das Hinterland.

Am Ende war jenes furchtbare Bild, das meiner ersten Nacht in New York entstieg, doch ein Trugbild. Am Ende ist New York doch kein Heerlager. Die Amerikaner sollen Soldaten sein und trotzdem arbeiten, schreiben, denken, sprechen dürfen, was sie wollen?

Ich ließ mich täuschen — es sei denn, daß die amerikanische Freiheit ein Trugbild ist. Ich habe weitausholende Gedankengebäude auf Sand gebaut, außer, wir haben uns alle blenden, bluffen lassen und haben es einfach versäumt, mit eigenen, mit

kritischen, vorurteilslosen Augen nachzusehen, ob der Amerikaner wirklich ein freieres Leben lebt als der Europäer.

Es gehört zuweilen sehr viel Mut dazu, Lebenserscheinungen, die bereits unzählige Male von zahllosen Beobachtern angesehen und immer wieder auf dieselbe Weise beurteilt worden sind, vorurteilslos nochmals anzusehen. Es ist indessen merkwürdig: Fast alle allgemein anerkannten Urteile erweisen sich, wirklich unter die Lupe genommen, als falsch.

Die Ergebnisse genauer, schonungsloser Überprüfungen ehrwürdiger „Wahrheiten“ bilden — ich glaube mich nicht zu irren — den sogenannten Fortschritt der Menschheit. Ist am Ende auch der quälende Widerspruch, der meine Bilder bedroht, nur die Frucht mangelhafter Urteile, und ist das freie Amerika neben einem unfreien Europa ebenfalls überprüfungsbedürftig?

Kaum fängt man an, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, so entdeckt man schon, daß der uns allen so klar und einfach erscheinende Begriff menschlicher Freiheit, unter die Lupe genommen, in einen undurchdringlichen Nebel zu zerfließen droht. Beunruhigt beginnt man sich zu fragen, was denn eigentlich die Freiheit des Erdenbürgers ist. Bedeutet sie ihm wirklich nur, daß er denken, arbeiten, fühlen, schreiben, sprechen, sich bewegen darf wie er und nur er will?

Frei sein bedeutet sicherlich, ungebunden, fessellos sein. Es gibt zahllose denkbare, mögliche Fesseln, die die Freiheit einengen können. Jede der möglichen Fesseln kann außerdem auf unzählige Arten lästig werden. Von der reinen, vollen Freiheit, die keine Fessel kennt, strahlt eine Unzahl von Wegen zu den Unfreiheiten der Fesseln, die wie die Tasten eines Klaviers bereit liegen, um einzeln oder in Gruppen, stärker oder schwächer die Töne oder die Tongruppen der Unfreiheiten erklingen zu lassen.

Es ist vielleicht viel vernünftiger, zu fragen, wer unfreier ist, der Amerikaner oder der Europäer, statt das Problem von der anderen Seite anzugehen und zu erforschen, wo die Freiheit schöner blüht, in Amerika oder in Europa. Die Fesseln sind nämlich das Greifbare, das Erkennbare, die Fessellosigkeit ist

ein leeres Nichts. Es gilt also, die amerikanischen Fesseln neben die europäischen zu stellen, sie abzuzählen, außerdem aber auch die Gewichte, die sie dort und hier haben, zu berücksichtigen. Nur so kann man einen einwandfreien Vergleich erreichen.

Plötzlich trifft mich eine verblüffende Erkenntnis wie ein Blitz aus heiterem Himmel: Die amerikanische Freiheit ist lediglich ein Abglanz der Seelenlosigkeit, der noch fehlenden Kultur, Nordamerikas. Wir Europäer erscheinen nur deshalb unfreier, weil wir reifer, gebildeter sind, weil wir Kinder einer voll erblühten Kultur sind.

In der Tat. Die meisten Fesseln tragen wir im Blut. Die erbten Urteile — wir nennen sie sehr bezeichnenderweise Vorurteile —, die wir im Unterbewußtsein durchs Leben tragen, beengen uns am stärksten. Wir merken es gar nicht. Wir unterwerfen uns ihnen, ohne sie lästig zu finden.

Unsere Ahnen sind unsere Beherrscher, und die Spuren, die sie in die Erde eingeritzt haben, sind unsere Wegweiser. Die Folgen der Vereinigung unserer Vorfahren mit der Erde, die wir geerbt haben, sind gleichzeitig als unsere Kultur und als unsere vermeintliche Unfreiheit erkennbar.

Der Amerikaner hat keine Ahnen, von denen er seine Erde geerbt haben könnte. Er hat diese seine Erde erobert, er ist noch dabei, sie zu erobern. Er trägt keine erbten Fesseln, er ist in der Tat vorurteilslos. Seine Freiheit und seine Kulturlosigkeit sind ein und dasselbe.

Wer ist denn eigentlich freier: der Mensch, dessen Handlungen durch unzählige innere Bindungen gelenkt werden, oder der hemmungslose Mensch, den vielleicht gar das Strafgesetz überwachen muß? Welches Heer ist edler, schöner: das wohlgeordnete, von einer gemeinsamen Idee befeuerte, oder das ungeordnete, zuchtlose? Eine Menschengemeinschaft, in der jeder einzelne kämpfen darf, wie er will, in der ein Kampf aller gegen alle tobt, ist ein sehr freies Heer. Seine Kämpfer sind trotzdem doppelt bedroht: von äußeren und von inneren Feinden. Auch der Feind ist eine Fessel. Die ärgste von allen.

Mr. G., ein sehr reicher Mann, lud im März 1927 alle sechs Großmeister, die wir im New Yorker Weltschachturnier um die Palme rangen, zum Abendessen ein. Sein Haus stand in der Fünften Avenue, knapp am Central Park. Er hatte nur den Park zu durchqueren und war schon in unserer Arena. Deshalb war er jeden Tag unser Zuschauer. Er kam jedoch immer nur für einige Minuten. Er sah sich, von Tisch zu Tisch schreitend, flüchtig die Stellungen an, blieb dann noch einige Augenblicke vor der großen Tabelle stehn, in die unsere Kampfergebnisse eingetragen wurden, und verschwand.

Er empfing uns in seinem Heim mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit. Bald saßen wir bei Tisch. Der Diener brachte eine riesige Schüssel voll Cocktail, und unser Gastgeber begann, den Schöpflöffel in der Hand, die Gläser zu füllen. Das verbotene Getränk zauberte eine wundervolle Stimmung hervor. Wir plauderten ungezwungen, heiter über Amerika, über New York, schließlich auch über das Schach und unser Turnier.

Mr. G. fand das Turnierspiel langweilig, zum mindesten langatmig. Er sagte es gerade heraus. „Es ist furchtbar“, meinte er. „Man wartet und wartet auf den Zug, ohne ihn zu erleben. Wer hält das aus: drei, vier Stunden, und die Partie ist immer noch nicht entschieden.“

Wir sahen einander an. In Europa gab es andächtige Zuschauer, die stundenlang ausharrten, die mitarbeiteten, indem sie versuchten, den kommenden Zug zu erraten. Unser Gastgeber war angeblich ein großer Schachliebhaber. Trotzdem schenkte er uns bei seinem täglichen Besuch immer nur einige Minuten. Was suchte er denn eigentlich im Turniersaal, wenn ihn die Kombinationen, Angriffe, Verteidigungen, Endspiele der großen Meister nicht fesseln konnten?

Er beantwortete bereitwillig unsere stumme Frage. „Mich reizt das Ergebnis der Schachpartie, nicht der lange Weg zu ihm. Ich will sehen, wer siegt. Das Knock-out möchte ich miterleben. Jeder Zuschauer im Manhattan Square Hotel denkt so wie ich. Alle verdrießt es, lange Stunden auf das Niederschlagen des Gegners

warten zu müssen. Die Turnierpartie sollte zehn Minuten statt zehn Stunden dauern.“

„Wir Amerikaner sind keine Freunde langen Nachdenkens“, fuhr unser Gastgeber fort, „wir wollen Schlag auf Schlag folgen sehen. Spielen Sie uns doch ein Turnier vor, mit Zehnminutenpartien, Zug auf Zug, ohne sichtbares Nachdenken! Ich steuere sofort zehntausend Dollar bei. Sie werden unglaubliche Eintrittsgelder einnehmen.“

Wir lachten. Das Essen war vorzüglich, der Wein herrlich. Auch der Champagner kam an die Reihe. Wir tranken ihn ohne Sorge. Der kommende Tag war spielfrei, wir brauchten also die Köpfe nicht zu schonen. Unser Wirt trank kräftig mit.

Im Salon bekamen wir schwarzen Kaffee. „Jetzt werde ich die Meister bitten“, sagte Mr. G. plötzlich, „mir ein Turnier nach meinem Geschmack vorzuspielen. Ein Blitzturnier. Im Nebenzimmer ist bereits alles vorbereitet. An die Arbeit! In einer knappen Stunde ist alles vorbei.“

Das war eine kräftige Zumutung. Es war indessen sehr schwer, nein zu sagen. Sechs Spieler, fünf Spiele also für einen jeden von ihnen. Fünfzehn Turnierpartien, jedoch ohne Nachdenken. Jede Partie zehn Minuten. Der Kopf ist erhitzt, der Magen voll. Was tut es. Los!

Wir setzten uns paarweise an die Schachbretter. Mr. G. hatte seine kindliche Freude an uns. Sein Turnier! Ein Turnier nach amerikanischem Geschmack! Schlag auf Schlag, ohne diese überflüssigen europäischen Grübeleien! Fünfzehn Knock-outs!

Zu Beginn der zweiten Runde setzt sich mir plötzlich ein Unbekannter gegenüber. Erstaunt sehe ich ihn an. „Was suchen Sie da“, fragten ihn meine Augen. „Go on!“ sagt er kaum hörbar und zieht den Bauer vor seinem König. Die Empörung steigt in mir auf. „Go on!“ wiederholt der Unbekannte und lächelt mich entwaffnend an.

Ich schüttelte den Kopf. Der Zwischenfall war mir unverstänlich. Meine gute Laune war indessen stärker als meine Empörung. Ich fing an zu spielen. In zwei Minuten hatte mein unbekannter

Gegner weg, was er gesucht hatte. Er lachte trotzdem breit, als er meinen Tisch verließ.

In der fünften Runde setzte sich mir abermals ein Unbekannter gegenüber. Diesmal wurde ich böse. „Wieviele Turnierteilnehmer gibt es denn eigentlich?“ fragte ich unhöflich. „Acht“, antwortete er trocken, „spielen Sie!“ Ich spielte. Ich spielte jedoch grimmig, und das Knock-out war diesmal etwas grausam.

Ich spielte sieben Runden statt fünf, und das Turnier dauerte deshalb länger als wir gedacht hatten. Warum? Der uns begleitende und behütende Leiter unseres Weltturniers lachte vergnügt, als ich ihm, gereizt, diese Frage vorlegte. „Was wollen Sie“, sagte er, „zwei Reporter sind hier. Sie entdeckten, daß Mr. G. versehentlich acht gleiche Siegespreise für sein Blitzturnier besorgt hatte. Warum sollen wir die überzähligen zwei Preise nicht mitnehmen, dachten sie. Sie drangen deshalb in die Reihe der sechs größten Meister der Welt ein, obwohl sie schreckliche Patzer sind.“

Jetzt mußte auch ich lachen. Mein Zorn war wie weggeblasen. Die beiden armen Teufel steckten geduldig die auf sie nieder-sausenden Schläge ein, um die Preise zu „erkämpfen“. Nur die Preise? Erschwindelten sie denn nicht auch die Ehre, mit großen Meistern ein Turnier ausgekämpft zu haben?

Die Siegespreise waren übrigens bescheiden: eine Flasche Rotwein, eine Flasche Weißwein, eine Schachtel schwerer Havannazigarren und eine Riesenschachtel Zigaretten. Damals war in Amerika der Alkohol ein verbotener Gast. Im Hotel sperrte ich deshalb den Wein sorgfältig in den Schrank. Am nächsten Tag waren die beiden Flaschen leer. Wahrscheinlich leerte sie die Negerin, die mein Zimmer aufräumte.

Ich denke oft an den Abend bei Mr. G. Er paßt so gut in das Bild Amerikas, das ich mir in den letzten zehn Jahren aufgebaut habe! Ich zergliedere ihn gern, wenn er noch voller Leben vor mir steht. Er ist ja so belehrend, so voll amerikanischer Züge!

Wir Europäer sitzen am Schachbrett, um die wundervollen Kombinationen, die weitspannende Strategie und die unerschöpflichen Möglichkeiten des königlichen Spiels zu genießen. Mir ist

das Schach eine Art Musik. Es schenkt mir Genüsse, sehr verwandt denjenigen, die mir Wagners Opern und Beethovens Sonaten bieten. Die Schachfiguren sind mir wie Musikgeräte. Sie bilden mir ein wundersames Orchester, dessen Symphonien meine Partien sind. Ich weiß genau, daß der große Schachromantiker Morphy ebenso spielte wie Verdi, daß in Pillsburys Schach die Urgewalt Beethovens tobte.

Den Amerikaner fesseln die einzelnen Züge der Partie als Schläge. Das Turnierspiel ist ihm langweilig. Er möchte es gern auf die „Höhe“ des Boxens, des Ringkampfes heben. Sein Schachgenuß ist der Kampf, das Knock-out. Der Amerikaner hat ja auch wenig Liebe für gute Musik.

In dem gründlich verschiedenen Verhalten dem Schach gegenüber äußert sich mir schlagend der Unterschied zwischen Europa und Amerika. Es ist wohl wahr, daß auch der Amerikaner Schachkombinationen gern sieht. Aber nur Kombinationen, die Fallen, Tricks sind. Kombinationen, die den Schlag verstärken. Blitzartige Einfälle. Der Europäer ist anspruchsvoller. Ihm müssen die Kombinationen logische Ketten bilden. Sie müssen einer leitenden strategischen Idee dienen, damit sie ihm gefallen, etwa so wie in Wagners Opern die Melodien Leitmotive sind.

Auf dem ganzen Abend bei Mr. G. liegt ein Hauch amerikanischer Freiheit. Das Auftreten der Reporter wäre in seiner Urwüchsigkeit und Vorurteilslosigkeit auf europäischem Boden unmöglich. Weder Alechin, noch Capablanca, noch Spielmann, noch Nimzovitsch hätten es in Berlin, in Paris, in Wien geduldet. Auch ich nicht. In New York wird man unglaublich duldsam. Jeder Amerikaner ist unglaublich duldsam.

Warum? Weil er unglaublich frei ist? Weil er sich selbst und deshalb auch seinen Mitmenschen alles erlaubt? Nein, nein! Das ist nicht die Freiheit, die wir in unseren idealisierten Bildern Amerikas strahlen sehen. Die wirkliche amerikanische Freiheit ist sehr oft etwas ganz anderes. Sie verdeckt oft nur die Duldsamkeit, die auf dem Schlachtfeld die unaufhörlich bedrohten Kämpfer eint. Man erträgt im Schützengraben „Freiheiten“, die zu Hause unerträglich werden.

Aus Ottawa, der Hauptstadt Kanadas, in die Vereinigten Staaten zurückkehrend, kamen wir um acht Uhr morgens in Niagara Falls an. Kanada hatte mir gefallen. Ottawa und Montreal sind fast europäische Städte. Man atmet fast eine heimische Luft im kanadischen Lande.

Besucher Amerikas bestätigen gern, daß sie, aus den Vereinigten Staaten kommend, beim Überschreiten der kanadischen Grenze einen eigenartigen Luftwechsel bemerkt haben. Alle umgab plötzlich etwas, was vorher gefehlt hatte. Kanada hat bereits den Hauch einer eigenen Seele. Es ist schon Hinterland, obwohl es dem Schlachtfeld sehr, sehr nahe ist.

Kanadas Regierung gab uns Teilnehmern der Weltkraftkonferenz (Washington 1936) vor der Abreise nach dem Süden ein großes Festessen. Ich verglich es überrascht mit den in New York und Washington erlebten. Ich hatte den Eindruck, irgendwo in London oder Paris am reich gedeckten Tisch zu sitzen.

Wie ruhig, wie englisch ist das freundliche Ottawa! Wie lebhaft, obwohl nicht lärmend, wie französisch ist Montreal! Wie schön sind die unermeßlichen kanadischen Wälder! Eine europäische Ruhe liegt auf ihnen und auf den mächtigen Strömen, die ihnen Millionen und Millionen gefällte Baumstämme entführen.

Zuweilen, als ich, durch Kanada fahrend, gedankenlos aus dem Wagenfenster die großartige Gegend betrachtete, glaubte ich, der Strom sei voll von Zündhölzchen, so winzig erschienen die Baumstämme im breiten Strombett, und so zahlreich waren sie. Ich bildete mir ein, ganze Wälder seien aufgebrochen und ordneten, in den Kampf ziehend, ihre Bäume in Truppen und Heeresteile.

Kanada hat eine mächtige Papierindustrie, deshalb verarbeitet es viel Holz. Kanada ist Hinterland. Es versorgt das benachbarte Schlachtfeld, die Vereinigten Staaten, mit Munition, mit Papier, das die kämpfenden Amerikaner in unglaublichen Mengen verbrauchen.

Mein Ausflug nach Kanada endete bei den Niagarafällen, dem weltberühmten Naturwunder: Die Grenze liegt dort im Bett des

Niagarastromes. Das liebenswürdige Kanada bereitete mir zum Abschied eine wunderbare Überraschung. Ich denke gern an diesen Abschied zurück.

Niagara ist ein indianischer Name und bedeutet: donnerndes Wasser. Sechstausend Raummeter Wasser fallen in jeder Sekunde über senkrechte Wände mehr als fünfzig Meter tief! Wer bliebe nicht erschüttert vor der wilden Schönheit der Niagarafälle stehen!

Knapp vor den Fällen zerschneidet die Ziegeninsel den mächtigen Strom in zwei Äste. Der linke, kräftigere poltert im kanadischen Fall, der die Form eines Hufeisens hat, achtundvierzig Meter hinunter. Der rechte, der amerikanische Wasserfall, führt nur ein Sechstel des Wassers, dafür läßt er es sechzig Meter tief fallen.

Das fallende Wasser könnte über drei Millionen Pferdestärken leisten. Allerdings müßte es dann den beiden steilen Felswänden ausweichen und gezähmt durch Turbinen und Rohrleitungen sinken. Die Niagarafälle würden austrocknen, wenn ihr Wasser nützliche Arbeit zu verrichten gezwungen wäre.

Man muß nachdenklich werden, wenn man sich all das überlegt. Eine Pferdestärke ist je Jahr wohl dreißig Mark wert. Die Energie der Niagarafälle könnte also jedes Jahr hundert Millionen Mark einbringen. Doch weder Kanada noch Amerika haben das Herz, das großartige Naturwunder zu vernichten. Allerdings zwickten sie den Fällen doch eine halbe Million Pferdestärken ab. Ein Sechstel. Das merkt man nicht. Den Rest darf das Auge genießen.

Das donnernde Wasser benagt indessen das felsige Strombett unterhalb der Fälle und hobelt an der Wand herum, an der es hinunterstürzt. Die Wasserfälle weichen langsam stromaufwärts zurück. Angeblich beträgt ihr jährlicher Weg ungefähr ein Meter. Geologen erzählen, daß die Wanderung bereits dreißigtausend Jahre dauert! Der Niagarastrom ist verhältnismäßig kurz. In ihm fließt das Wasser aus dem Eriesee in den tiefer liegenden, riesigen Ontariosee. Der Weg ist heute kaum vierzig

Kilometer lang. Auf diesem Weg kriecht langsam, dem Auge fast unbemerkt, der schönste Wasserfall der Erde stromaufwärts.

Auf dem kanadischen Ufer säumt eine schöne steinerne Terrasse die Fälle ein. Sie versprach einen prachtvollen Ausblick. Kaum hatten wir im Hotel unsere Zimmer belegt, eilten wir schon zu den Wasserfällen. Das mächtige Donnern war uns ein verlässlicher Führer. Wir hatten allerdings auch einen menschlichen Führer. Wieviel schöner wäre der erste Eindruck ohne ihn gewesen!

Auf der Uferterrasse steht ein kleines Haus. Unser Reiseführer drängte uns in dieses Haus. Es gab außerdem eine Menge uniformierter Wärter, die uns wie Wachleute vom Ufer abzudrängen versuchten und dem Häuschen zutrieben. Wir folgten und traten ein. Enttäuscht blieben wir stehen. Ein Gasthaus! Ein recht bescheidenes Gasthaus sogar!

Schon wollten wir empört umkehren, als unser Reiseführer auf eine Treppe aufmerksam machte. Sie führte aufwärts, auf das ebene Dach des Häuschens. Offenbar gab es dort einen sehr guten Ausblick. Doch der Wirt stand im Treppeneingang mit ausgebreiteten Armen: „Einen halben Dollar kostet der Eintritt, meine Herrschaften!“ rief er.

Einen halben Dollar? Um knappe drei Meter höher zu sein als draußen auf der Terrasse, die ohnehin die Wasserfälle überhöhte? Um auf dem knapp bemessenen Gasthausdach in ein unangenehmes Gedränge hineinzugeraten? Draußen, von der Terrasse aus, konnte man doch ungestört das herrliche Bild genießen. Nun verstand ich leider das gewaltsame Abdrängen vom freien Ausblick zum eingegengten. Es handelte sich nur um den halben Dollar! Es handelte sich um einen kleinen räuberischen Überfall, der im unfreien Europa kaum möglich wäre, wenigstens nicht in dieser plumpen Form.

Ich glaube nicht, daß ihm irgendein Erfolg beschieden war. Niemand kümmerte sich um den unglücklichen Reiseführer. Die uniformierten Treiber wurden einfach weggeschoben. Wir eilten alle auf die freie, geräumige Terrasse und vergaßen, in die

wunderbare Naturerscheinung versunken, in einigen kurzen Augenblicken den Überfall, das armselige Gasthaus und das schmutzige Geld.

Welch ein Bild! Welche Wassermengen! Welche Urgewalt! Schauernd betrachtete ich die Sohle der mächtigen Hufeisenwand. Das wütende Wasser schäumte und wand sich in gräßlichen Schmerzen. Es schlug um sich, brüllte, grub, hämmerte. Weit hinein in das abziehende Strombett waren Felsblöcke hingestreut, die das entfesselte Wasser aus den riesigen Wasserfallwänden herausgerissen hatte. Weit hinein ins abströmende, entkräftete, erschöpfte Wasser drangen Wellen.

Auf diesen unruhigen Wellen bemerkte ich plötzlich einen kleinen Dampfer. Er schaukelte bedenklich, kroch jedoch hartnäckig vorwärts. Erst kämpfte er sich an den amerikanischen Wasserfall heran, dann drang er entschlossen und frech in den donnernenden Hufeisenteufelskessel.

Bald standen wir selbst auf dem Deck des kleinen Aussichtsdampfers. Wir erhielten wasserdichte Mäntel, um nicht naß zu werden. Es war wundervoll zu den Füßen des gewaltigen amerikanischen Wasserfalls! Im weit mächtigeren Kessel des kanadischen Wasserfalls war es unheimlich. Das Toben der Energie war unbeschreiblich und doch eigenartig schön. So ein Bild verißt man nie.

Wir fuhren nachher im Aussichtswagen durch die enge Tal-schlucht des Niagarastromes unterhalb der Wasserfälle. Wir besichtigten dort ein großes Elektrizitätswerk und sahen einer kleinen Drahtseilbahn zu, die unermüdlich Ausflügler über das tief eingeschnittene, breite Strombett hin- und herschleppte.

Zuletzt überquerten die Aussichtswagen eine mächtige eiserne Brücke. Wir waren wieder in den Vereinigten Staaten, in der amerikanischen Stadt Niagara Falls. Sofort umgab uns wieder die sonderbare Leere, die wir in Kanada schon fast vergessen hatten. Wir blieben vor einem großen Hotel stehen. Seine Fassade war reichlich geschmacklos.

Wir verließen die Wagen. Unser Reiseführer drängte uns in die Hotelhalle. Niemand wußte warum. „Wer ausruhen, sich waschen

will, bemühe sich aufs Zimmer. Ein Dollar!“ Wir sahen einander an. Ausruhen? Hier ausruhen? Warum denn? Auf der anderen Seite der Brücke, zehn Minuten zu Fuß von hier, hatten wir doch unser Hotel. Niemand war müde, niemand brauchte hier ein Zimmer.

Die Aussichtswagen wollten jedoch ruhen. Zwei Stunden lang. Das amerikanische Hotel wollte durchaus seine Dollars haben. Abermals ein kleiner räuberischer Überfall. Plump, ungeschlacht, wie er war, wäre er in Europa undenkbar. Er hatte selbstverständlich ebensowenig Erfolg wie jener andere Überfall auf dem kanadischen Ufer.

Wir verloren keine Worte und zerstreuten uns auf der Ziegeninsel knapp oberhalb der Wasserfälle. Wir kehrten schließlich zu Fuß über die Brücke in die kanadischen Niagara Falls zurück. Die Aussichtswagen warteten vergebens. Der Spaziergang war viel schöner als die unnötige kurze Fahrt. Die Fahrt über die Brücke auf das amerikanische Ufer war gänzlich überflüssig gewesen. Sie entsprang der amerikanischen Geschäftsfreiheit. Eine sonderbare Freiheit!

Das amerikanische Wirtschaftsleben ist voll ähnlicher Freiheiten. Sie alle sind Kinder eines riesigen Schlachtfeldes. Der Europäer, der aus dem Hinterland kommt, fühlt sich in ihrer Mitte unbehaglich. Er liebt keine plumpen Griffe und findet die ungeschlachten kleinen Überfälle reichlich geschmacklos. Er zieht die obrigkeitliche Bevormundung, die ihn wenigstens notdürftig vor den kleinen und großen Räubern schützt, der großen Freiheit vor, die lächelnd auf den zügellosen, nie ruhenden Kampf aller gegen alle herunterschaut.

In Pittsburg saßen wir nach einem sehr anstrengenden Besichtigungstag abgekämpft beim Abendessen. Die unermüdlich, mit riesiger Kraft arbeitende Stadt hatte uns die Köpfe mit zahllosen Eindrücken vollgestopft. Wir sehnten uns alle nach der verdienten Nachtruhe. Unser Reiseprogramm hielt uns indessen

unerbittlich fest. Knapp vor Mitternacht hatten wir abzureisen. Unser Sonderzug stand bereits auf dem Bahnhof.

Das Nachtmahl war um neun Uhr beendet. Zwei lange Stunden leeren Wartens lagen vor mir. Mit Unbehagen sah ich sie kommen. Meine Befürchtungen waren jedoch unbegründet. Unsere Gastgeber, die Herren vom Pittsburger Ingenieurverein, wußten, daß die Zeit zwischen dem Nachtmahl und der Abfahrt unerträglich hätte werden können. Sie überbrückten sie deshalb mit einem Vortrag.

Ich habe viele, sehr viele Vorträge erlebt, gute und schlechte, in Europa und in Amerika. Dieser Abschiedsvortrag in Pittsburg bleibt mir unvergeßlich. Nicht etwa deshalb, weil er mich über zwei unangenehm drohende Stunden hinweggleiten ließ. Er war ganz ungewöhnlich interessant. Er zeigte mir Amerika in einer ganz eigenartigen, märchenhaften Beleuchtung.

Der Vortragende war ein sehr bekannter amerikanischer Wasserbauer, ein Fachmann, der in Amerika unzählige Staudämme, auch ganz große, mit Erfolg gebaut hatte. Sein Ruf reichte weit über die Grenzen der Vereinigten Staaten hinaus. So kam es, daß er auch in Kanada beschäftigt wurde. In seinem Vortrag berichtete er über den Bau eines riesigen Staudammes, der ihm hoch oben in Kanada gelungen war.

Der Strom — so fing er zu erzählen an — war außerordentlich mächtig und ziemlich reißend. Er versprach an der Stelle, wo er später gestaut wurde, mehr als eine Million Pferdestärken. So viel Energie wollte man ihm anfänglich gar nicht entnehmen. Deshalb kam man zunächst ohne Staudamm aus. Man nahm eben, was ohne Mühe zu haben war. Später meldete sich ein weit größerer Energiebedarf. So entstand schließlich das Problem des zu bauenden Wasserwehrs.

Es war ungewöhnlich schwer, in das reißende Wasser hineinzubauen. Riesige Unkosten erschienen unvermeidlich. Außerdem war es sehr wahrscheinlich, daß Menschenleben den wilden Fluten zum Opfer fallen werden. Deshalb lag es nahe, an ungewöhnliche Wege zu denken. Unser Berichterstatter fand einen ganz sonderbaren Weg.

Vor allem baute er sich ein Modell. Er zeigte es uns in seiner Filmvorführung. Es war wie ein Spielzeug. Jeder Knabe hätte seine närrische Freude an ihm gehabt. Das Profil des Strombettes war in ihm peinlich genau nachgemacht, und das Wasser strömte im Modell genau so heftig wie im wirklichen Strombett.

Der Mann baute sodann in seinem Modell das Wehr. Er legte es indessen keineswegs ins Strombettchen. Er stellte es aufrecht neben den kleinen Strom, knapp am Ufer, und band es oben mit einem Faden an einen festen Haken, damit es nicht umfiel. Er stellte es dabei so auf, daß es gerade in das Strombett umzukippen drohte.

Als alles vorbereitet war, senkte unser Baukünstler den Faden durch. Das kleine Wehr fiel um. Es fiel in den kleinen Strom. Das Wasser spritzte nach allen Seiten. Das Wehr kippte indessen sehr schön um. Es war so hergerichtet, daß sein dem Strombett zugekehrtes Profil genau dem Strombettprofil entsprach. Es legte sich wunderbar auf die ihm zuge dachte Stelle. Es wurde ein Staudamm.

Der geniale Wasserbauer war vorsichtig. Er begnügte sich nicht mit einem einzigen Versuch. Das Modell war allerdings geduldig. Die Filmvorführung zeigt uns eine lange Reihe von Kippversuchen. Immer wieder sehen wir das kleine Wehr umfallen. Immer wieder füllt es, unfehlbar, den Strombettquerschnitt aus. Die Hoffnungen des Meisters wachsen. Die absonderliche Lösung des ungewöhnlich fesselnden Problems bekommt eine festere Gestalt.

Schließlich faßt der Meister seinen großen Entschluß. Neben dem breiten, wilden Strom fängt eine gewaltige Säule an, aus dem Boden herauszuwachsen. Sie wird zu einem riesigen Eisenbetonklumpen. Die Seite, die dem Strom zugekehrt ist, hat genau das Profil des Strombetts. Das fertige Wehr steht auf einer kräftigen Unterlage knapp am Ufer aufrecht. Ein Teil der Unterlage, dem Strom zugekehrt, ist wegsprengbar.

Die Filmvorführung begleitet uns bis zum entscheidenden Augenblick. Die Säule — das Wehr — ist fertig. Der Strom wütet,

schäumt. Das Arbeiterheer zieht sich zurück. Die Sprengladung ist vorbereitet. Das Dynamit steht auf dem Sprung, den entfernbaren Teil der Wehrunterlage wegzusprengen. Der kühne Baumeister hält seine Uhr in der Hand. Die Filmgeräte warten gespannt auf das ungewöhnliche Ereignis. Eine Menge von Zuschauern und Berichterstattern umgibt den merkwürdigen Kampfplatz.

Jetzt! Ein Druck auf den Knopf! Ein kurzer, dumpfer Knall! Die Säule — das Wehr — bekommt einen Stoß und neigt sich. Es fängt an, zu fallen. Langsam, majestätisch kippt es um. Die Filmvorführung streckt uns die Zeit. Wir schauen ergriffen, bestürzt, begeistert in die nun klar erkennbaren Einzelheiten des entsetzlichen, jedoch großartigen Geschehens hinein. Das Wehr legt sich in das Strombett — — —

Hundertfünfzig Meter hoch bäumt sich die vom unerhörten Schlag getroffene Wasserschlange empor. Die Erde erzittert weit im Umkreis, als wäre von den unruhigen Gestaden des Stillen Ozeans ein Erdbeben herangestürmt. Das Wehr bewegt sich nicht mehr, es liegt fest. Es füllt den Strombettquerschnitt genau so aus wie es der Baumeister gewünscht hatte. Alles, was das kleine Modell versprach, hat das große vollbracht.

Die Filmvorführung ist beendet. Der Berichterstatter rechnet noch bescheiden vor, wieviel Geld die absonderliche Idee erspart hat, wie unansehnlich die Nacharbeiten waren, und wie schön nun das Wehr seit Jahren seine Aufgabe erfüllt. Ein ohrenbetäubender Beifallssturm rast durch den Vortragssaal. Der Vortrag ist zu Ende.

Für mich war er noch nicht zu Ende. Ich weiß nicht mehr, wie ich zum Bahnhof kam. Ich erinnere mich nur, daß ich in aller Eile für zwei Dollar einen Ergänzungsfahrschein erstand und ein bequemes Schlafabteil für die lange Fahrt von Pittsburg nach New York erhielt. Im Nu war ich im Bett.

Das Wehr wog ungefähr fünfzigtausend Tonnen. Welch ein Klotz! Welche Kühnheit, ihn umzustößen! Welcher Wagemut, ein Bauwerk aufs Spiel zu setzen, das gewiß eine ungeheure Summe verschlungen hatte! Welch reizende, herzegewinnende

Vertrauensseligkeit! Das kleine Modell war doch in mancher Hinsicht dem wirklichen, großen Bauwerk wesensfremd. Das kleine Wehr war aus Marmor, das große aus Eisenbeton. Das Durchsengen des Fadens ist keine Dynamitsprengung!

Der Europäer hat weit kritischere Augen als der Amerikaner. Er ist erfahrener, vorsichtiger; er vermeidet Wege, die noch nicht gesichert sind. Der Amerikaner stürmt dahin, ohne einen Pfad zu sehen.

Nein, nein! In Europa gibt es keinen Unternehmer, der sein Geld für solche Bauten einsetzen würde, wie sie uns in Pittsburg beschrieben wurden. In Europa würde man nicht einmal eine Behörde finden, die etwas Ähnliches erlauben würde.

Amerikanische Freiheit? Der Amerikaner baut, was er will und wie er will. Was treibt ihn auf schwindlige Wege? Seine Freiheit oder seine jugendliche Unerfahrenheit? Der Amerikaner ist waghalsig, kühn, leichtsinnig. Kann ein unfreier Mensch nicht auch waghalsig und leichtsinnig sein?

Waghalsig ist der Mensch, der gewohnt ist, alles zu wagen, ja, unaufhörlich das Leben einzusetzen. Dem Amerikaner gab das Schicksal ein Schlachtfeld als Heimat. Er hat sich an Schläge und Wunden gewöhnt. Er hat größere Lebenspflichten als der Europäer, deshalb hat er auch größere Rechte...

Mein Zug donnert in die schwarze Nacht hinein. Das Bett ist gut, bequem. Europäische Züge haben engere Betten. Ich warte vergebens auf den erlösenden Schlaf. Aufregende Bilder eilen an meinem inneren Auge vorbei wie bei einer Filmvorführung. Ich habe das Gefühl, irgendwo mitten in einem unermesslichen Schlachtfeld zu liegen.

Der Zug verlangsamt seinen Lauf, er bleibt stehen. Die Bremsen packen hart die sich noch drehenden Räder. Überall in Amerika störte mich das harte Bremsen, es kürzte mir den Schlaf. Warum diese Härte? Ich weiß es nicht. In Amerika ist alles hart und eckig!

Der Amerikaner ist gewohnt, gestoßen zu werden. Er ist abgehärtet. Wir Europäer sind schon verwöhnt, verweichlicht. Wir

leben eben im Hinterland. Dort draußen, jenseits des Atlantischen Ozeans, brodeln ein hartes, eckiges, gefährliches Schlachtfeld. An ein friedliches, befriedetes Amerika glaubend, verwechseln wir die Freiheit mit der Waghalsigkeit, Kühnheit, Unerfahrenheit, Vorurteilslosigkeit. Letzten Endes ist die sogenannte amerikanische Freiheit doch nur Abglanz der Ungeschütztheit eines riesigen Schlachtfeldes.

Durcheilt man mit offenen Augen die amerikanischen Gegenden und Städte, so erlebt man immer wieder Einzelheiten, die scheinbar in der Freiheit des amerikanischen Lebens verankert sind, genau angesehen jedoch immer wieder irgendwie enttäuschen. Die große Freiheit, die man, nach Amerika reisend, zu erblicken hofft, weicht dem ungeduldigen Besucher hartnäckig aus. Sie versteckt sich hinter einer eigentümlichen Zügellosigkeit, hinter einem wenig anziehenden Durcheinander, zuweilen auch hinter lästigen kleinen Rücksichtslosigkeiten.

Und die politische Freiheit? Kann man sie leugnen? Kann man die wirtschaftliche Freizügigkeit übersehen? Ist sie nicht jenes herrliche Gut, das es in dieser Vollkommenheit nur in Amerika gibt, das dem ärmsten Teufel alle Erfolgsmöglichkeiten offenhält, das schon unzählige Male zerlumpte, Zeitungen verkaufenden Straßenjungen den Weg zum Reichtum bahnte?

Die Vereinigten Staaten haben zweifellos ein ganz eigenartiges politisches Leben. Sie haben auch ein ganz eigenartiges wirtschaftliches Leben. Sie sind ein sehr demokratisches und ein sehr kapitalistisches Land. Sie sind anders als die großen europäischen Demokratien, und ihr wirtschaftlicher Liberalismus hat nicht seinesgleichen in der Welt. Man kann behaupten, daß der Amerikaner politisch und wirtschaftlich freier ist als der Europäer. Seine Freiheit ist indessen nicht jenes herrliche Licht, das wir in unseren Jugendträumen über seinem Land strahlen sehen. In meinen kritischen Bildern Amerikas ist sie lediglich Ausdruck einer ganz erheblichen Zuchtlosigkeit des schwer kämpfenden amerikanischen Heeres.

So gesehen, zwang sie mich zu Untersuchungen, die mich mit ihren Ergebnissen außerordentlich überraschten. Entlarvt, ließ sie mich Zusammenhänge sehen, die ich nie vermutet hatte. Im nüchternen Bilde festgehalten, wies sie mir den Weg, den ich so lange gesucht habe, den Weg zum Verstehen des stürmischen Menschheitsgeschehens unserer Zeit.

Was ist denn Politik? Die Gesamtheit aller Bemühungen, das Nebeneinanderleben der Mitglieder einer großen Gemeinschaft zu ordnen und zu lenken, ist Politik. Und was ist Wirtschaft? Das Nebeneinanderleben der Mitglieder einer großen Gemeinschaft ist Wirtschaft. Aber schließlich ist alles, was Menschen tun, Wirtschaft.

Politik und Wirtschaft sind offenbar untrennbar verbunden. Die Wirtschaft umfaßt eigentlich auch die Politik. Sie ist jedenfalls die ursprünglichere Erscheinung des Menschheitsgeschehens. Der Mensch, der ganz allein auf der Erde leben würde, wäre gezwungen zu wirtschaften, er hätte indessen mit Politik nichts zu tun.

Ein Volk wirtschaftet, indem es kämpft. Wer ist sein Feind? Der Hunger? Wer immer es ist, jeder einzelne in der Volksgemeinschaft ist unaufhörlich von ihm bedroht. Wirtschaft ist Krieg, Krieg im höheren Sinne. Die amerikanische Wirtschaft ist ein grausamer Krieg. Deshalb hinterließen mir die Vereinigten Staaten den Eindruck eines Schlachtfeldes.

Das kämpfende Volk muß geführt werden. Es muß erzogen, gedrillt, bewaffnet, mit Kriegsplänen versorgt werden. Es braucht Zucht, Ordnung. Das alles ist Aufgabe seiner Politik. Der Feind ist grausam, gefährlich, unerbittlich. Er sät Zwietracht, arbeitet mit Verhetzungen, mit falschen Nachrichten, mit List.

Das kämpfende Amerika sieht den großen Feind noch nicht. Es lebt noch im Wahn, daß die Menschen nur um Lebensgüter miteinander raufen müssen. Es ist noch überzeugt, daß große Wirtschaftspläne, an denen das ganze Volk einträchtig mitarbeiten müßte, Unsinn sind. Auf den Kampf aller gegen alle eingestellt, erlaubt es jedem Bürger, seinen eigenen Wirtschaftsplan zu haben und ihn rücksichtslos zu betreiben.

Amerika kennt nur ein Ideal: den Dollar. Es kennt keinen Nationalismus, keine religiöse Unduldsamkeit. Amerika kennt nur einen Weg durchs Leben: die Ellbogenfreiheit, die Handlungsfreiheit. Seine politischen Kämpfe gelten letzten Endes doch nur dem Dollar. Die beiden großen politischen Parteien der Vereinigten Staaten haben dasselbe Programm: den Dollar. Sie raufen um rein wirtschaftliche Entscheidungen: um den Freihandel, um Schutzzölle, um die Silberfrage, um die Agrarfrage.

Nirgends in der Welt ist die Politik so sichtbar mit der Wirtschaft verschmolzen wie in Amerika. Die wirtschaftliche Zügellosigkeit der Vereinigten Staaten ist deshalb gleichzeitig ihre politische Freiheit. Sie ist ihre Freiheit schlechtweg. Dem kritischen Beobachter, der den gemeinsamen, den einzigen wirklichen Feind der Menschheit sieht, ist die amerikanische Freiheit nichts als Zuchtlosigkeit eines großen Heeres.

Deshalb enttäuscht sie den nachdenklichen Europäer, der an Idealen hängt, dem das Geld viel weniger bedeutet, der auch für erhabene Ziele kämpfen möchte und aus diesem Grunde eine ganz andere Freiheit vor Augen hat, wenn er voller Erwartungen nach Amerika reist.

Die Enttäuschung des europäischen Besuchers Amerikas wurzelt indessen nicht nur im Unterschied zwischen der Gewissens- und Äußerungsfreiheit, die dem Amerikaner unwichtig ist, und der wirtschaftlichen Zügellosigkeit, die dem Europäer bedenklich erscheint. Es läßt sich nämlich nicht mehr leugnen, daß es eine wirtschaftliche Freizügigkeit in Amerika schon lange nicht mehr gibt.

Im wilden Durcheinander der Jugendjahre der amerikanischen Wirtschaft gab es unbegrenzte Möglichkeiten. Solange nur Mann gegen Mann kämpfte, war der Sieg immer möglich. Sehr bald entstanden indessen kämpfende Rotten, denen der einzelne nicht gewachsen war. Die großen amerikanischen Trusts sind gewaltige Heeresteile, und ihre Beherrscher sind wahre Könige. Es gibt Eisenbahn-, Erdöl-, Baumwoll-, Kraftwagen-, Weizen-, Kupfer-, Fleischkönige. Sie sind die Gebieter Amerikas; in ihren

Händen ruht die wirtschaftliche und die politische Macht. Sie dulden wenig Freiheit.

Der Jugendtraum Amerikas ist ausgeträumt. Der Knabe lebt für die Freiheit der Wiese, des Waldes, für die Zügellosigkeit seiner Spiele, er glaubt an eine ihm geschenkte Welt, in der es Schmetterlinge und Blumen, jedoch keinen Feind gibt. Der Mann sieht ein feindliches Weltall um sich herum, er erwartet keine Gnade. Seine große Sehnsucht gilt deshalb der verschwundenen Jugendzeit.

Amerika reift heran. Seine Knaben sind Jünglinge geworden, die sich, entsetzt, in kämpfende Rotten pressen lassen müssen. Diese Jünglinge hängen noch mit allen Fasern ihrer Herzen an der verschwundenen Freiheit. Sie wollen nicht glauben, daß es gilt, sich einreihen, sich einordnen, sich drillen zu lassen. Sie sprechen und schreiben noch immer, was ihnen beliebt. Man läßt sie sprechen. Das ist der letzte Rest der großen Freiheit, die nur ein Irrlicht war.

DAS GROSSE DURCHEINANDER

Ahnungslos ins zwanzigste Jahrhundert eintretend, wird Europa von einer sonderbaren Unruhe beschlichen. Anfänglich wußten allerdings nur die hellsten europäischen Köpfe, daß etwas im Anzug ist. Niemand war indessen auf einen Zusammenbruch gefaßt. Das neunzehnte Jahrhundert war doch voll unerhörter Erfolge. Es erwarb unerwartet tiefe Einblicke in die Naturgeheimnisse. Es gelang ihm, das Leben des Europäers mit einer für frühere Begriffe märchenhaften Behaglichkeit zu umgeben. Es sicherte die Freiheit des Geistes, die Freiheit des Lebens, die es aus den Händen der großen französischen Revolution übernommen hatte. Das neunzehnte Jahrhundert machte schließlich auch aus Europa ein Hinterland. Es trieb den großen Krieg endgültig über das weite Meer nach Nordamerika. Was konnte wohl nach solchen Erfolgen eine rätselhafte Unruhe in den europäischen Köpfen ausgelöst haben?

Im neunzehnten Jahrhundert setzt sich, rasch erstarkend, eine wunderbare aufbauende Kraft durch, die vorher wenig wirksam war, weil sie, aus unscheinbaren Anfängen hervorkommend, viel Zeit gebraucht und verbraucht hatte, um schließlich eine feste Richtung einzunehmen. Diese aufbauende Kraft blieb deshalb sehr lange unbemerkt. Wir sehen sie selbst heute noch in sehr verschwommenen Bildern. Sie ist gewiß eine gewaltige Erscheinung, wir sind jedoch ihrem entschlossenen Auftreten noch zu nahe.

Die Menschheit war lange nur eine sehr lockere Menschenmannigfaltigkeit. Aus dieser Mannigfaltigkeit begann nun im vergangenen Jahrhundert jene sonderbare Kraft zielbewußt einen Organismus höherer Art aufzubauen. Ihrem Wirken verdankt der Mensch einen folgenschweren Rollenwechsel. Vorher

ein sehr selbständiges Lebewesen, begann er sich in eine unselbständige Zelle eines übergeordneten riesigen Lebewesens umzuwandeln.

Früh im neunzehnten Jahrhundert sehen wir Eisenbahnen auftauchen. Eisenbahnen sind Adern. Vor ihnen gab es durch Jahrtausende nur Straßen und Straßenwagen. Die Eisenbahn ist weit mehr als der armselige Pferdewagen und seine Straße. Die Eisenbahnen haben, schleppend, belebend, verbindend, einen kräftigen Pulsschlag. Sie durchziehen ganze Staaten, ganze Erdteile. Sie durchdringen den ganzen Lebensraum der Menschheit, den Stoffwechsel fördernd, Nahrungsmittel heranzuführend, Baustoffe heranschaffend. Eisenbahnen sind echte und rechte Adern des Menschheitskörpers.

Der Menschheitskörper hat heute auch schon seine großen Schlagadern. Sie durchziehen die Weltmeere und vereinigen die Weltteile zu einer gewaltigen Einheit. Die großen Seestraßen sind Kinder des neunzehnten Jahrhunderts. Lange vor ihnen gab es wohl Ansätze zu den heutigen großen Schiffsverbindungen. Das Segelschiff verhält sich indessen zum Riesendampfschiff wie der vom Pferd gezogene Wagen zur Dampflokomotive.

Gewiß ist das neunzehnte Jahrhundert die Fortsetzung einer unübersehbaren Jahrhundertreihe. Gewiß sind Dampfschiffe und Dampfpferde schließlich doch nur Schiffe und Zugtiere. Das neunzehnte Jahrhundert brachte trotzdem ein jähes Erwachen des bis dahin nur keimenden großen Lebens.

Den Eisenbahnen folgen im vergangenen Jahrhundert Telegraphenlinien. Später erscheinen auch Fernsprechlinien. In Europa und außerhalb Europas entsteht ein merkwürdiges, die Erde überziehendes Netz. Dieses Netz ist das Nervensystem des großen Lebewesens, dessen Zelle der Mensch ist.

Noch später, gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts, entstehen eigentümliche Bänder, die sich über die zivilisierte Erde hinziehen. Ganze Länder, ganze Staaten werden von ihnen erfaßt. Dies sind die elektrischen Kraftleitungen, die von ge-

waltigen Energieströmen belebt werden. Mit ihnen bekommt die Menschheit als Lebewesen höherer Art arbeitende Muskeln.

Das zur Neige gehende Jahrhundert erlebt noch den vollen Ausbau des Blutgefäßsystems. Der Kraftwagen und das Flugzeug geben die feinen Äderchen, die den ganzen Menschheitskörper durchdringen. Der Riese, der sich als Flächenwesen auf der Erdoberfläche ausstrecken will, ist geboren.

Dieser Riese fängt schon an, zu denken. Seine Gedanken schweben unsichtbar, aber voller Leben, im Raum. Wo liegen wohl ihre Wege? Wo sind die Denkkorgane, die die ungreifbaren Äußerungen des wundersamen Lebens höherer Art vermitteln und übertragen?

Eilen denn nicht auf Ätherwellen geheimnisvolle, unsichtbare Zeichen von Ort zu Ort, von London nach Berlin, von New York nach Wien, von Rom nach Moskau, aus Europa nach Australien? Was ist das, was aus meinem Empfangsgerät zu mir spricht?

Die Menschheit ist als Lebewesen höherer Art zum Leben erwacht. Aus Menschen als Zellen aufgebaut, hat sie einen Körper. Dieser Körper ist von Adern und Muskeln durchzogen, von Nerven durchwebt. Dieser Körper hat Organe. Die Menschheit denkt. Sie setzt die kleinen Gedanken ihrer Zellen zu großen Gesamtgedanken zusammen, um sie durch den Äther zu verbreiten.

Wir sind diesem riesigen Geschehen noch zu nahe, um es klar erkennen und voll verstehen zu können. Wir ahnen es kaum, es erscheint uns noch unfaßbar, noch unglaublich. Mir drängt es sich indessen auf, und ich kann es nicht übersehen. Es zwingt mich, es beim Aufbau meiner Europa und Amerika vereinigenden Bilder mit zu berücksichtigen. Dabei läßt es mich Zusammenhänge ahnen, die ich nie vermutet habe.

Ich sehe es ein: So gewaltig die Menschheit als Lebewesen höherer Art auch erscheinen mag, ist sie doch irgendwie ein

Gebilde des Weltalls, das uns umgibt, und dem unsere Erde nur ein Staubkörnchen ist. Die Lebensprobleme der Menschheit, auch die größten, gewaltigsten, sind letzten Endes doch nur Weltallprobleme. Sind die Menschheitsprobleme am Ende nur physikalische Probleme?

Ins zwanzigste Jahrhundert eintretend, wurden die europäischen Köpfe von einer unerklärlichen Unruhe erfaßt. Die Unruhe ergriff zunächst nur einige erlesene Köpfe. Heute bedrängt sie bereits ganz Europa und ganz Amerika. Die ganze Menschheit ist heute unruhig. Warum? Weil sie ihr großes Leben als Lebewesen höherer Art zu leben angefangen hat?

Beunruhigen uns am Ende nur Wellen, die über ganz Nordamerika nach Europa zurückeilen, um zu melden, daß der nord-eurasische Menschheitsstrom von den Gestaden des Stillen Ozeans gestaut wird, daß die tausendjährige Völkerwanderung zu Ende ist?

Nein, nein! Wer den gewaltigen geistigen Umsturz kennt, der in den letzten Jahrzehnten das schöne physikalische Weltallbild des neunzehnten Jahrhunderts so sehr verändert hat, wer die fieberhaften Bemühungen der neuen Physik betrachtet, alles aus ihren Untersuchungen zu verbannen, was irgendwie an den früheren Menschen und seine Art zu schauen erinnert, kann nicht mehr zweifeln, daß die Weltallbetrachtungen eine höhere Stufe erklommen haben. Sie sind übermenschlich geworden, sie sind Betrachtungen eines denkenden Lebewesens höherer Art.

Wer sich in die furchtbare Katastrophe des Weltkrieges vertieft, die in knappen vier Jahren alles niederriß, was in Europa scheinbar unerschütterlich dastand, die unverkennbar die ganze menschliche Welt umformte, wer jetzt den schauerlichen Druck des neuen Krieges miterlebt, weiß, daß ein schreckliches Werden die Menschheit erschüttert. Dieses Werden brodel't in der ganzen Menschheit als Lebewesen höherer Art.

Wer dem schmerzvollen Entstehen großer Menschheitsteilgebilde unserer Tage aufmerksam zusieht, wer die große, un-

heimliche Wirtschaftskrise betrachtet, die jahrelang Europa und Amerika, ja die ganze menschliche Welt, gequält und geschwächt hat, die, plötzlich hereinbrechend, noch immer nicht überwunden ist, muß wissen, muß wenigstens ahnen, daß etwas im Anzug ist, etwas, was die Weltgeschichte noch nicht kennt.

Amerika hat lange gleichmütig dem geistigen Umsturz Europas zugesehen. Vielleicht waren ihm Planck und die anderen großen Bahnbrecher der neuen Physik nur Träumer. Amerika horchte indessen auf, als es in Europa im Jahre 1914 losging. Was ist mit dem alten Europa? Ist es krank? Ist es verrückt geworden?

Der Krampf ergriff auch Amerika. Er ergriff die ganze Welt. Auch Amerika wurde vom Fieber erfaßt. Es war indessen schnell wieder auf den Beinen. Lächerlich! Hat es nicht lediglich das kranke Europa gepflegt? Hat es sich nicht vom Kranken reichlich belohnen lassen?

Amerika lächelte wohlwollend den entstehenden neuen europäischen Gebilden zu: dem russischen, dem italienischen, dem deutschen. Wozu das alles? Wozu dieses blöde Einschränken der persönlichen Freiheit? Sieht man denn nicht, daß die amerikanische Freiheit die Quelle einer unerhörten Prosperität ist? Ist denn der Dollar, der goldene, der mächtige Dollar nicht alles?

Doch die europäische Unruhe fährt abermals mit kalter, gespenstischer Hand über den Atlantischen Ozean. Banken sperren ihre Schalter. Werkstätten treiben ihre Arbeiter auf die Straße. Ersparnisse schmelzen dahin. Die Börse trauert. Die Preise fallen. Überall wütet der Zusammenbruch. Amerika kämpft plötzlich mit den Wellen der wirtschaftlichen Sturmflut, die knapp vorher Europa überschwemmte.

Was geht vor? Die Unruhe steigt. Es gibt keine Menschheit als bloße Menschenmannigfaltigkeit mehr. Das frühere Schauen in die große Welt gibt es auch nicht mehr. Die alte Wirtschaftsordnung des neunzehnten Jahrhunderts ist zerschlagen.

Alles ist dahin. Die alte Physik, die alte Wirtschaft, der alte Staat, die alte Familie, sie alle sind tot. Die menschliche Welt

ist voller Trümmer. Aus den Greueln der Verwüstung steigt indessen unaufhaltsam die neue Zeit auf. Sie gilt der Menschheit, die ein Lebewesen höherer Art zu werden im Begriffe ist.

Das Weltall ist voller Gebilde. Großartiger und winziger. Verschiedenartigster. Alle sind sie jedoch aus kleinsten, winzigen, untereinander fast gleichen Teilchen zusammengesetzt. Alle sind sie Mannigfaltigkeiten. Auch der menschliche Körper ist ein zusammengesetztes Gebilde, eine Zellenmannigfaltigkeit. Die Milchstraße zerfällt in ungezählte Sonnen, die Sonne in ungezählte Atome.

Jeder stoffliche Körper ist eine Mannigfaltigkeit, er zerfällt in Atome, die bekanntlich die kleinsten Bausteine der verschiedenen uns bekannten Stoffe sind. In jedem Flüssigkeitsstrom wandern Quadrillionen und Quintillionen Molekeln dahin, einander überholend, aneinander vorbeigleitend, zuweilen umeinander tanzend. Jedes Gas ist eine Gemeinschaft ungezählter winziger Teilchen — Molekeln — , die in einem sinnverwirrenden Durcheinander hin- und hereilen.

Das Weltall duldet keine Ausnahme, es beherbergt nur unglaublich weitgehend unterteilte Gebilde. Es kennt nur einen Aufbauweg: Aus der unerschöpflichen Vorratskammer holt es immer wieder Bausteine in unerhörten Mengen hervor, um sie zu Gebilden zu vereinigen, um sie einen nach außen abgeschlossenen Wirrwarr von Einzeltänzen ausführen zu lassen.

Das ganze Weltall tanzt. In jedem Weltgebilde tanzen die Teilchen auf eigene Art. Die Milchstraße ist ein riesiges Rad, das sich in unfaßbaren Räumen und in undenkbaren Zeiten dreht. Seine Teilchen — die Sonnen — tanzen schwerfällig. Sie fahren dabei wie Kinder auf einem Karussell herum.

Wirr ist der Tanz der Gasteilchen. Jede Gasmolekel stürzt geradlinig dahin. Sie kümmert sich nicht im geringsten um ihre Nachbarinnen. Ihnen begegnend, denkt sie nicht ans Ausweichen. Sie erlebt deshalb unaufhörlich Zusammenstöße, die

ihre Bahn knicken, umrichten. Die Gasmolekel ist frei, unglaublich frei. Sie ist frei und selbstsüchtig, rücksichtslos.

Der Tanz der Flüssigkeitsteilchen ist wohl auch ziemlich freizügig. Sie müssen indessen mit einem kärglich bemessenen Raum auskommen. Deshalb paßt die Flüssigkeitsmolekel ihre Bewegungen den benachbarten Molekeln weitgehend an. Sie sucht Wege, die sie gemeinsam mit ihren Nachbarinnen wandeln kann. Die Flüssigkeit ist ein sehr bewegliches Gebilde. So wirr wie das Gas ist sie indessen nicht.

In festen Stoffen haben die kleinsten Teilchen ihre vorgeschriebenen Plätze. Sie leben zu dicht beieinander, um freizügig sein zu können. Sie müssen auf selbständige, aber auch auf Gesellschaftsreisen verzichten. Sie pendeln lediglich um ihre Heime, um ihre Ruhelagen herum. Sie haben immer dieselben Nachbarn und führen ein geordnetes, ruhiges Leben.

Warum blättere ich in der Physik herum? Weil ich Anhaltspunkte suche. Weil ich das Tanzen der Menschheitsteilchen, der Menschen, verstehen möchte. Weil ich überzeugt bin, daß mir Spaziergänge durch die Weltallgeheimnisse Einblicke in das Menschheitsgeschehen ermöglichen werden. Wenn das Weltall tatsächlich alle seine Gebilde auf dieselbe Art baut und gestaltet, obwohl es immer wieder andere Bausteine verwendet, muß es auch die Menschheit in gewohnter Weise aufgebaut haben.

Zuweilen quälen mich wohl schwere Zweifel, wenn ich meinen sonderbaren Vermutungen nachhänge. Das in einem Behälter eingeschlossene Gas ist ein Gebilde, das aus Quadrillionen kleinster Teilchen zusammengesetzt ist. Die Menschheit verfügt als Weltallgebilde nur über zwei Milliarden Teilchen. Sie ist ein sehr teilchenarmes Gebilde. Entzieht sie sich nicht mit ihrer Grobkörnigkeit der physikalischen Betrachtungsweise?

Die Milchstraße ist zweifellos auch ein außerordentlich grobkörniges Gebilde. Sie enthält immerhin einige hundert Milliarden Sonnen. Das Weltall ist ferner voller Milchstraßen. Viele von ihnen haben sogar weit weniger Teilchen als unsere Milchstraße. Die verhältnismäßig geringe Teilchenzahl schließt physikalische

Betrachtungen nicht aus. Im Gegenteil: Die Sternkunde ist einer der wundervollsten Zweige der Physik.

Die Menschheit hat sehr große Teilchen: die Menschen. Die Gasmolekel ist winzig. Aus hundert Millionen Gasmolekeln kannst du eine Kette bilden, die kaum die Länge eines Zentimeters erreichen wird. Die Grobkörnigkeit des Menschheitsgebildes hat nicht nur verhältnismäßig wenige, sondern auch verhältnismäßig große Körner zur Folge. Außerdem sind die Menschheitsteilchen selbst noch sehr verwickelte Gebilde. Darf ich unter solchen Umständen noch immer einfache physikalische Bilder benutzen?

Die Teilchen, aus denen die Milchstraße besteht, sind unheimlich groß. Jedes von ihnen ist eine Sonne, und jede Sonne ist ein gewaltiges, verwickelt aufgebautes Gebilde. Das stört die Physik nicht. Sie rechnet mit Sonnen, wenn sie ihre wirren Tänze in den unermeßlichen Milchstraßenräumen klären will, als wären sie winzige Gasmolekeln. Warum sollte sie also mit Menschen nicht ebenso rechnen dürfen?

Die Menschheit ist indessen ein Flächenwesen. Sie bewohnt die Oberfläche einer Kugel. Sie kann wohl einige Kilometer oberhalb und unterhalb der Meeresoberfläche beherrschen. Stelle dir jedoch die Erdkugel verkleinert vor, so daß sie nur ein Meter im Durchmesser haben würde. Die bewohnbare Oberflächenschicht hätte dann kaum die Stärke eines Millimeters! Stört die ungewöhnlich kleine Ausdehnung nicht entscheidend den geplanten Eingriff der Physik?

Die Milchstraße ist auch fast ein Flächenwesen, eine Scheibe. Die alternden Milchstraßen vernachlässigen mehr und mehr ihre dritte Dimension. Übrigens ist die Physik in zwei Dimensionen ebenso zu Hause wie in dreien. Die Zahl der Dimensionen ist ihr überhaupt nur eine, gewiß wichtige, Einzelheit. Die großen Linien der physikalischen Bilder trotzen erfolgreich dem Wechsel der Dimensionen.

Bin ich also wirklich ein Teilchen eines großen Gebildes? Nichts als ein Teilchen, eine einfache Molekel? Habe ich denn nicht etwas, was es in keinem Teilchen eines anderen, außermensch-

lichen Gebildes gibt? Bin ich nicht vernunftbegabt? Kann ich nicht frei entscheiden, wie ich mich bewegen werde? Kann ich nicht wählen, wenn unzählige Bewegungsrichtungen vor mir liegen?

Die Gasmolekeln eilen durcheinander, wie sie wollen. Sie haben unzählige Bewegungsrichtungen zur Verfügung und wählen frei. Die Physik kennt keine Einschränkungen der Bewegungsfreiheit im Innenleben des Gases. Sie setzt sogar ein wirres Durcheinander der Gasteilchen voraus; das Walten des blinden Zufalls ist das Bewegungsgesetz, dem die Gasmolekeln unterliegen. Ein Gesetz, das kein Gesetz ist.

Wir sind eitle Wesen, deshalb glauben wir, daß unsere Bewegungen von der Vernunft geregelt werden. Die Vernunft wählt, der Zufall greift blind zu. Was nützt jedoch die Vernunft, wenn sie nicht weiß, nach welchen Grundsätzen sie wählen soll und sich doch entschließen muß? Die wählende Vernunft, des sie führenden Wissens beraubt, ist hilflos wie der blinde Zufall.

Der gescheiteste Kopf ist übrigens für die Gesamtheit blind, wenn er nur sich und seine Wünsche sieht. Von außen besehen, bewegen sich die Menschheitsteilchen, die Menschen, solange sie nur ihren selbstsüchtigen Zielen nachjagen, ebenso wirt durcheinander wie die Molekeln eines Gases. So vernünftig wie die nur an sich denkenden Menschen sind die Teilchen irgendeines außermenschlichen Weltallgebildes auch.

Allerdings, die Menschheitsmolekeln könnten sich untereinander verständigen und gemeinsame Bewegungsrichtungen verabreden. Wenn sich die Atome, die das Empire State Building in New York zusammensetzen, besprechen und entschließen könnten, einträchtig in dieselbe Richtung, sagen wir aufwärts, zu stürmen, würde ein Wunder geschehen.

Ist die Magnetisierung, die die Atomachsen ausrichtet, nicht ein Wunder? Ist der Kristall kein Wunder? Sind die Teilchenbewegungen in strömenden Flüssigkeiten nicht weitgehend geordnet? Ist die Milchstraße nicht ein wunderbares Riesenrad? Ist also die Sehnsucht des Menschen nach Freiheit nicht einfach

ein Drang zum Durcheinander, zur Ausschaltung der so hoch gepriesenen menschlichen Vernunft?

Die Menschheit ist doch nur ein physikalisches Gebilde. Sie besitzt jedoch eine außerordentliche Fähigkeit. Sie kann, wenn sie will, unvergleichlich leichter Wunder vollbringen als irgendein anderes Gebilde des Weltalls. Leichter sogar als ein Eisenstück, das aus unglaublich leicht ausrichtbaren Teilchen besteht.

Es wird nichts übrigbleiben: Die Menschheit wird noch eine bittere Pille schlucken müssen. Sie wird sich mit der Erkenntnis befreunden müssen, daß sie ein einfaches, sogar ziemlich grobkörniges Weltallgebilde ist. Eines unter vielen.

Was bleibt denn dann noch von der alten Menschenherrlichkeit übrig, von der alles beherrschenden Stellung im Raum und in der Zeit? Wo ist das eitle Weltbild des großen Aristoteles, der noch selbstgefällig im Mittelpunkt der Welt saß? Seine Erde war die eigentliche Welt. Um sie herum drehten sich Sphären. Um sie herum tanzten huldigend Sonne, Mond und Sterne.

Befriedigt von dem einschmeichelnden Weltbild, schlummerte die europäische Menschheit anderthalb Jahrtausende auf ihrem von Aristoteles aufgestellten Thron. Schließlich wagte jedoch Kopernikus ein frevelhaftes Wort. Es wurde überhört. Man überhört unangenehme Wahrheiten gern, wenn sie nicht allzu laut ausgesprochen werden.

Doch dann kam Galilei. Er schrie, weil er in der Volkssprache schrieb. Wie? Die Erde soll nicht im Mittelpunkt der Welt ruhen? Sie soll um die Sonne herumlaufen? Unverschämte Behauptungen! Der Mann muß niedergeschlagen werden! Er wurde niedergeschlagen.

Die arme Erde drehte sich indessen doch. Sie lief doch um die Sonne herum. Die Menschheit mußte ein bittere Pille schlucken. Die erste. Der Weltmittelpunkt verschob sich. Er wanderte allerdings nicht weit. Schließlich blieb ja die Erde doch das

einzig lebende Kind der Sonne. Statt des Kindes herrschte von nun an die Mutter.

Doch das Auge des Forschers drang tiefer und tiefer ins Weltall. Es überschritt bald die Grenzen unseres Sonnensystems und überwand die es umgebende Leere. Es stieß auf fremde Sonnen, die früher einmal nur freundliche kleine Sterne gewesen sind. Sonnen? Gibt es denn nicht nur eine einzige Sonne, diejenige, die das Weltall beherrscht?

Es konnte nicht mehr lange verheimlicht werden: Es gibt ungezählte Sonnen. Noch mehr. Es gibt ein riesiges Sternengebilde, das aus vielen Milliarden fast gleichartiger Sonnen zusammengesetzt ist: die Milchstraße. Entsetzlich!

Am Ende hat jede dieser ungezählten Sonnen ihre Familie, ihre Kinder, die sie umkreisen, Erden, die Menschen beherbergen? Doch nein, das kann, das darf nicht sein! Gewiß steht unsere Sonne als Königin im Mittelpunkt der Milchstraße! Ja, so, nur so kann es sein! Der Mensch ist doch der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, der König!

Es kam heraus,, daß unsere Sonne nicht im Mittelpunkt der Milchstraße steht, daß sie sogar ziemlich abseits liegt, daß sie ein ganz gewöhnlicher Stern ist. Das war die zweite, außerordentlich bittere Pille, die die eitle Menschheit, sehr gekränkt, zu schlucken gezwungen war.

Es kam jedoch noch mehr heraus. Unsere Milchstraße umfaßt viele Milliarden Sonnen, sie umfaßt jedoch nicht alle Sonnen des Weltalls. Man entdeckte tief im Weltraum andere Milchstraßen, andere aus unzähligen Sonnen zusammengesetzte Riesengebilde. Es war bald klar, daß unsere Milchstraße nur ein Gebilde unter vielen gleichartigen ist. Der Mittelpunkt der Welt verschob sich zum dritten Male. Diesmal ins Unabsehbare; oder vielmehr, er hörte überhaupt auf, zu existieren. Der gekrümmte Weltraum der heutigen Physik hat ebensowenig einen in ihm liegenden Mittelpunkt, wie die gekrümmte Oberfläche einer Kugel keinen Mittelpunkt besitzt, der ihr selbst angehört. Es gibt im Weltall keinen irgendwie ausgezeichneten Punkt, keinen Nabel der

Welt. Alle Punkte des Weltalls sind im Rahmen des Ganzen gleichberechtigt. Das war die dritte Pille. Sie war furchtbar bitter.

Die Demütigung wäre vielleicht noch irgendwie zu ertragen gewesen, wenn man hätte behaupten können, daß der Riesenaufwand an Milchstraßen und Sonnen notwendig war, um die kleine Erde und ihr eitles Geschlecht wohlbehütet leben und gedeihen zu lassen. Leider war es von allem Anfang an klar, daß die kleine Erdkugel für das unermeßliche Weltall vollkommen bedeutungslos ist.

Zerknirscht tröstete sich jetzt der Mensch mit dem früher so abstoßenden Gedanken, daß alle Sonnen Planeten geboren haben müssen, daß jedes Sonnenheim von menschenähnlichen Lebewesen bewohnt sein muß. Er befreundete sich schließlich mit der Idee, daß er eben Mitglied einer unübersehbaren Menschengemeinschaft sei, die das ganze Weltall fülle und dereinst Brücken von Stern zu Stern schlagen werde.

Es kam noch ein Schlag. Die Sternkunde fand die niederschmetternde Tatsache, daß unser Sonnensystem ein Zufallsgebilde ist, daß es einer ganz unwahrscheinlichen Begegnung zweier Sonnen sein Leben verdankt, und daß die Ehen der Sonnenwelt eigentlich kinderlos sein müssen. Sie fand im großen uns umgebenden Sternengewimmel eine Unmenge von Doppelsternen, aber kein einziges Planetensystem.

Es meldeten sich zu guter Letzt Forscher, die die gotteslästerliche Behauptung aufstellten, die Menschheit sei infolge eines sonderbaren Versehens, infolge eines Fehlgriffs, ja Fehltritts, der Natur entstanden, sie habe eigentlich im Weltall nichts zu suchen. Beschönigend, aber wohl nur Öl ins Feuer gießend, meinten andere Forscher, die Natur müsse mehrmals danebengegriffen haben, und etwa jede hundermillionste Sonne müsse doch Mutter geworden sein.

Die vierte Pille, die der Menschheit vorgesetzt wird, kann versüßt oder unversüßt gereicht werden, sie bleibt bitter. Wie bitter sie ist, erkennen wir erst, wenn wir bedenken, daß noch heute die weitaus überwiegende Mehrzahl der Menschen überzeugt ist,

die Weltallachse durchdringe sie, und der Weltallmittelpunkt ruhe selbstverständlich in ihnen.

Es ist nach den vielen Demütigungen der armen Menschheit eigentlich roh, der eingeborenen Eitelkeit des Menschengeschlechtes noch den Gnadenstoß zu versetzen, die Menschen zu Zellen eines Lebewesens höherer Art herunterzudrücken und schließlich die Menschheit als Weltallgebilde anderen, vernunftlosen, von keinem frei wählenden Willen gelenkten Gebilden gleichzustellen. Muß es denn sein?

Es muß sein. Der bittere Kelch muß bis zum letzten Tropfen geleert werden. Im unermesslichen Raum gibt es Millionen, vielleicht Milliarden Sonnenräder. Jedes von ihnen besteht aus Milliarden und aber Milliarden Sonnen. Unfaßbare Leeren trennen Milchstraße von Milchstraße. Furchtbare Abgründe gähnen zwischen den einsam dahinwandelnden Sonnen. Irgendwo, im Weltraum verloren, mitten im Sonnengewimmel, schwimmt eine Sonne umher, die zufällig eine winzige Kugel mit sich führt. Auf dieser Kugel ist ein sonderbares Gebilde entstanden. Zellen, Teilchen dieses Gebildes, sind wir. Das Weltall schenkt uns nicht die geringste Beachtung. Vom Zufall geboren, können wir jeden Augenblick vom Zufall vernichtet werden. Nichts würde sich im Weltallgetriebe ändern, wenn ein eisiger Reif die Erdkugeloberfläche von ihrem lästigen Ungeziefer reinigen würde.

Hat die Natur indessen nicht zu sehr danebengegriffen? Ist ihr furchtbarer Fehltritt am Ende doch nicht zu groß gewesen, um ohne gewaltige Folgen, um ungesühnt bleiben zu können? Wir Menschen sind Teilchen der Menschheit. Zugegeben. Wir haben wohl bisher unseren freien Willen und unsere Vernunft nur in Anspruch genommen, um uns fast genau so zu benehmen wie die Teilchen irgendeines anderen leblosen, vernunftlosen, willenlosen Weltallgebildes. Wir sind noch nicht darauf gekommen, daß der Wille und die Vernunft erst dann nach außen sichtbar werden können, wenn sie eine Verständigung von Mensch zu Mensch herbeiführen und ganz unwahrscheinliche Lebensäußerungen der Menschheit erzwingen. Geeint, einander

unterstützend, können wir Menschen jedoch erreichen, was Gas-
molekeln oder Flüssigkeitsteilchen nie erreichen können.

Ist es denn schließlich ganz ausgeschlossen, daß der Verstand
ein Fremdling im Weltall ist, ein Funke, von außen in das riesige
Weltgebäude hineingeworfen, der wohl erst bescheiden glimmt,
der jedoch dereinst, zur Flamme entfacht, weit in den Weltraum
hinein leuchten wird? Wer weiß! — — —

Die erwachende Menschheit wandelte auf sonderbaren Wegen.
Es kann ihr kaum verübelt werden, daß sie sich in kindlicher
Einfalt in den Mittelpunkt des Weltalls stellte und überzeugt
war, Sonne, Mond und Sterne seien nur ihre Diener und treuen
Begleiter. Es ist auch leicht verständlich, daß sich die junge
Menschheit von einem Gott betreut sah, der ohne seine Ein-
willigung kein Blatt vom Baume fallen, der keine Bewegung
unbewacht ließ, der alles lenkte, alles ordnete, alles anordnete.

Gott war in den europäischen Köpfen sehr lange ein sehr be-
schäftigter, jedoch allmächtiger Herr. Er konnte jederzeit die
Wege der Himmelskörper nach Gutdünken ändern, er konnte
die belanglosesten Begebenheiten der menschlichen Welt ge-
stalten, wie er wollte, und tat es auch. Er war durch Bitten,
durch Gebete beeinflusßbar. Er ließ wohl seinen Schützlingen,
den Menschen, volle Handlungsfreiheit — um nachher richten,
strafen und belohnen zu können.

Eine Religion? Nein, eine Physik! Diese mittelalterliche Physik
ist so gut wie irgendeine andere. Sie ist wohl einigermassen um-
ständlich und spricht mehr zum Gemüt als zum Verstand. Sie
erklärt jedoch alles. Sie hat vielleicht nur den einen Fehler, daß
sie den Menschen zu sehr in Sicherheit wiegt und unnötigen
Gefahren aussetzt.

Mit harter Hand griff in dieses idyllische Weltbild gegen das
Ende des siebzehnten Jahrhunderts einer der größten Denker
ein, die unsere Erde je geboren hat: I. Newton. Sein unsterb-
liches Werk „*Philosophiae naturalis principia mathematica*“ er-
schien im Jahre 1687.

Eine nie geahnte, märchenhafte Ordnung überflutete die große Welt der Himmelskörper, als Newton seine blendende Leuchte hochhob. Plötzlich war die Welt nicht mehr, was sie vorher war: ein von einem allgewaltigen Willen bewegtes Durcheinander. Sie wurde als ein Uhrwerk allerfeinsten Aufbaus entlarvt, als eine wundervolle Maschine, die einer einzigen, nie versagenden Idee lautlos und widerspruchslos gehorcht: dem großen Gravitationsgesetz.

Gott hatte von nun an unvergleichlich weniger zu tun. Seine unendlich einfache, unerhört durchsichtige Weltidee hielt das Weltall in eiserner Zucht. Gott konnte sich ganz und gar dem Leben und Streben seiner Sorgenkinder, der Menschen, widmen. In der menschlichen Welt gab es allerdings nach wie vor ein arges Durcheinander. Sie war nach wie vor alles, nur kein Uhrwerk. Natürlich! Der freie Wille des Menschen ließ sich mit einer Bändigung der Menschheit durch unentrinnbare Handlungs- und Bewegungsgesetze nicht vereinen.

Newton ist der große Begründer einer neuen Physik, der Physik, die dem Verstand schmeichelt und das Gemüt verstößt. Seine Gedanken durchdrangen das ganze Weltall, auch weniger wichtige Erscheinungen erklärend, als es die Bewegungen der Himmelskörper sind. Ihre große Bedeutung liegt darin, daß die Menschheit, sich ihnen anvertrauend, die Welt nach strengen Gesetzen leben sah — sich selbst ausgenommen. Das schmeichelte jedoch ihrer Eitelkeit.

In folgerichtiger Auswertung der Newtonschen Erkenntnisse verstiegen sich seine Nachfolger sehr weit. Laplace, zweifellos ein selten klarer und scharfer Kopf, war überzeugt, daß ein sehr überlegener Geist, die augenblicklichen Lagen und Bewegungen jedes Weltallteilchens kennend und alle augenblicklich wirkenden Kräfte übersehend, die ganze Zukunft, aber auch die ganze Vergangenheit des Weltalls genau müsse berechnen können.

Kann man auch berechnen, wohin ich diese Feder, mit der ich schreibe, hinlegen werde, um mir eine Zigarette anzuzünden? Nein. Mein, freier Wille trotz aller Berechnungen. Mein Bewußtsein ist ein Fremdling im Reiche der Newtonschen Physik.

Gott hat die geordnete große Welt sich selbst überlassen; uns Menschen wägt er nach wie vor, unsere guten und bösen Taten gewissenhaft verbuchend.

Dieses Weltbild hält den Menschen krampfhaft im Mittelpunkt des Weltalls fest, obwohl die Erde schon längst im tiefen Schatten des Weltraums versunken ist. Das Bild zeigt den Menschen als ein sehr wichtiges, sehr selbständiges Lebewesen. Es kennt keine Brücke vom Weltall zur Menschheit.

In den ersten Jahren unseres Jahrhunderts erlebt jedoch die klassische, von Newton begründete Physik eine bis ins tiefste gehende Wandlung. Die Relativitätstheorie ersetzt und erweitert die großartige Newtonsche Himmelsmechanik durch ein ganz neues Bild. Ursprünglich nur wenigen Köpfen verständlich, wurde es später sehr einfach gedeutet. Der große deutsche Physiker Planck greift gleichzeitig von der anderen Seite ein: Er bahnt einer neuen Mechanik der allerkleinsten, die Welt zusammensetzenden Teilchen den Weg.

Ist es nicht lediglich eine unbewiesene Annahme, fragt die neue Himmelsmechanik, daß mein Meter noch ebenso lang bleibt, wie es hier ist, wenn ich es auf den Sirius bringe? Ich würde es ja nicht bemerken, wenn es sich änderte. Nachmessend, müßte ich doch ein anderes Meter benutzen, das sich auf der großen Reise ebenso ändern würde.

Die neue Himmelsmechanik behauptet, die großen Massen des Weltalls bestimmten die unvermeidlichen Längenmaßänderungen. Sie entdeckte merkwürdige Beziehungen zwischen der Längeneinheit und der Meßstellenlage in dem von der Materie bewohnten Raum. Sie sieht die Längeneinheit in ewiger Unruhe, weil die großen Weltkörper wandern und deshalb ihre Entfernungen von der Meßstelle unaufhörlich ändern.

Der bekannte englische Forscher A. S. Eddington sah indessen vorurteilslos die neuen, sehr verwickelten mathematischen Formeln an und fand eine erstaunliche Lesart: Die Himmelskörper bewegen sich wie sie wollen. Sie brauchen an keine Gesetze zu denken. Die wunderbaren Newtonschen Gesetze, die auf Jahrtausende voraus Sonnenfinsternisse berechnen lassen, sind

somit nur ein merkwürdiger Abglanz der verführerischen Annahme, daß das Meter unverändert gleich lang bleibt, wohin immer man es trägt. Das große Durcheinander hielt damit seinen Einzug in die große Welt der Sterne.

Inzwischen fand man in der Kleinwelt, in der Welt der Atome und ihrer Teile, erschreckende Tatsachen. Es stellte sich heraus, daß die kleinsten die Welt zusammensetzenden Teilchen strenge Gesetze grundsätzlich ablehnen. Noch mehr. Man stellte fest, daß es in der Kleinstwelt nur Wahrscheinlichkeitszusammenhänge zwischen den zeitlich aufeinanderfolgenden Geschehnissen gibt. Das große Durcheinander drang damit in die kleine Welt der Atome ein.

Eigentlich kam der große Umsturz nicht unangemeldet. Schon im Jahre 1738 nahm der Physiker Daniel Bernoulli an, ein in einem Behälter eingeschlossenes Gas sei aus unzähligen wirr durcheinanderlaufenden, untereinander gleichen Molekülkügelchen zusammengesetzt. Er berechnete die Durchschnittsgesamtzahl der zu erwartenden, aus allen möglichen Richtungen und mit sehr verschiedener Heftigkeit erfolgenden Stöße der unzähligen Gasteilchen auf die Behälterwand und daraus den Druck, den das Gas auf die Wand ausübt. Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts erkannten vor allem Krönig, Clausius, Boltzmann und Maxwell die Gastemperatur als Ausdruck der durchschnittlichen Teilchengeschwindigkeit. Ein gewaltiges Durcheinander voraussetzend, rechneten sie wie ein Versicherungsmathematiker nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Sie errechneten — die längst bekannten, aus Erfahrungsergebnissen abgeleiteten Gasgesetze.

Ist denn das alles nicht Unsinn? Keine Naturgesetze soll es mehr geben? Können wir denn ohne den Ursache-Wirkung-Begriff überhaupt leben? Sind die neuzeitlichen Physiker nicht gottverlassene Nihilisten, die uns die Welt zerschlagen wollen, um uns einem unentwirrbaren Durcheinander auszuliefern?

Die zeitgenössischen geistigen Vorkämpfer der nordeurasischen Welt haben sich in zwei einander erbittert bekämpfende Parteien gespalten: in die Deterministen und in die Indeterministen, in

die Vertreter des alten und in die Verkünder des neuen Glaubens. Noch kann es die erschütterte Welt nicht fassen, daß alles nur Trug sein soll: die Naturgesetze, die Verkettung von Ursache und Wirkung, das unveränderliche Längenmaß, vor allem die Ausnahmestellung der Menschheit im Weltall.

Sehen wir denn nicht mit eigenen Augen, daß bestimmten Ereignissen immer wieder dieselben Ereignisse folgen? Immer wieder? Können wir für die Vergangenheit und auch für die ganze Zukunft einstehen? Sehen wir denn nicht, daß uns, jeden einzelnen von uns, immer wieder Ereignisse überraschen?

Es ist zweifellos, daß der freie Wille des Menschen ein fremdes Element in einer Welt bleiben muß, die von strengen Naturgesetzen beherrscht wird. Andererseits hat eine Welt, in der es keine Gesetze gibt, die nur ein gewaltiges, vom blinden Zufall beherrschtes Durcheinander beherbergt, keinen Platz für einen nur dem Menschen vorbehaltenen freien Willen. Jedes der unzähligen, sie zusammensetzenden Teilchen ist ja frei, hat somit seinen freien Willen — — —

Das Menschheitsgeschehen betrachtend, stieg ich aus der Menschheit heraus, um sie von außen sehen zu können. Ich geriet dabei in das Reich der Physik. Nun gilt es, sich der einen oder der anderen Physik in die Arme zu werfen: der klassischen oder der neuzeitlichen, umstürzlerischen. Ich schwanke nicht, ich zaudere nicht: Ich wähle das große Durcheinander.

Im Jahre 1776 erschien in London das zweibändige Werk „An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations“. Sein Verfasser war Adam Smith. Dieses große Werk hatte einen gewaltigen Erfolg. Es erlebte noch zu Lebzeiten des Verfassers eine große Anzahl von Auflagen und Übersetzungen in die führenden Sprachen des damaligen Europa. Eine Zeitlang wurde es sogar der Bibel gleichgestellt. Sein Inhalt galt dem Leben und Weben der sich abquälenden Menschheit und breitete ein wunderbares Licht über das so undurchsichtig erscheinende Wirtschaftsgetriebe der Menschen und Völker aus.

Die grundlegende Bedeutung dieses ersten die ganze Wirtschaft als ein einheitliches Gebilde darstellenden Grundrisses sollte man nicht darin suchen, daß er einer neuen Zeit die Wege bahnte und bezeichnete. Adam Smith war ein Philosoph. Deshalb sah er mehr als ein zünftiger Wirtschaftler.

Er war natürlich ein Kind seiner Zeit. Er kannte die gewaltigen Entdeckungen seines großen Landsmannes, I. Newtons. Er war überzeugt, daß das Weltall von ehernen Gesetzen beherrscht wird, denen nichts entringen kann. Deshalb sah er auch die Wirtschaft in der Gewalt unerbittlicher Naturgesetze.

Adam Smith hatte Vorläufer. Man findet in der Tat bei den Physiokraten die Vermutung, daß sich das Wirtschaftsleben nach großen unabänderlichen Gesetzen abwickle. Es ist indessen möglich, daß Adam Smith sein Lehrgebäude unbeeinflußt aufgebaut hat. Jedenfalls dürfte er als erster die Wirtschaft als ein Weltallgebilde von außen betrachtet haben.

Es ist ungemein reizvoll zuzusehen, wie Adam Smith mit der Schwierigkeit fertig wird, auf der einen Seite das Weltall und die menschliche Wirtschaft, als Ganzes genommen, unabänderlichen Naturgesetzen unterworfen sehen zu müssen, auf der anderen Seite jedoch den Wirrwarr der wirtschaftlichen Handlungen der einzelnen Menschen nicht ableugnen zu brauchen. Er ist einfach überzeugt, daß eine unsichtbare Hand den einzelnen führt und ihn zweckmäßig am großen Werk der Menschengemeinschaft mitwirken läßt. Die unbestreitbare Selbstsucht des einzelnen ist in seinen Augen die vom Schöpfer in die Menschengemeinschaft hineingelegte, unerläßliche treibende Kraft. Adam Smith sieht, kurz gesagt, ein außerordentlich merkwürdiges Uhrwerk im scheinbar wirren Menschengetriebe. Seine Bemühungen gelten der Beschreibung der Gangart seiner Wirtschaftsuhr.

War der große Theoretiker des wirtschaftlichen Liberalismus darüber im klaren, daß er eigentlich Physiker war? Wahrscheinlich nicht. Es läßt sich indessen kaum bezweifeln, daß er, sich über die Menschheit erhebend, ein anderes Bild erblickt hätte, wenn er sich seine Augengläser nicht von Newton und seinen Nachfolgern hätte anfertigen lassen. Es lohnt deshalb der Mühe,

noch einmal hinaufzusteigen, neuzeitige Augengläser aufzusetzen und noch einmal nachzusehen.

Ich sehe keine Naturgesetze mehr, obwohl ich natürlich sehe, daß Weltallgebilde, von außen betrachtet, merkwürdige Gesetzmäßigkeiten verraten. Ich sehe ein Menschengewimmel, wenn ich die Menschheit von außen betrachte, das mich stark an das Gewimmel der kleinsten Teilchen irgendeines anderen Weltallgebildes, etwa einer Gas- oder Flüssigkeitsmenge, erinnert. Ich sehe keine unsichtbare Hand, die fürsorglich der Menschheit zu Nutz und Frommen des Einzelnen durchs tätige Leben führt. Ich gebe zu, daß das Menschheitsgeschehen auf dieselbe Art und Weise eine merkwürdige Gesetzmäßigkeit verraten müßte wie irgendein lebloses Weltallgebilde, sofern jeder Mensch als Menschheitsteilchen nur auf sich bedacht bliebe.

Die Selbstsucht des Menschen sehe ich nicht mehr als eine unerläßliche treibende Kraft, wie Adam Smith sie sieht. Im Gegenteil. Ich sehe, daß sie den Eingriff des Verstandes ins Menschheitsgeschehen wirkungslos zu machen bestrebt ist. Schrankenlos selbstsüchtig, ist der Mensch verurteilt, Mitglied einer, von außen gesehen, toten, vernunftlosen, hilflos mit den sich allüberall im Weltall meldenden merkwürdigen Gesetzmäßigkeiten abmühenden Gemeinschaft zu bleiben.

Adam Smith meint, man solle die Menschen nur ruhig handeln lassen, man solle ihre Selbstsucht sich austoben lassen. Er befürwortet die wirtschaftliche Freiheit, wo immer es irgend möglich ist, überzeugt, die zügellose Wirtschaft werde ihrem Schicksal ja doch nicht entrinnen.

Er hat recht. Zügellos wird die Wirtschaft, das heißt das Menschheitsgeschehen, den einfachen Weg gehen müssen, den alle Weltallgebilde gehen; den Weg des Werdens und Vergehens. Wozu hat jedoch dann der Mensch seinen Verstand? Um krampfhaft zu versuchen, ihn nicht anzuwenden?

Nein, nein! Die trügerischen „Naturgesetze“ haben nur dann Gewalt über das Menschheitsgeschehen, wenn sich die Menschheit zu einem vernunftlosen Weltallgebilde herunterdrücken läßt. Das Gift ist offenbar die Freizügigkeit, die Zügellosigkeit

der Wirtschaft, die Abkehr des Verstandes von der Gemeinschaft und seine damit verbundene Unterjochung durch die Selbstsucht des einzelnen.

Wenn es, wie ich glaube, keine wirklichen Naturgesetze gibt, wenn alle Weltallgebilde nur deshalb merkwürdige Gesetzmäßigkeiten offenbaren, weil ihre Teilchen in ungeheuren Mengen auftreten und deshalb ein außerordentlich wahrscheinliches Durchschnittsverhalten — das Verhalten des einzelnen Teilchens sehen wir ja nicht — haben müssen, so muß der blinde Zufall König der Welt sein. Nur der Verstand könnte diesen allmächtigen Zufall verdrängen und seine statistischen Gesetze außer Kraft setzen.

Die Menschheitsphysik Adam Smiths ist ein theologisches Meisterwerk. Dem grundgütigen Moralphilosophen, der er war, erschien die Menschheit wie ein Haufen Kinder und ihr Weg durch die Geschichte wie ein Maiausflug. Die guten Knaben balgen sich herum, jawohl. Sie müssen toben, schreien, spielen. Sie werden trotzdem auf sicheren Wegen geführt, bleiben gesund, wachsen und gedeihen. Ihr lebhaftes Tun wird von unsichtbarer Hand gelenkt.

Ich sehe leider keine Kinder, wenn ich das unruhige Menschheitsgeschehen betrachte. Der Kampf aller gegen alle erinnert mich immer wieder an das Tierreich. Wir Menschen fühlen uns dem Tier himmelhoch überlegen, weil wir einen Verstand haben. Wir kommen jedoch zweifellos aus dem Tierreich und schleppen noch eine Menge Erbsünden mit uns durchs Leben, vor allem den Haß gegen unsere Mitmenschen.

Meine Menschheitsphysik sieht einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen dem alles beherrschenden, blind herumtappenden Zufall und dem sich gegen ihn auflehrenden, scharf zusehenden und sorgfältig wählenden Verstand. In meinen Bildern ist die Menschheit von einem ihr feindlich gesinnten Weltall umgeben, das, dem Zufall ergeben, auch die Menschheitsteilchen ebenso zügellos und frei, das heißt unvernünftig, haben will, wie es die Teilchen aller seiner übrigen Gebilde sind. In meinen Bildern tobt ein furchtbarer Kampf zwischen dem Zufall und dem Ver-

stand, ein Kampf, der nicht nur durch die ganze Weltgeschichte, das heißt Menschheitsgeschichte, hindurch in graue Vorzeiten zurückreicht, sondern darüber hinaus in dem der Menschheit den Weg bahnenden Tierreich wurzelt, tief, tief unten, wo das Leben selbst seine Urwurzeln verbirgt. Jawohl, das Leben war ein von außen ins Weltall geworfener Funke. Dieser Funke glimmt schon viele Jahrmillionen und wird bald ein Flämmchen werden!

Der kleine Würfel, den ich in der Hand halte, hat sechs Seiten. Er ist schwarz. Er hat indessen weiße Augen: Auf einer seiner sechs Seiten entdecke ich ein einziges Auge, auf einer anderen zwei Augen. Es gibt auch drei, vier, fünf und sechs Augen auf je einer der übrigen vier Würfelseiten. Ein merkwürdiges Spielzeug! So einfach es ist, beschäftigt es die Menschen bereits durch Jahrtausende. Es hat ihnen viel Unterhaltung geschenkt, leider hat es auch schon viel Unglück angerichtet.

Der würfelnde Mann weiß, daß er mit dem Teufel spielt. Er mag an keinen Teufel glauben, er sieht ihn doch sich gegenüber sitzen. Der blinde Zufall ist der Teufel, der Feind. Des ekelhaften Kampfes mit seinen Mitmenschen müde, setzt sich der Mensch gern zum Spieltisch und greift nach dem Würfel.

Wieviele Augen werde ich werfen? Ich weiß es nicht. Kein Mensch weiß es. Der verstockteste Determinist steht dem Würfelspiel machtlos gegenüber. Trotzdem wird er nicht zugeben wollen, daß der Teufel mit den Würfelaugen spielt. Er wird lieber erzählen, daß man alle den Wurf lenkenden Kräfte kennen müßte, um die Augenzahl vorausberechnen zu können, daß also strenge Gesetze jeden Zufall ausschließen. Allerdings — so wird er kleinlaut hinzufügen müssen — sei das Würfeln ein so verwickelter Vorgang, daß man ihm mit Rechnungen praktisch nicht beikommen könnte.

Ich habe keine Lust zu rechnen, ich will spielen. Ich befrage lieber den Würfel selbst. Ich werfe fünf Augen. Das nächste Mal drei. Die Zahlen eins bis sechs melden sich in einem unübersehbaren Durcheinander, wenn ich das Spiel fortsetze.

Warum? Weil ich den Würfel immer wieder anders hinwerfe, weil es mir unmöglich ist, genau gleichmäßig zu werfen, zu spielen? Oder, weil doch nur der blinde Zufall entscheidet?

Gibt es denn wirklich kein Gesetz des Würfels? Doch! Wenn ich den Durchschnittsertrag sehr vieler Würfe ins Auge fasse, entdecke ich ein Gesetz. Der einzelne Wurf ist zuchtlos. Aber eine Million Würfe geben mit sehr großer relativer Genauigkeit den Gesamtertrag von dreieinhalb Millionen Augen. Der Durchschnittsertrag entspricht sehr verlässlich dreieinhalb Augen.

Wer behauptet das? Die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die den blinden Zufall uneingeschränkt walten sieht, für die alle sechs Augenzahlen gleichberechtigt sind? Was sagt denn das wirkliche Würfeln aus, das doch ebensogut in einer Welt unerbittlicher, keine Ausnahme duldender Naturgesetze vor sich gehen mag wie auch möglicherweise in einer Welt, die keine Naturgesetze kennt, weil sie vom blinden Zufall beherrscht ist? Das wirkliche Würfeln bestätigt die Voraussagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Es liefert um so genauer den wahrscheinlichsten Durchschnittsertrag, je wurfreicher es ist.

Ich betrachte nachdenklich das kleine ebenmäßige zwölfkantige Ding in meiner Hand. Das Teufelszeug ist voller Geheimnisse. Es ist schrecklich launenhaft. Trotzdem ist es imstande, im ausdauernden Spielbetrieb ein ehernes Naturgesetz vorzutäuschen.

Würfelwürfe könnten Teilchen einer großen Wurfmannigfaltigkeit sein. Eine solche Mannigfaltigkeit wäre ein Weltallgebilde, das ebenso aus gleichartigen Bausteinen — den einzelnen Würfeln — zusammengesetzt wäre, wie eine Gasmenge aus Gasmolekeln aufgebaut ist. Die Wurfmannigfaltigkeit gehorcht einem Ertragsgesetz. Einem Naturgesetz? Gewiß. Allerdings ist dieses Naturgesetz nur ein statistisches und kein göttliches, unbeeirrbares Gesetz. Es ist ein Gesetz der großen Zahl.

Warum soll ich annehmen, daß jeder einzelne Würfelwurf ein verwickelter Vorgang sei, in dem die Bewegungskräfte ein undurchsichtiges, jedoch von Naturgesetzen streng überwachtetes Spiel spielen? Tue ich es, so kann ich den Ertrag eines Wurfes ja

dennoch nicht berechnen. Tue ich es, so kann ich nicht einmal den Durchschnittsertrag einer großen Anzahl von Würfeln irgendwie voraussagen.

Ist es nicht viel einfacher und vernünftiger, vorauszusetzen, daß es keine in das Würfeln hineingreifende Naturgesetze gibt, daß nur der Zufall würfelt? Ich kann dann zwar den Ertrag eines Wurfes ebenfalls nicht vorausberechnen, wohl aber den Durchschnittsertrag sehr vieler Würfe.

Eine Wurfmannigfaltigkeit ist ein sehr luftiges Weltallgebilde. Es gehört viel guter Wille dazu, eine Mannigfaltigkeit von Würfelwürfen gleichberechtigt neben einer Gasmenge zu sehen. Die Würfe folgen einander doch in der Zeit, während die Gasmolekeln nebeneinander im Raum spielen.

Doch halt! Ich verwende eine Million gleicher Würfel und werfe sie gleichzeitig auf den Tisch. Ich zähle die geworfenen Augen aller Würfel zusammen. Sind es ihrer genau dreieinhalb Millionen? Ich werfe die ganze Würfelschar noch einmal auf den großen Spieltisch. Wieder gibt es genau oder fast genau dreieinhalb Millionen Augen. Setze ich das gewaltige Spiel fort, so bekomme ich immer wieder fast genau denselben Gesamtertrag. In den meisten Fällen werden wohl ein paar Augen fehlen oder aber überschüssig sein. Sollte ich mich etwa nur beim Abzählen geirrt haben?

Nein! Die Würfelmannigfaltigkeit ist einem unerbittlichen Gesetz unterworfen, das ich nur deshalb nicht in seiner vollen Strenge sehe, weil mich Beobachtungsfehler zu stören scheinen. Welches Naturgesetz der klassischen Physik sehen wir denn, ohne Beobachtungsfehlern ausgesetzt zu sein? Die Würfelmannigfaltigkeit täuscht mir um so erfolgreicher ein Naturgesetz vor, aus je mehr Würfeln sie zusammengesetzt ist. Sie läßt sich sehr leicht mit irgendeinem Weltallgebilde vergleichen. Alle Weltallgebilde sind ja aus unzähligen gleichartigen Teilchen aufgebaut, die sich unaufhörlich bewegen. Erhöhen wir die Würfelzahl auf eine Quintillion und lassen wir die Würfe sehr rasch aufeinander folgen, so haben wir ein Gebilde vor uns, das von der Natur aufgebaut sein könnte.

Eine schreckliche Vermutung drängt sich auf. Am Ende ist das ganze Weltall doch nur ein unermeßliches Würfelspiel. Am Ende ist der ungeheure Raum, der uns umgibt, nur ein einziger Spieltisch, in dem die ungezählten Würfel — die Urteilchen, aus denen alles aufgebaut ist — unaufhörlich rollen.

Doch nein! Wenn es wirklich so erschreckend viele Würfelchen gibt, wie uns die Naturforscher erzählen — sie nennen Zahlen, die fast achtzig Nullen brauchen —, muß das Weltall doch so gut wie unverändert bleiben. Sehen wir es denn von außen, um das Gegenteil behaupten zu können?

Warum sehen wir es denn im Innern so voller Leben und voller Änderungen? Weil es eigentlich ein großes Spielgebäude ist, in dem es unzählige Spielsäle gibt, und weil in jedem Spielsaal ungezählte Spieltische stehen. Jeder Spieltisch hat sein eigenes Glückspiel. Daher die Buntscheckigkeit des Weltgeschehens.

Und sind die Spieltische nicht auch Teilchen, nicht auch Würfel höherer Art, die auch spielen? Sind schließlich nicht auch die Spielsäle Würfel noch höherer Art? Wahrscheinlich. Der Zufall wird sehr wahrscheinlich dereinst alle Unterschiede beseitigen, die Wände niederreißen, die Tische zerschlagen und alle Teilspele zu einem einzigen Gesamtspiel vereinigen. Die Würfel sind ja doch überall dieselben. Wenn der Zufall wirklich König des Weltalls ist, müssen alle Gruppenunterschiede dereinst verschwinden.

Seit hundert Jahren sprechen die Naturforscher vom voraussichtlichen Wärmetod des Weltalls und meinen den dereinstigen vollständigen Ausgleich aller Unterschiede der Urteilchenbewegungen. Sie glauben alle an den sogenannten zweiten Hauptsatz der Thermodynamik.

Das Bild ist reichlich trostlos. Die Sonne wird von Tag zu Tag kälter. Alle Sonnen des Weltalls kühlen sich unaufhaltsam ab. Die Wärme, heute noch in ungezählten Riesenöfen zusammengeballt, strebt, ausgestrahlt in die kalte Leere des Weltraums,

auseinander. Schließlich muß alles sterben: Sonnen, Milchstraßen, Planeten, Menschen, Pflanzen, Tiere. Das Weltall muß erstarren, erfrieren.

Ist dieser zweite Hauptsatz auch ein Naturgesetz? Ist er nicht das größte, das umfassendste Gesetz, berufen, dereinst das Leichentuch über alle anderen Naturgesetze zu ziehen?

Nehmen wir einen Behälter, teilen wir ihn mit einer Zwischenwand in zwei Teile und füllen wir ihn mit Gas. Außerhalb des Behälters gebe es nichts. Der kleine Behälter wird auf diese Weise ein Weltall, zum mindesten ein Weltallmodell.

Das Gas sei in der einen Behälterhälfte wärmer als in der anderen. Wärmer? Was heißt das? Das Gas ist warm, wenn seine zahllosen Teilchen schnell durcheinander schwirren, kalt, wenn sie langsam, träge durcheinander schleichen. Die Durchschnittsgeschwindigkeit der Teilchen bestimmt die Gastemperatur. Man beachte wohl, daß dieses Bild auf dem Boden der klassischen Physik entstanden ist.

Wir entfernen die Zwischenwand, die bisher Kalt und Warm getrennt hat. Was geschieht nun? Die Wärme strömt aus dem warmen in den kalten Behälterteil. Sie zerstreut sich. Der Temperaturunterschied schwindet dahin. Schließlich stellt sich eine mittlere Temperatur im ganzen Behälter ein. Das ist der Wärmetod des Behälterweltalls.

Die klassischen Physiker wissen sehr wohl, daß sich nach der Entfernung der Zwischenwand die Gasmolekeln beider Behälterteile durcheinandermischen, daß sie bei den unvermeidlichen zahllosen Zusammenstößen Geschwindigkeitsänderungen erleiden und allmählich die sie trennenden Bewegungsunterschiede verlieren. Nähert sich also der Wärmetod nicht auf einem streng vorgeschriebenen Wege?

Treibt man den Physiker der alten Schule in die Enge, so muß er schließlich zugeben, daß er die Wärmeströmung von strengen Naturgesetzen beherrscht sieht, daß er jedoch mit dem Gasmolekelgewimmel ohne Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen nicht fertig wird. Zu guter Letzt wird er gestehen, daß der berühmte zweite Hauptsatz der Thermodynamik ein statistisches Gesetz

ist. Der Wärmetod ist also das Ziel des Weltallstrebens nach wahrscheinlicheren und immer wahrscheinlicheren Zuständen.

Ich brauche jedoch keine Gesetze der Wärmeströmung zu kennen und anzuerkennen, wenn ich wissen will, wie sich das warme und das kalte Gas, in einem gemeinsamen Raum vereinigt, verhalten werden. Ich sehe ein großes Durcheinander von gleichartigen Würfelchen, das bei Spielbeginn im ersten Lager nur hohe Augenzahlen, im zweiten Lager nur niedrige überwiegen läßt. Im gemeinsamen Spiel muß sich die durchschnittliche Augenzahl durchsetzen.

Das klassische Weltbild ist in seinem allertiefsten Wesen indeterministisch. In seinem Hintergrund sitzt der Teufel, der Zufall, der wahre König der Welt.

Wir kehren nachdenklich zum Gasbehälter zurück, setzen die Zwischenwand wieder ein, füllen abermals die eine Behälterhälfte mit warmem, die andere mit kaltem Gas. Nun lassen wir einen der größten Physiker der klassischen Schule, J. C. Maxwell, das berühmte Gedankenexperiment durchführen, das leider nie voll gewürdigt wurde.

Maxwell weiß, daß die höhere Temperatur der einen Behälterhälfte ein Maß für die durchschnittliche Molekelgeschwindigkeit ist, daß es indessen dort Molekeln gibt, die schneller, und andere, die langsamer laufen als die eigentlich nicht vorhandene Durchschnittsmolekel. Er sieht auch im kälteren Behälterteil rascher dahineilende Teilchen neben bedächtigen. Auf diese inneren Unterschiede baut er seinen Versuch auf.

Er läßt die Behälterzwischenwand stehen. Er stattet sie mit einer kleinen Öffnung aus, die er mit einer Tür verschließt. An die Tür stellt er ein vernünftiges Wesen, einen Kobold. Der kleine Wächter bekommt den strengen Auftrag, kein einziges Teilchen des warmen Behälterteiles, das die Durchschnittsgeschwindigkeit aufweist oder gar schneller ist, herauszulassen, wenn es noch so heftig auf die Tür klopft. Wohl darf er jedoch jedes Teilchen aus dem kalten in den warmen Raum übertreten lassen, sobald es sich mit einer überdurchschnittlichen Geschwindigkeit ausweisen kann.

In diesem sonderbaren Gedankenexperiment wandert die Wärme „stromaufwärts“, aus dem kalten in den warmen Behälterteil. Die Deterministen lächelten natürlich, als Maxwell sein kleines Märchen vortrug. Ist es wirklich ein Märchen? Ist es nicht ein großartiges Bild des Gegensatzes zwischen Zufall und Verstand? Leuchtet es nicht in die tiefsten Tiefen der großen, auch die Menschheit einschließenden Welt?

Maxwell zeigt das vom blinden Zufall beherrschte Weltall, dem der Wärmetod droht, und macht gelassen auf seinen kleinen Kobold aufmerksam. Ist dieser unscheinbare Türsteher, dieser boshafte Weichensteller, nicht ein wunderbarer Arzt?

Ist der Mensch nicht berufen, auf der großen Weltallbühne den Maxwellschen Kobold zu spielen? Ist der Verstand nicht eine Macht, die jedes angebliche Naturgesetz umstoßen kann? Er ist doch zweifellos imstande, das größte aller Gesetze, den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik umzubiegen, außer Kraft zu setzen.

Unübersehbare Möglichkeiten steigen aus dem Dunst. Jawohl, ich kann dem fallenden Würfel ein wenig nachhelfen, damit er sechs Augen zeigt. Ich kann ihn jedesmal zwingen, sechs Augen festzuhalten, wie immer er auch der Endlage zurollen mag. Ich kann eine Million gleichzeitig hingeworfene Würfel mit ausbessernden Bewegungen dahin bringen, daß sie alle nur je ein Auge zeigen.

Das Weltall ist ein unermeßliches Würfelspiel, und der Verstand ist der Falschspieler, der von außen eingreift. Der Zufall ist ehrlich, er strebt mit aller Kraft einem gerechten Ausgleich zu, der Verstand betrügt, alles auf die Spitze treibend.

Wir Menschen sind Koboide, Falschspieler, Betrüger. Wir sind verurteilt, Todfeinde des blinden Zufalls zu sein, wenn wir wirklich Menschen bleiben oder wenigstens werden wollen. Wir sind Träger des Lebens, wir sind Kämpfer des Lebens; hinter dem Walten des Zufalls grinst der Tod, der Wärmetod.

Der im Menschen wach gewordene Verstand hat sich zu einem ungleichen Kampf erhoben: Vor ihm steht drohend das ganze

Weltall und der es führende König — der Zufall. Soll der arme Verstand einen aussichtslosen Kleinkrieg führen? Muß er nicht alle Menschenköpfe zu einem geordneten Heer vereinigen, um nicht kläglich geschlagen zu werden?

Der Kampf hat ein gewaltiges Ziel. Er wird über das Schicksal des Menschengeschlechtes entscheiden. Nur darüber? Geht es nicht um mehr, um viel mehr? Wer traut sich, den verwegenen Gedanken voll auszudenken, wer schrickt nicht davor zurück, der furchtbaren Allmacht des Gegners trotzig ins Gesicht zu schauen?

Die Spielbank von Monte Carlo hat in überraschend kurzer Zeit aus einem gottverlassenen Erdenwinkel ein kleines Paradies gemacht. Gegen den kalten Norden durch die mächtige Alpenmauer geschützt, sonnt sich Monte Carlo heute satt und übermütig in idyllischer Ruhe und schaut verträumt auf das tiefblaue Meer hinunter. Es hat sich wunderbare Paläste gebaut und prachtvolle Gärten angelegt. Es kennt keinen Krieg, keine Not, keinen Winter.

Soll man es für möglich halten, daß in Monte Carlo der Teufel, gebändigt und bezwungen, an der Kette liegt wie ein bissiger Hund, der sein Haus bewachen muß? Es ist doch so. Er muß dienen und wachen. Er überfällt jeden Eindringling. Monte Carlo ist sein Haus.

Im Kasino von Monte Carlo sind zahlreiche Spieltische im Betrieb, die arme Menschen anziehen und vernichten wie das Licht die Motten. Der Roulettetisch ist ein Teufelszeug. Ich habe es arbeiten, kämpfen, zuschlagen sehen und habe es aufmerksam untersucht, ohne ihm zu verfallen. Es hat mir wertvolle Geheimnisse verraten.

Der Roulettetisch besteht eigentlich aus zwei genau gleichen Spieltischen, die die große Spielschüssel umfassen. Die Schüssel dreht sich lautlos um ihre Achse. Der Schüsselgrund enthält kleine, im Kreis nebeneinander angeordnete, durch niedrige Blechwände eingezäunte Fächer. Jedes dieser Fächer ist mit

einer Ziffer bezeichnet. Es gibt sechsunddreißig vollwertige und ein siebenunddreißigstes verschämt hinzugefügtes Fach, das die Ziffer Null trägt. Die anderen Fächer tragen die Ziffern von eins bis sechsunddreißig.

Der obere Rand der Spielschüssel ist nach innen umgebogen, als wollte er das Herausspritzen des möglicherweise bewegten flüssigen Schüsselinhaltes verhindern. Man findet auf Schiffen und in Eisenbahnspisewagen oft ähnliche Suppentopfränder. Die Rouletteschüssel ist ein sehr großer Suppentopf. Sie hat ein fein ausgebauchtes Profil.

Der Croupier steckt beim Spielbeginn eine kleine Elfenbeinkugel unter den schützenden Rand der sich bereits drehenden Spielschüssel und jagt sie mit dem Finger auf den Weg. Dabei wählt er die der Schüsseldrehung entgegengesetzte Richtung. Das kleine Ding saust sehr rasch herum. Die Fliehkraft hält es anfänglich unter dem umgekrepelten Schüsselrand fest.

Inzwischen schließen die Spieler ihre Wetten mit der Spielbank ab. Sie setzen auf Ziffern, indem sie Geldstücke in bezifferte, auf den beiden Spieltischen vorgezeichnete Quadrate legen. Zuweilen spielen sie auf Ziffernpaare. Sie legen dann ihre Goldstücke auf die zwei Ziffernquadrate trennende Linie.

Man kann auf vier Ziffern gleichzeitig setzen, wenn man sie so wählt, daß deren Quadrate eine gemeinsame Ecke besitzen. Der auf dem Spieltisch bereitstehende Spielplan ordnet die sechsunddreißig Ziffernquadrate in Dreierreihen, deren es zwölf gibt. Ganz oben, knapp bei der Schüssel, thront das Quadrat der Null.

Die Ziffern sind zur Hälfte schwarz, zur anderen Hälfte rot. Die Farbe wird schon in der Spielschüssel festgelegt. Der Ziffernfächerkranz auf dem Schüsselgrunde läßt schwarze und rote Fächerchen abwechselnd aufeinanderfolgen. Man kann also auch auf Schwarz oder auf Rot setzen. Man kann auf gerade und auf ungerade Zahlen setzen. Auch die untere Zahlenhälfte ist eine Möglichkeit. Sie steht der oberen Hälfte, von neunzehn bis sechsunddreißig, gegenüber. Schließlich sind auch noch Wetten

auf eins der drei Zahlendutzende, eins bis zwölf, dreizehn bis vierundzwanzig, fünfundzwanzig bis sechsunddreißig, im Spielplan vorgesehen.

Die kleine Kugel rollt, die Goldstücke ziehen in den Kampf, die Spieler werden unruhig. Allmählich erlahmt die Wucht des Schicksalskugelchens. Die es beschützende Fliehkraft wird schwächer und schwächer. Die Kreise sinken tiefer und tiefer. Schließlich kommt die Teufelskugel am Ziffernfächerkreis an, stolpert über die Fächerwand, überschlägt sich, springt, sich jäh aufbäumend, einige Male hin und her und sinkt schließlich in eines der sie belauernden Fächerchen. Das Spiel ist aus, die siegende Zahl, die siegende Farbe ist festgelegt.

Leute, denen kein Wagnis zu hoch ist, wollen den fünfunddreißigfachen Einsatz gewinnen, deshalb setzen sie auf eine einzige Ziffer. Siegend, bekommen sie in der Tat, was sie sich erhofften. Die Bank ist ehrlich. Sie belohnt den Sieg der einen Zahl über die fünfunddreißig übrigen so, wie es sich gehört.

Gibt es denn nicht eigentlich siebenunddreißig Ziffern, ist denn nicht auch noch die Null da? Beträgt die Bank nicht doch ein wenig? Sie betrügt nicht, sie muß einen Zuschlag einheben, um leben zu können. Sie zieht die Hälfte der Sätze auf Rot, Schwarz, Gerade, Ungerade, Unterhalb, Oberhalb ein, wenn die Null erscheint. Sie belohnt den Sieg eines Zahlengeviertes mit dem achtfachen Einsatz, ohne die mitkämpfende Null zu berücksichtigen. Der Spielzuschlag, den sie eigenmächtig einhebt, ist bescheiden. Er erreicht wohl im Durchschnitt kaum zwei vom Hundert.

Ist es wirklich möglich, daß die Spielbank mit der unscheinbaren Steuer auf die Spieleinsätze auskommt? Daß sie von ihr leben und außerdem alle öffentlichen Ausgaben des winzigen Staates Monaco decken kann? Es ist möglich. Die Spielbank hat ganz Monte Carlo mit dieser Spielsteuer aufgebaut.

Man steht vor einem Rätsel. Kann man wirklich das Lebensschicksal eines Staates, so klein er auch sein mag, das Gedeihen einer Stadt, die außerordentliche Bedürfnisse hat, mit dem Springen einer kleinen Glückskugel unaufhörlich verquicken und

verketteten? Schaltet und waltet denn wahrhaftig der Teufel selbst in Monte Carlo, in Monaco?

Ungezählte Abenteurer kommen nach Monte Carlo, spielen, zittern, jauchzen und fluchen. Viele unter ihnen verlieren alles und fliehen mit dem Revolver in der Hand in eine bessere Welt hinüber. Sehr vielen geschlagenen Feinden drückt die Spielbank ein Fahrscheinheft in die Hand, damit sie abziehen können und keine ärgerliche Verzweiflungstat unternehmen. Die Bank mußte auch schon oft gewaltige Summen glücklichen Spielern überlassen, um sie nie wiederzusehen.

Das alles bringt sie nicht aus der Fassung. Sie zittert nicht, sie jauchzt nie, sie ist nie verzweifelt. Sie spielt ja nicht. Sie will nicht gewinnen. Sie hebt nur die Sündensteuer ein. Ihre Gewinne und ihre Verluste sind nur Wellen einer Wasseroberfläche, die sich immer wieder glätten.

Der Spielbetrieb der Bank von Monte Carlo ist eine Spielmannigfaltigkeit, die sich aus unzähligen Einzelspielen, aus unzähligen Einzelsätzen aufbaut. Er kennt kein Spielgesetz, jedes einzelne Spiel ist frei, zügellos, unberechenbar. Der Durchschnittsertrag der ungezählten Spiele ist dagegen unabänderlich. Ohne die nachhelfende Null wäre er selbst Null. Die Nachhilfe hebt ihn um etwa zwei Hundertstel über Null zugunsten der Bank.

Ist die Spielbank, ist ihr Betrieb nicht ein Weltallgebilde von echtestem Schrot und Korn? Natürlich ist er ein ganz einfaches Weltallgebilde. Seine Molekeln sind die einzelnen Spiele. Sein inneres Lebensgesetz ist das Durcheinander. Sein Außenbild ist einem Naturgesetz unterworfen: Die Bank gewinnt jedes Jahr genau ihre kärglichen zwei Hundertstel des jährlichen Spielgesamteinsatzes.

Kann man dem furchtbaren Glückspiel nicht mit dem Verstand beikommen? Gibt es nicht unzählige, fein ausgeknobelte Spiel-systeme, die den Sieg versprechen? Es gibt auch Theoretiker des Roulettespiels. Diese „Forscher“ verkaufen gern ihre Erzeugnisse. Warum spielen sie nicht selbst? Nur weil sie kein Geld haben?

Noch nie hat in Monte Carlo ein Spielsystem gesiegt. Die Deterministen kämpfen vergeblich mit den Launen der Glückskugel. Sie sind nicht klüger als jene Abenteurer, die vor dem Spiel einen glückbringenden Buckel streicheln, den ein armer Teufel gegen eine kleine Entschädigung hinhält. Das Buckelsystem ist ein ebenso vollwertiges Spielsystem wie alle anderen.

Es gibt wirklich weise Besucher der Spielsäle von Monte Carlo; ehemalige Spieler, denen die Bank die Glieder gebrochen hat. Sie erscheinen sehr früh am Morgen bei den Spieltischen und besetzen die Stühle, ohne spielen zu wollen. Sie warten auf die leidenschaftlichen Kämpfer, die natürlich sitzen wollen, und verkaufen ihre Plätze. Zwanzig Franken bedeuten dem Toren, der zehntausend Franken einsetzen will, nichts. Dem Platzhalter sind sie alles.

Oh, man könnte mit Verstand auch mit der Bank von Monte Carlo fertig werden. Die zahllosen Besucher der Spielsäle müßten sich verständigen und ausmachen, daß sie die Jahres- oder Tagesgewinne und -verluste unter sich verteilen werden. Dann gäbe es kein Unglück, allerdings auch kein Glück.

Geschlossen gegen die Spielbank auftretend, wären die Spieler sicher, nichts zu verlieren und nichts zu gewinnen. Sie würden bald darauf kommen, daß sie die Sündensteuer eigentlich für nichts und wieder nichts zahlen. Das wäre das Ende des Roulettespiels, das Ende von Monte Carlo. Eine uneinnehmbar scheinende Festung des Teufels, des blinden Zufalls, wäre bezwungen. Ein nüchternes, aber sehr belehrendes Bild!

Die Erdoberfläche ist ein einziges ungeheueres Monte Carlo, und die Menschen sind alle Besucher einer Spielbank. Sie drängen sich um unzählige Spieltische, setzen, spielen, gewinnen und verlieren. Es gibt verwegene Abenteurer unter ihnen, die hohe Wagnisse lieben und von gewaltigen Gewinnen träumen. Sehr viele Menschen sind bescheiden, friedliebend. Sie setzen nur auf Rot oder Schwarz und zittern vor dem Erscheinen der Null.

Das Leben der Menschheit ist ein einziger Spielbetrieb, in dem die Glückskugeln unaufhörlich rollen und die Einsätze unausgesetzt erneuert werden. Es zerfällt in ungezählte Einzelleben, die alle mit dem Schicksal ringen. Sie sind alle Spielbälle des Zufalls.

Sehr viele Spieler verlieren alles und greifen zum Revolver. Sehr vielen rettet die Gemeinschaft das schon verspielte Leben. Das Menschheitsgeschehen ist ein riesiges Durcheinander; es unterliegt jedoch gerade deshalb „Naturgesetzen“. Adam Smith hat sie als erster im Zusammenhang beschrieben.

Wer ist denn eigentlich der Bankhalter des Menschheitsglückspiels? Der Zufall, der Beherrscher des Weltalls? Ist er nicht blind? Kann man ihn nicht ein wenig betrügen? In Monte Carlo herrschen sehende, vernunftbegabte Bankhalter. Die kann man nicht irreführen, ihre Aufseher passen gut auf. Doch hier, im Menschheitsspiel, in der großen Wirtschaft?

Man kann in Monte Carlo die Spielschüssel nicht schief stellen oder irgendein Ziffernfach besonders leicht zugänglich machen. Man kann den Würfel nicht einseitig beschweren, wenn man mit einem vernunftbegabten Gegner spielt. Man kann jedoch falsch spielen, wenn man den blinden König des Weltalls vor sich hat.

Die Menschheit war lange unvernünftig und ist es noch heute. Sie kam nicht darauf, daß die Besucher einer Spielbank, nur ihrem eigenen Glück nachjagend, dazu verurteilt sind, einander das Geld abzugewinnen. Sie wollte und will es immer noch nicht einsehen, daß die Spieler diejenigen sind, die einander ins Unglück treiben.

Trotzdem hat die Menschheit ihrem blinden Gegenspieler allmählich doch manches abgelistet. Er hat es nicht bemerkt, daß die Spielgemeinschaft seiner Spielbank Paläste baut und Gärten anlegt, Straßen ausbessert und Eisenbahnen durch die Länder zieht. Er hat nicht nachgerechnet. Er sieht nicht, daß die freche Menschheit die Sündensteuer herauswirtschaftet, statt sie ihm abzuführen.

Aus einem kahlen Felsennest hat ein Glückspiel ein kleines Paradies gemacht. Die menschliche Wirtschaft, die ein großartiges, von den Menschen falsch gespieltes Glückspiel ist, ist dabei, aus der ehemals wüsten Erdoberfläche ein großes Paradies zu machen.

Doch die Menschheit ist leider viel unvernünftiger als die Gesamtheit der Besucher Monte Carlos. So leicht sie es eigentlich haben könnte, so schwer macht sie sich ihren Kampf mit ihrem unbeholfenen Bankhalter. Sie huldigt bewußt dem Kampf aller gegen alle, statt ihn in den Kampf aller gegen den einen Blinden zu verwandeln. Sie lechzt nach den Gewinnen, die der eine Spieler dem anderen abringt, statt entschlossen, nach ehrlicher Verabredung, planmäßig den Bankhalter zu betrügen.

Die Gewinne, die den Mitspielern, den Mitmenschen abgenommen werden, sind ja doch nur Wellen auf einer riesigen Wasseroberfläche, die sich immer wieder glätten müssen. Wozu ihnen nachjagen? Sie kommen dem heranwachsenden Erdenparadies nicht zugute. Sie sind sogar gefährlich. Der Kampf aller gegen alle verwüdet immer wieder blühende Länder, schöne Städte, wundervolle Paläste. Monte Carlo hat seine Polizei. Der Zufall unterhält auf der Erde keine Schutzleute.

Was sind denn die Kriege, von denen uns die Weltgeschichte so gern erzählt, anderes als blutige Auseinandersetzungen, die von in Heeren zusammengeballten Spielbankbesuchern ausgekämpft werden? Woraus besteht denn eigentlich die Geschichte der Menschheit, wenn nicht aus der Aufzählung von Gewalttaten, mit denen sich Besuchergruppen die besten Plätze am großen Spieltisch und die größten Haufen von Spielmarken gesichert haben? Der Fluch der ersten Gewalttat ist es leider, daß sie immer wieder neue Gewalttaten auslösen muß.

Was nützt der verblendeten Menschheit das Schiefstellen der Spielschüssel, das den großen Bankhalter betrügen könnte, wenn es nur dem Betrug an Mitmenschen, an Mitspielern, gilt. Die inneren Spielgewinne haben ja keinen Wert. Alle Menschen müßten aufgeklärt werden, um geschlossen auf die zu erwartende Farbe oder Ziffer setzen zu können. Das wäre ein Griff!

Sollten wir Menschen nicht einen sehr dicken Strich unter die Rechnung der Vergangenheit ziehen und ein neues Leben, ein neues Spiel anfangen? Sollten wir nicht vor allem brüderlich die Spielplätze neu verteilen und damit alles wieder gut machen, was blutige Gewalttaten in langen Jahrtausenden verbochen haben? Heraus aus dem Tierreich, heraus aus Monte Carlo! — —

Auf Umwegen habe ich endlich den Aussichtspunkt erreicht, von dem aus ich alles sehe: Europa und Amerika, das nordamerikanische Schlachtfeld und das europäische Hinterland, den großen, die Menschheit erschöpfenden Krieg und den großen, einzigen Feind.

Ist es der Hunger? Nein. Der Hunger ist nur eine Maske. Der blinde Zufall, der gewaltige König des Weltalls, ist der Feind. Er liebt die Zügellosigkeit der Teilchen, deshalb ist er in Amerika zu Hause, im Lande der Zügellosigkeit, der Freiheit.

Dort sehen wir ihn kämpfen, wüten, toben. Dort ist er eine Macht. Dort gehört das Feld, das Schlachtfeld, ihm. Er füllt New York mit Lärm und Fieber, er beunruhigt die nordamerikanischen Städte, er arbeitet auf den riesigen nordamerikanischen Ebenen mit sengenden Dürren, schlechten Ernten, mit Arbeitslosigkeit und verbrecherischen Börsenkriegen.

Europa hat schon lange Paläste, Kirchen, Universitäten und Museen, die dem großen Kampf entrückt sind. Europa hat auch schon ein kräftiges Zusammengehörigkeitsgefühl, so sehr es auch von Uneinigkeitskämpfen gequält wird. Es hat schon weitgehend auf die trügerische Freiheit, auf die Zügellosigkeit des Einzelnen, verzichtet.

Europa hat mehr. Es stellt bereits große Heere auf. Keine Heere im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Europa hat schon große Völker, die, in Zucht und Ordnung gehalten, gegen den blinden König des Weltalls ins Feld rücken wollen. Europa ist Hinterland. Mein Aussichtspunkt verspricht wunderbare Bilder. Er läßt die Fehler der Menschheitsvergangenheit klar erkennen. Läßt er auch in die Zukunft blicken? Vielleicht. Ich will ausharren und schauen. Ich glaube zu sehen, daß der Nebel aufsteigt, der über der Menschheitszukunft liegt.

PHYSIK UND WIRTSCHAFT

Erwartungsvoll oder besorgt blicken die Ärzte — Physiker, Philosophen, Theologen — auf die in Geburtswehen liegende junge Physik. Wird sie wirklich eine neue Weltanschauung gebären? Wird das Kind lebensfähig sein? Wird die junge Mutter die Geburt überstehen?

Der Vater, der große deutsche Physiker Planck, ist verärgert. Das ist nicht sein Kind! Sein Leben galt doch der klassischen Physik, der Welt strenger Gesetze des Werdens und Vergehens. Diese Physik hat er geliebt, gepflegt. Sie hat ihn mit gewaltigen Erfolgen beschenkt. Ihr will er treu bleiben!

Planck kämpft verzweifelt um die Herrschaft der Ursache — Wirkungsverknüpfung aller Vorgänge im Weltall. Erbittert bekämpfen die Theologen das Durcheinander, das die strengen, von Gott ins Weltall hineingelegten Gesetze verdrängen will. Die Philosophen denken an ihren großen Vorkämpfer Kant: Hat er nicht gelehrt, daß der Ursache-Wirkungsbegriff ein Grundbegriff des Geistes sei, dem die Erfahrung nichts anhaben könne? Sie denken auch an Schopenhauer.

Der Einsatz, um den die Kämpfe toben, ist gewaltig. Es handelt sich um die Beherrschung des Weltalls! Von unerbittlichen, keine Ausnahme duldenden Naturgesetzen beherrscht, weist das Weltall nachdrücklich auf den Gesetzgeber hin. Zügellos, wäre es frei, sein eigener Herr. Es handelt sich um die Stellung des Menschen, der Menschheit. Ins verursachte, alte Weltall hineingestellt, war sie ein Eindringling, ein Fremdkörper, ein sonderbarer Gast. Ein Besucher, der gleichsam in dem von ihm besuchten Laboratorium geprüft werden sollte. Mitten im blinden, neuen Weltall wäre die sehende Menschheit — König.

Die Menschheit muß wissen, was sie ist. Ihre Lebenssorgen sind ihr weit wichtiger als die Fachsorgen der Theologen, der Philosophen und der Physiker, die ja schließlich auch Menschen sind und der Menschheit dienen. Vor die Entscheidung gestellt, das alte oder das neue Weltbild anzunehmen, steht sie vor zwei Lebensplänen, die sie nicht beide gleichzeitig befolgen kann.

Unschlüssig steht sie am Scheidewege. Unwillkürlich schaut sie, Hilfe suchend, rückwärts. Wie ist denn das alles eigentlich gekommen? Wissen es nur die großen Fachleute, die für das tägliche Leben wenig Sinn haben und zeigen? Kann man nicht einfache, durchsichtige Bilder bekommen, um sich endlich entschließen zu können? Nicht nur der Gelehrte, auch der einfache Mann muß sehen, was vorgeht. Der einfache Mann ist ja der maßgebende Vertreter der verängstigten Menschheit.

Es ist schon öfters festgestellt worden, daß der Mensch — seiner Größe nach — gerade ungefähr in der Mitte der Welt steht. Das Meter ist eine sehr menschliche Längenmaßeinheit. Hunderttausendmillionenmal vergrößert, wäre es eine sehr passende Längenmaßeinheit für unser Sonnensystem. Hunderttausendmillionenmal verkleinert, würde es ausgezeichnet der Ausmessung der Atome und Molekeln, der kleinsten Stoffteilchen, dienen.

Der forschende Blick sieht die Großwelt ungefähr in derselben Entfernung wie die Kleinstwelt. Beide Welten sind ihm allerdings sehr entrückt. Es ist natürlich, daß er beide mit derselben scheuen Neugier betrachtet. Sind denn seine Augen nicht viel zu schwach, um so weit hinauf und so weit hinunter zu sehen?

Sie waren in der Tat sehr lange zu schwach. Unbewehrt, sahen sie so gut wie nichts, wenn sie sich der Großwelt zuwandten, nichts, wenn sie die Kleinwelt erreichen wollten. Aus dem Lebenskampf langer Jahrtausende hervorgegangen, waren sie ja durchaus auf die menschliche Welt eingestellt.

Sie erhaschten wohl flüchtige Lichtzeichen aus den unüberbrückbar scheinenden Entfernungen: Daß es Wandelsterne gibt, wußte man schon früh. Daß alle Stoffe aus winzigen gleichartigen

Teilchen bestehen, vermutete man schon vor Jahrtausenden. Aus schwachen Eindrücken konnten allerdings keine brauchbaren Bilder entstehen.

Plötzlich setzte der große Ketzler Galilei sein Auge an sein Fernrohr und schaute verwegen in die Großwelt hinein. Was er da mit seinen bewehrten Augen sah, war wunderbar. Die Menschheit wollte es gar nicht wahrhaben. Empört, bedrohte sie ihn; sie schlug ihn schließlich sogar nieder.

Die Großwelt konnte sich trotzdem nicht mehr dem nach ihr greifenden Menschen entziehen. Der große Newton schaute mit Seheraugen in ihre Geheimnisse hinein und entschleierte sie rücksichtslos. Bald sah die ganze Menschheit das wunderbare Bild des Sonnensystems, das ihr Heim ist, in klarem Licht: Die mächtige, Licht und Wärme spendende Sonne ist eine ungeheure, sich langsam um ihre Achse drehende Kugel. Um sie kreisen, alle etwa in derselben Ebene, jedoch in verschieden großen Kreisen, die Wandelsterne. Ein riesiger Kreisel, wenn man will.

Die Fernrohre wurden nach und nach stärker und stärker. Sie ließen das Auge tiefer und tiefer in den unermeßlichen Welt-raum eindringen. Sie entdeckten fremde Sonnen, Milliarden von Sonnen, Sonnenanhäufungen, das Milchstraßensystem, das unsere große Heimat ist, schließlich ungezählte fremde Milchstraßen.

Sie entdeckten zahlreiche Doppelsonnen, Hanteln mit unsichtbarem Stiel ähnlich, die einander schwerfällig umkreisen. Sie erblickten einsame Sonnen, die sich ebenso um ihre Achsen drehen wie unsere Sonne. Schließlich fanden sie, daß unsere Milchstraße ein riesiges Karussell ist. Kreisel, wohin immer sie blickten, einfache kugelförmige, hantelförmige, karussellartige, große, riesige, verhältnismäßig kleine! Der merkwürdigste unter ihnen blieb unser Sonnensystem. Es zerfällt eigentlich in eine Reihe von Unterkreisen, die Wandelsterne haben ja Monde.

Newton war es gelungen, dieses ganze unübersehbare Kreiselgewimmel einem einzigen großen Naturgesetz untertänig zu machen. Einem wirklichen Gesetz! Die Großwelt wurde vom Newtonschen Gravitationsgesetz so wunderbar durchleuchtet,

daß sie kein Geheimnis mehr verbergen konnte. Befriedigt wandte sich die Menschheit nach der anderen Seite: der Kleinwelt zu.

Sie versuchte es zunächst mit dem Mikroskop: Die kleinsten Stoffteilchen blieben unsichtbar. Sie nahm schärfere Gläser zu Hilfe. Vergebens. Lebten denn die Atome und Molekeln nur in der Einbildung? Doch nein! Die Chemie weiß, daß es kleinste Stoffteilchen gibt. Es lag offenbar an der Schwerfälligkeit der Lichtstrahlen, daß man nichts sah.

Es war schwer, der Kleinwelt beizukommen. Daß jeder Stoff seine eigenen Teilchen hat, daß es Eisen-, Kupfer-, Wasserstoff-, Gold-, daß es zweiundneunzig verschiedene Atome gibt, weil die Chemie zweiundneunzig verschiedene Grundstoffe feststellen konnte, war bald gewiß. Wie die Atome aussehen, wie sie sich voneinander unterscheiden, war die große Frage.

Nach einigem Herumtasten griff um die Jahrhundertwende ein junger englischer Physiker kühn in die dunkle Kleinwelt hinein: Alle Großweltkörper sind Kreisel. Wenn die, Großwelt die Kreiselidee überall so hartnäckig zur Geltung bringt, wird sicherlich auch die Kleinwelt ohne sie nicht auskommen können! Die Atome werden also wohl Kreisel sein!

E. Rutherford legte der staunenden Menschheit ein reizendes Atommodell vor: ein kleines Sonnensystem. Es enthielt eine winzige Sonne und um sie kreisende Wandelsternchen. Van den Broeck, begeistert von der Rutherford'schen Idee, meinte, der leichteste Stoff, der Wasserstoff, müsse nur einen einzigen Wandelstern in seinem Atomsonnensystemchen aufweisen, Uran, der schwerste, dagegen zweiundneunzig. Jedes Atomsystemchen habe ebenso viele Wandelsternchen, wie es die Ordnungszahl des Stoffes auf der langen Leiter der chemischen Grundstoffe verlangt.

Wunderbar, nicht wahr? Auch die Kleinwelt wäre also ein Kreiselgewimmel? Ja, ist denn nicht auch die menschliche Welt ein Kreiselgewimmel? Was ist denn die Familie, wenn nicht ein Sonnensystem? Gibt es denn nicht viele kinderlose Ehen, deren Menschenpaare Doppelsonnen sind? Gibt es nicht unzählige

einsam dahinwandelnde Menschen, die einsame Sonnen sind?
Jedes Volk ist ein Sonnengewimmel, eine Milchstraße!

Im Begeisterungstaumel, den das großartige, das ganze Weltall umfassende, die Groß- und die Kleinwelt vereinigende, schließlich auch die menschliche Welt zart umfassende Bild auslöste, wurde eine sonderbare, scheinbar ganz abseits einschlagende Entdeckung der Jahrhundertwende fast überhört und übersehen: Der große deutsche Physiker M. Planck stellte fest, daß die Energie, dieses geheimnisvolle, das Weltall belebende und bewegende Etwas, auch ihre Kleinwelt hat, auch aus kleinsten Teilchen zusammengesetzt ist wie der Stoff. Er gab dem Energie- teilchen einen merkwürdigen Namen: Quant.

Mit dem Energiequant fing es an!

Das Rutherfordsche Atommodell konnte selbstverständlich ebensowenig ohne Flieh- und Anziehungskräfte auskommen wie das Newtonsche Modell unseres Sonnensystems. Es stieß dabei auf eine kleine Schwierigkeit, die indessen sehr schnell überwunden war.

Wenn ich einen schweren Stein an das eine Strickende fest anbinde, das andere Strickende mit der Hand erfasse und sodann den Stein im Kreise herumschwinge, spüre ich eine Kraft: Der kreisende Stein zieht. Er zieht um so stärker, je rascher er herumläuft. Er zieht um so ausgiebiger, je schwerer, je massiger er ist. Die ziehende Kraft ist die sogenannte Fliehkraft.

Unsere Erde ist der schwere Stein, unsere Sonne ist die Faust. Um die Sonne herumlaufend, zieht die Erde an dem sie festhaltenden, unsichtbaren Strick. Ist sie denn wirklich an die Sonne angebunden? Wäre sie es nicht, so müßte sie wegfliegen, wie mein Stein wegfliegt, wenn ich den Strick loslasse. Wir sehen den Strick nicht, Newton sah ihn. Er entdeckte die Kraft, mit der die Sonne die Fliehkraft der Erde überwindet: die Gravitationskraft. Newton sagt: Alle Körper ziehen einander an, deshalb können sie einander umkreisen. Sie müssen einander umkreisen, sie fielen ja sonst aufeinander.

Im Rutherford'schen Atommodell ist die Fliehkraft des winzigen Wandelsternchens noch dieselbe Fliehkraft, die meinen Stein, die unsere Erde in ihren Klauen hält. Es gibt auch eine Gravitationskraft im winzigen Sonnensystem, sie ist jedoch schrecklich schwach. Der unsichtbare Strick kann im Atommodell nicht aus demselben Stoff geflochten werden wie im Newton'schen Modell.

Rutherford fand den Ausweg. Die kleine Atomsonne ist positiv, der kleine Wandelstern negativ elektrisch geladen. Den Strick ersetzt ihm die bekannte elektrische Anziehungskraft. So geht es. Elektrische Anziehungskräfte sind in der Kleinwelt den Massenanziehungskräften furchtbar überlegen: tausendtrillionenmal trillionenmal.

Der Ausbau der Kreiselidee, von den Größenverhältnissen der Kleinwelt erzwungen, war keineswegs eine Verlegenheitstat. Er brachte ja eine wunderbare Erklärung für die Erfahrungstatsache, daß die große Welt ganz unelektrisch ist, und daß wir die Elektrizität sozusagen aus dem Nichts entstehen sehen. Im kleinsten Stoffteilchen versteckt, in ein positives und in ein negatives Lagerchen zerspalten, ist die Elektrizität unter gewöhnlichen Verhältnissen von außen nicht bemerkbar. Plus und Minus verschmelzen nach außen zu Null.

Die winzigen Wandelsterne der Atomsonnensystemchen — sogenannte Elektronen — sind die kleinsten Teilchen der negativen Elektrizität. Wir können den Atomen Wandelsterne wegreißen, wie wir den Trauben die Weinbeeren abreißen. Nur so gewinnen wir bemerkbare Elektrizität.

Die Kreiselidee war also in der Kleinwelt zur Geltung gebracht, und das geheimnisvolle Wesen der Elektrizität war entschleiert. Die klassische Physik war indessen unzufrieden. Sie wußte ja zu gut, wie eigenartig die elektrischen Erscheinungen sind. Plus und Minus vereinigen sich zu Null. Zugegeben. Doch die winzige Hantel mit einer positiv elektrischen Kugel auf dem einen, mit einer negativ elektrischen Kugel auf dem anderen Ende ist ein Teufelszeug. Sich drehend, muß sie Energie, das heißt, Lebenskraft ausstrahlen. Im großen Newton'schen Hantelmodell gibt es

keine Energieausstrahlungen, der große Wandelstern kann in alle Ewigkeit hinein seine Sonne umkreisen.

War also das Rutherfordsche Modellchen nicht ein sehr vergängliches Ding? Mußte sein Wandelsternchen nicht in einer sich schnell verengenden Spirale um die kleine Sonne sausen, ihr näher und näher kommen und schließlich, sehr bald, in sie hineinstürzen? Ein sterbliches Atom ist doch kein Atom!

Da hatte nun der dänische Physiker Niels Bohr eine großartige Idee: Behauptete nicht soeben Planck, daß es auch kleinste Energieteilchen gibt? Weniger als ein Energieteilchen kann doch auch das Atom nicht ausstrahlen! Ausstrahlen? Das ist doch überhaupt ein schief angebrachtes Wort, wenn es sich um Kleinstweltvorgänge handelt. Das Atom kann nur ein Quant nach dem anderen ruckweise ausstoßen. Gewiß zerfließt in der größeren Welt das unstetige Ausstoßen in ein stetig erscheinendes Ausstrahlen. In der Kleinwelt ist die Körnigkeit der Energie ein wunderbares Schutzmittel. Das Atom kann seinen Energieschatz einfach nicht ausgeben — weil es kein Kleingeld hat.

So entstand das Bohr-Rutherfordsche Atommodell. Es war immer noch ein Sonnensystemmodell. Noch war es ein Kreisel und von elektrischen Kräften beherrscht. Es war indessen unfreier geworden: Den kleinen Wandelsternen blieben nur noch einige, genau vorgeschriebene Bahnen um ihre Sonnen zur Verfügung. Zwischen Bahn und Bahn waren von nun an nur Sprünge möglich: Sprünge, die dem Ausstoßen oder auch dem Schlucken von Energiequanten entsprechen.

Der klassischen Physik bemächtigte sich ein Unbehagen. Wegverbote? Unstetigkeiten? Kann denn im großen Sonnensystem nicht jede beliebige Bahn um die Sonne herum von einem Wandelstern besetzt werden? Und Wandelsternsprünge? Was ist das?

Begütigend wies Bohr auf die Winzigkeit der Energieteilchen hin. Wenn die Erde ein Quäntchen verlieren würde, würde sie ihre Bahn doch nur unendlich wenig ändern. Der Glaube an die Stetigkeit des Naturgeschehens, von der klassischen Physik sorgsam behütet, habe nur sehr, sehr wenig zu fürchten. Übrigens, die Körnigkeit der Energie ist ja eine Errungenschaft der klassi-

schen Physik! Ihr großer Vorkämpfer, Planck, hat sie in die Gedankenwelt eingeführt und wunderbar begründet.

Allmählich beruhigte man sich, und das Bohr-Rutherfordsche Modell begann sich durchzusetzen. Bald war es mehr als nur ein gelungenes Bild des kleinsten Stoffteilchens. Es begann geschäftig zu werden. Was konnte es denn erzählen? Geheimnisse, die vor ihm unbekannt waren?

Jenseits der Großwelt und unterhalb der Kleinwelt gab es noch eine Welt, die voller Geheimnisse war. Die Großweltkörper, die Sonnen und die Wandelsterne sind schließlich doch nur Atommannigfaltigkeiten. Das Atom andererseits ist offenbar noch eine Welt für sich. Deutlich sieht man es im Atommodell. Was geht denn in dieser Atomwelt, in dieser Kleinstwelt vor, in der sich die Groß- und die Kleinwelt berühren?

Von dieser Kleinstwelt begann das Bohr-Rutherfordsche Atommodell zu erzählen. Von den letzten Dingen der Welt. Von den Grundgeheimnissen des Stoffes und der Energie. Vom eigentlichen Wesen des Weltalls. Tischte es nicht handgreifliche Märchen oder doch wenigstens unbeweisbare, weil unerfahrbare Geschichten auf?

Newton war es gewesen, der einen schmalen Spalt fand, durch den man in die Kleinstwelt hineinblicken kann. Im Jahre 1666 ließ er Sonnenlicht auf ein Glasprisma fallen und sah es, sehr überrascht, in farbige Lichter zerfallen. Sofort war ihm klar, daß das weiße Licht eine sehr zusammengesetzte Erscheinung sein muß.

Es lag nahe, anzunehmen, daß die Sonne aus sehr verschiedenen Grundstoffen aufgebaut sei, daß jeder Grundstoff sein eigenes Licht ausstrahle — in seiner Farbe erglühe —, daß man also, das von einer Sonne ausgestrahlte Licht auffangend, in weiter Ferne feststellen könne, wie der große Himmelskörper aufgebaut ist. Newton sah unerhört viel. Er ließ sich jedoch zu keiner übereilten Annahme verleiten. Die von ihm ins Leben gerufene Physik war noch viel zu jung, um die Geheimnisse der Lichtbänder enträtseln zu können.

Erst im neunzehnten Jahrhundert war man so weit, daß man ins Innere der Sterne zu schauen begann. Mit Befriedigung stellte man fest, daß alle Himmelskörper aus den auf der Erde bekannten Grundstoffen aufgebaut sind. Man erkannte die einzelnen Grundstoffe an den Farben, an eigentümlichen Linien, die in den Lichtbändern — den Spektren —, das heißt, in dem nach Newtons Rezept auseinandergebrochenen Licht, auftreten. Jeder Grundstoff hat seine eigenen Spektrallinien.

An diese Linien knüpfte nun das Bohr-Rutherfordsche Atommodell an. Warum zeigt das Wasserstoffspektrum diese und gerade diese Linien? Warum ist das Spektrum eines anderen Grundstoffes anders? Bedeutet nicht jeder Sprung des Atomwandelsternchens aus der einen erlaubten Bahn in eine andere einen Lichtblitz, beziehungsweise einen Lichtschluck?

Erstaunliche Möglichkeiten wurden plötzlich sichtbar. Gelang es, die Spektrallinien zu den Atombahnsprüngen in feste Beziehungen zu bringen, so war das dem Auge unerreichbare Atombild des Bohr-Rutherfordschen Modells richtig. Andererseits mußte man von noch unerklärbaren Einzelheiten der Spektren Winke erwarten, die zu Verfeinerungen des Modells führen konnten.

Es war kein Zweifel möglich: Man stand an dem schmalen, von Newton entdeckten Spalt, durch den man in die Kleinstwelt, ins Innere der Atome, sehen kann. Ein gewaltiges Fieber ergriff die Köpfe, die sich an den geheimnisvollen Spalt herangedrängt hatten.

Noch war es möglich, daß die hochgespannten Erwartungen in Nichts zerfließen würden. Noch konnte es sich herausstellen, daß das Atommodell ein wertloses Hirngespinnst ist. Es ruhte ja vorläufig nur auf dem Glauben an die Allmacht der Kreiseldiee. Daß es das Wesen der Elektrizität so schön beschrieb, war schließlich nicht entscheidend.

Aber es kam darüber hinaus die Kunde, das Bohr-Rutherfordsche Modell erkläre auch tadellos und zwingend die Linienfolge des

Wasserstoffspektrums, die sogenannte Balmer-Serie. In seinen Grundzügen mußte also das Atommodell richtig sein. Der erste Blick in die Kleinstwelt war getan.

Seit dreißig und mehr Jahren sitzen die Physiker vor den Spektren und starren auf die geheimnisvollen Linien. Bohr hatte ihnen bewiesen, daß die Spetrallinien eine Geheimschrift sind, die, entziffert, alles klarlegen muß, was man noch nicht weiß.

Unzählige Spektralgeräte schreiben unermüdlich, was glühende Gase und Dämpfe erzählen. Immer wieder nehmen die Geräte andere Botschaften, andere Linienfolgen auf. Dasselbe Gas ist indessen immer wieder derselbe Erzähler. Sein Spektrum hat immer wieder dieselben Runen.

Hat es je eine Geheimschrift, eine unbekannte Schrift gegeben, die dem Menschen soviel Kopfzerbrechen bereitet hätte? Wie war es denn mit der Keilschrift, mit den Hieroglyphen? Allerdings, die Spektrallinien sind eine göttliche Schrift. Sie sind nichts als Linien. Das Geheimnis steckt in den von ihnen gebildeten Folgen. Die Abstände von Linie zu Linie, die Struktur der Liniengruppen, sind das Rätselhafte, sind die Buchstaben.

Menschliche Geheimschriften schreiben Worte nieder, denen etwas Bekanntes entsprechen muß. Die Linienschrift der Lichtbänder beschreibt Dinge, die wir noch nicht kennen. Dieses Aneinanderemporklettern der Atombilder und der Deutungen der Spektrallinien ist das Aufregende.

Das Bohr-Rutherford'sche Atommodell ist ein Versuch. Das Spektrum des Wasserstoffs antwortet: Ein im großen und ganzen gelungener Versuch! Spektren anderer Grundstoffe antworteten: Ja, ungefähr richtig! Diese Antworten waren unerhörte Erfolge.

Allmählich meldeten sich indessen ernste Schwierigkeiten. Viele Feinheiten der Spektren wollten sich nicht erklären lassen. Mehr und mehr bekam man das Gefühl, daß das scheinbar so zutreffende Atommodell verfeinert werden müsse. Es ging immer schwerer vorwärts.

Unwillkürlich schwebten die Gedanken vom kleinen Atomsonnensystem in unsere Sonnenwelt zurück. Gibt es in der Großwelt Feinheiten, die man in die Kleinwelt übertragen kann? Oh, gewiß! Die Bahnen der Wandelsterne sind keine Kreise, sondern Ellipsen! Die Sonne dreht sich um ihre Achse. Auch die Wandelsterne sind Kreisel!

Man versuchte es im Atommodell mit Ellipsen. Es ging. Einige der sich auftürmenden Schwierigkeiten konnten damit überwunden werden. Man holte auch noch den Spin, die Eigendrehung der kleinen Wandelsternchen, heran. Abermals hatte man Erfolg.

Der Aufstieg wurde trotzdem schwieriger und schwieriger. Die Kräfte begannen zu erlahmen. Allmählich wurde es klar: Der Rucksack ist zu schwer. Man schleppt zu viel mit. Der Gipfel, von dem aus man endlich klar sehen könnte, war nur zu erreichen, wenn man alles Unnötige abwarf.

Das Unvermeidliche geschah: Man begann mit dem Abwerfen. Sollte man mit der Kreiselidee anfangen? Nein! Daß es Kreisel gibt, ist unzweifelhaft. Daß aber die Kreisel so leben, wie es die klassische Physik beschreibt, ist nicht unzweifelhaft. Hat man denn nicht gesehen, daß der von der klassischen Physik noch nicht gebändigte Kleinweltkreisel anders ist als der Großweltkreisel? Etwas anderes ist die Kreiselidee, etwas anderes die Kreiselideebeschreibung!

Sollte man am Ende die Grundanschauungen der klassischen Physik abwerfen, wenn man in die Höhen der Kleinstwelt hinaufstieg? Warum nicht? Es blieb ja doch nichts anderes übrig. Es war ja nur zu wahrscheinlich, daß die der Großwelt angepaßte Beschreibungsweise in der Kleinstwelt versagen mußte.

Das war der entscheidende Augenblick! Ungeheuer waren die Folgen. Hieß es nicht plötzlich, der Stoff sei eine Wellenerscheinung, etwa so wie das Licht? Behauptete man nicht, es hätte keinen Sinn, von einer erkennbaren Bewegung der Kleinstkörper zu sprechen? War nicht das Licht bald ein Teilchenschwarm, bald wieder eine Wellenerscheinung?

Wellen, Stoffwellen, Lichtwellen, wohin immer man schaute! Wellen? Waren es nicht die vom Umsturz, vom Zusammenbruch aufgepeitschten Wellen des Gedankenmeeres? Was willt denn eigentlich? Es gibt ja nichts mehr, weder Stoff noch Äther!

Als endlich wieder die Sonne durch den dichten Nebel drang, als sich die stürmische Oberfläche des Gedankenmeeres wieder zu glätten anfang, erblickte man, erstaunt, das fast unbeschädigte Atommodell. Es war noch immer ein winziges Sonnensystem. Es war noch immer in zwei nach außen einander verdeckende Elektrizitätslagerchen gespalten. Es ließ noch immer die Ordnungszahl seines Grundstoffes an seinen Wandelsternchen abzählen.

War es noch dasselbe Modell, das uns Rutherford und Bohr seinerzeit zusammengestellt hatten? Nein! Es hatte keine vorgeschriebenen Bahnen mehr. Es hatte überhaupt keine erkennbaren Bahnen um die kleine Sonne mehr. Es hatte Wandelsternchen, oh ja! Es verhüllte jedoch den seine Sonne umgebenden Raum mit einem Nebel. Wo in diesem Nebel seine Wandelsterne steckten, ließ es ungewiß sein.

Es gab keine starren Bewegungsgesetze mehr in dieser Kleinstwelt. Die kleinen Wandelsterne konnten sich von nun an um ihre Sonne herumtreiben, wie sie wollten. Es gab nur noch Wahrscheinlichkeiten für ihre jeweiligen Aufenthaltsorte. Es gab Wahrscheinlichkeitswellen im Kleinstweltraum — —

Endlich war man wieder, dem Gipfel zustrebend, unterwegs. Endlich ging es wieder vorwärts. Der hemmende Rucksack war fast leer. Die Aussicht wurde prächtiger und prächtiger. Mit ganz neuen Erfolgen fing man an, die Schrift der Spektren zu lesen.

Was erzählte sie denn? Vor allem, daß es in der Kleinstwelt wirklich keine starren Bewegungsgesetze gibt, daß diese Märchenwelt keine Gewißeheiten, sondern nur Wahrscheinlichkeiten kennt. Sodann, daß die Kleinstwelt auf die Kreiselidee nicht verzichten will. Schließlich, daß in den tiefsten Tiefen des Weltalls ein zügelloses Durcheinander herrscht, das nur durch das Gesetz der großen Zahl zu uns spricht.

Die staunenswerten Erfolge der neuen Kleinstweltp Physik wären mit dem starren Festhalten am Ursache-Wirkungsbegriff nicht zu erreichen gewesen. Schon deshalb müßte man den Glauben an starre Bewegungsgesetze begraben.

Die neue Physik tat ein übriges. Sie drang mit ihren neuen Anschauungsweisen aus der Kleinstwelt über die Kleinwelt in die Großwelt ein und fand, daß ihre neuen Wahrscheinlichkeitszusammenhänge, die in der Kleinstwelt ungemein locker sind, fester und fester werden, wenn sie sich den Großweltverhältnissen nähern. In der Großwelt angelangt, sind sie, praktisch genommen, unfehlbare Gewißheitszusammenhänge, Gesetze.

Seit dem Jahre 1927 ist es also klar: Es gibt keine starren Bewegungsgesetze, es gibt in der Großwelt nur ungemein verlässliche statistische Gesetze. Es gibt in der Kleinstwelt Wahrscheinlichkeitszusammenhänge, die sich in der Großwelt zu scheinbaren Gewißheiten verdichten. Diese scheinbaren Gewißheiten entsprechen genau den absoluten Gewißheiten der früheren klassischen Bewegungsgesetze.

Das ist schließlich kein Wunder, wofern die Ergebnisse der Kleinstweltp Physik richtig sind. Eher kann ich mit einem Suppenlöffel alle Meere unserer Erde auslöffeln als die Molekeln eines Wasserglasinhaltes abzählen. Eine so unerhörte Feinkörnigkeit der Großweltgebilde muß aus den lockersten Wahrscheinlichkeiten der Kornwelt praktische Gewißheiten des Großweltgebildes machen.

Der einfache Mann sieht das gewiß spannende Bild der jüngsten Kämpfe der um die letzten Wahrheiten ringenden Physik. Die Einzelheiten kann er nicht behalten, er braucht sie auch nicht. An dem Ergebnis der Kämpfe aber kann und darf er nicht vorbeigehen. So schwer es ihn auch treffen mag, er muß sich ihm anpassen: Das Weltall kennt nur ein Gesetz, das Gesetz der großen Zahl. Die nach wie vor streng geltenden Gesetze der Erhaltung der Energie und der Masse, der Erhaltung der Bewegungsgröße und andere zeitunabhängige Sätze sind ja doch nur einfache

Feststellungen von unabänderlichen Tatsachen und deshalb keine eigentlichen Sätze des Naturgeschehens.

Hat es denn einen Sinn, sich, mit den Alltagsorgen kämpfend, um die Kleinstwelt zu kümmern? Sind denn nicht schon die Groß- und die Kleinwelt so unermesslich weit, daß man sie kaum sieht und kaum spürt? Ist es nicht sehr unwichtig, wie die Gelehrten in die Welt hineinschauen?

Die Kleinstwelt ist überall: in den fernen Milchstraßen, in dem Sonnengewimmel, in der Erde, auf der wir leben, in jedem Stoffklümpchen, sogar im menschlichen Körper. Die Kleinstwelt ist die Welt. Was immer im Weltall geschieht, es bleibt ein Kleinstweltgeschehen.

Der einfache Mann braucht die Gesetze des Großweltgeschehens nicht zu kennen. Er braucht auch nicht zu wissen, wie die Kleinwelt lebt. Was die Kleinstwelt macht, muß er genau wissen. Sie macht es ihm ja so leicht: Die Urteilchen der Welt machen was sie wollen.

Der Mensch sieht die meisten Weltallgebilde von außen. Die ihm unerreichbaren sind ihm unwichtig. Er mag sie zuweilen verehren: Die Sonne ist schon oft angebetet worden. Er mag sie bewundern. Oft sind sie Spielbälle seiner Einbildungskraft. Die ernstesten Bilder der Physik sind ja doch nur Einbildungskraftspiele.

Gerät jedoch der Mensch ins Innere eines Weltallgebildes, so wird er selbst Teilchen, dann wird es ernst. Dann gibt es kein gleichgültiges Hinschauen, kein Träumen, kein Spielen mehr. Die Bilder werden ganz anders, beunruhigend, drängend. Dem in den Wirbel hineingezogenen Menschen ist es unmöglich, untätig zu bleiben.

Es ist für den kämpfenden Menschen nicht einerlei, ob die ihn umgebende unbelebte Welt tun muß, was ihr vorgeschrieben ist, was ihr seit jeher zgedacht ist, oder aber ob sie tun kann, was sie will. In die Tretmühle ewiger Gesetze eingespannt, ist sie vor jedem menschlichen Zugriff gesichert. Gesetze, die Gott zwingen, dem Naturgeschehen untätig zuzuschauen, können doch

vom armseligen Menschen unmöglich nach Gutdünken umgebogen werden. Zügellos, frei, kann die Umwelt vom Menschen gezähmt, ins Geschirr gelegt werden.

Alles andere — die Großweltgesetze, die Kleinweltbilder, Theorien, Beschreibungsversuche — ist für das Menschheitsgeschehen sehr unwichtig. Das Entscheidende ist und bleibt die Frage: Verursachung oder Durcheinander. Auf dem Scheidewege stehend, muß die Menschheit die eine oder die andere Richtung wählen.

Nur scheinbar kann sie der Entscheidung ausweichen, indem sie zugibt, daß das Weltall in seinem tiefsten Grunde wirr, in seinen großen Geschehnissen jedoch so gut wie verursacht ist. Es handelt sich doch um Beziehungen der Menschheitsteilchen zueinander, um Begebenheiten der menschlichen Kleinstwelt. Es handelt sich außerdem um Einbeziehung der unbelebten Weltallgebilde in das menschliche Leben, um Gestaltung des unbelebten Stoffes, der dem Menschen dienen muß. Auch die Stoffgestalt ist entweder verursacht, das heißt, von unabänderlichen Gesetzen festgelegt oder frei, ein Spielball des blinden Zufalls.

Der bekannte englische Astronom A. S. Eddington meint irgendwo, seit dem Schicksalsjahre 1927 könne man wieder an Gott glauben. Diese scheinbar gotteslästerliche Bemerkung ist keineswegs nur ein geistreich sein wollendes Wortspiel. Der scharfe, vorurteilslose Blick des großen Naturforschers ist bekannt. Man kommt fast immer auf seine Kosten, wenn man seine zugespitzten Entdeckungen genauer ansieht.

Eddington denkt natürlich an die im Jahre 1927 errungene Feststellung, daß es in der Kleinstwelt nur Wahrscheinlichkeitszusammenhänge, jedoch keine Naturgesetze gibt, und daß infolgedessen das ganze Weltall frei, zügellos geworden ist. Er läßt durchblicken, daß ein Gott, der ins Weltall nicht eingreifen darf, weil es strengen Gesetzen folgen muß, weil es wie ein Uhrwerk abläuft, kein Gott ist. Er kann sich eben Gott ohne Eingriffsrecht nicht vorstellen. Entweder ein verursachtes Weltall ohne Gott, oder ein wirres mit Gott!

Er hat recht. Ein Gott, der die Welt erschafft und sie ewigen Gesetzen überläßt, um untätig zusehen zu müssen, wie sie lebt,

dankt nach dem Schöpfungsakt ab. Es ist schwer, nach der Abdankung an seine Allmacht und an ihn zu glauben.

Noch schwerer allerdings müßte es sein, zu glauben, daß der Mensch, dieser armselige Erdenwurm, Rechte hat, die Gott nicht mehr zustehn. Es ist wahr, die menschliche Verblendung kennt keine Grenzen. Es ist auch wahr, daß der Mensch sich selbst im Mittelpunkt der Welt thronen sah und noch gern sehen möchte, Gott jedoch irgendwohin abschob. Wohin immer er ihn setzte, immer war er außerhalb des Weltmittelpunktes.

Der Mensch baut Häuser, Fabriken, er entreißt dem Weltall Baustoffe und formt sie. Der Mensch schmilzt Erze, gewinnt reines Kupfer, reines Eisen, reines Gold. Der Mensch verlegt Flußläufe, trägt Berge ab, überwindet die Schwerkraft, lenkt strömende Elektrizität. Er baut dem riesigen Weltalluhrwerk neue Rädchen ein. Das alles ist Gott im verursachten Weltall nicht erlaubt.

Der Mensch sieht seine engere Welt von innen. Er sieht sie als ein großes Durcheinander. Er sieht seine Zeitgenossen in verschiedenartigsten Gestalten, obwohl sie alle gleichartig sind. Er sieht die Menschen jung und alt sterben, ohne angeben zu können, warum das Sterben so gesetzlos ist. Er sieht indessen auch, daß die Versicherungsgesellschaften das durchschnittliche Lebensalter, von einem bestimmten Standpunkt aus berechnet, so fest in ihrer Gewalt haben, als wäre es einem Naturgesetz unterworfen.

Würde nicht eine Gasmolekel ähnliche Eindrücke gewinnen, wenn sie ihre engere Welt, ihr Gas, beobachten würde? Sie würde auch von innen schauen. Sie würde auch ein Durcheinander sehen. Das Teilchen irgendeines Weltgebildes würde nur ein Durcheinander feststellen können.

Eddington hat recht. Wir können uns endlich wieder mit Gott aussöhnen. Wir müssen zugeben, daß es eine großartige Idee war, einige wenige Arten von gleichartigen Bausteinen in unerhörten Mengen in einen unermeßlichen Raum hineinzuwerfen und sie zügellos tanzen zu lassen. Gottes würdig war es, nur ein Gesetz ins Weltall hineinzupflanzen: das Gesetz der großen Zahl. Gottes Allmacht entspricht es, daß die zügellose große

Welt überall und immer lenkbar ist. Das großartigste an dieser großartigen Schöpfungs-idee ist schließlich der Verstandesfunke, ins Weltall hineingeworfen, damit er die auf dem Boden schleifenden Zügel ergreift.

Nicht im Jenseits, hier im Erdenleben liegt der Schwerpunkt des Menschseins. Hier gilt es zu kämpfen! Hier ist der Mensch Träger des ordnenden, wählenden Verstandes, der in die Finsternis des blinden Durcheinanders hineinleuchten soll.

Der Lebenskampf der Menschheit ist kein aussichtsloser Bewährungskampf mehr, seitdem wir wissen, daß der Zufall mit den Weltallteilchen spielt. Er muß von nun an, ein nachgiebiges, lenkbares All vor sich sehend, ein bewußter Eroberungskampf werden. Die Früchte der Lebensmühen liegen nicht mehr im Jenseits. Hier, im greifbaren, erreichbaren, sichtbaren Weltall wachsen und reifen sie.

Die Menschheit muß endlich im Weltall seßhaft werden und anfangen, es zu bebauen. Aus der Vereinigung der Menschheit mit dem Weltall wird die große Kultur hervorgehen. Wir waren bisher eine barbarische Menschheit. Wird die Menschheit endlich ein Kulturträger höherer Art werden wollen?

Man muß unerschrocken den Weg fortsetzen, wenn man glaubt, daß er zur Wahrheit führt: Wenn die Menschheit ein Weltallgebilde ist, das die einzigartige Eigentümlichkeit hat, daß sich in ihm der Verstand neben dem Zufall durchsetzen will, so muß das ganze Menschheitsgeschehen ein einziger großer Krieg sein, der Krieg des Verstandes gegen den Zufall.

Jedes andere Weltallgeschehen ist ein friedlicher Teilchentanz. Der Zufall spielt ihm auf, wie er will. Man kann, wenn man durchaus will, den friedlichen Tanz in irgendeinem Weltallgebilde sein Leben nennen. Der unfriedliche Tanz der Menschheitsteilchen, der Kriegstanz der Menschheit, ist gewiß das Menschheitsleben. Wir nennen ihn Wirtschaft.

Nennen wir ihn wirklich so? Findet man denn nicht sehr verschiedenartige Beschreibungen des Wirtschaftsbegriffes, wenn

man in gelehrten Büchern umherblättert? Entdeckt man nicht sogar leicht, daß die Gelehrten mit eigentümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen scheinen, wenn sie es versuchen, das wirtschaftliche Leben des Menschen abzugrenzen.

Man kann es nicht abgrenzen — das ist das große Geheimnis. Alle Eingriffe in das Weltall, die die Menschheit unternimmt, die sie seit jeher unermüdlich unternimmt, sind Wirtschaft. Die Gesamtheit aller Einzelhandlungen der Menschen, der lebenden und der schon toten, ist Wirtschaft. Jeder menschliche Gedanke, so weltabgewandt er auch erscheinen mag, wurzelt schließlich doch irgendwo im Gegensatz des Verstandes zum blinden Zufall und beeinflußt deshalb irgendwie die Wirtschaft. Jedes Gefühl, so innig es auch sein mag, ist doch aus der Vorratskammer der ererbten Gedanken hervorgeholt und hat deshalb irgendwelche Beziehungen zur Wirtschaft. Doch stehen Gedanken und Gefühle ohne Zweifel außerhalb und über der Wirtschaft.

Man kann den unheimlichen Begriff offenbar nicht weit genug spannen: Der Inhalt aller Leben, die von Menschen gelebt werden oder jemals gelebt worden sind, gehört der Wirtschaft. Um dies einzusehen, hat man es wahrhaftig nicht nötig, tiefgründige Untersuchungen anzustellen.

Ist nicht auch diese Fassung noch zu eng? Kann man es denn übersehen, daß auch das Tier wirtschaftet und immer gewirtschaftet hat? Wirtschaftet denn nicht schließlich auch die Pflanze? Nicht das menschliche Leben, das Leben schlechtweg ist Träger der Wirtschaft.

Das Leben ist der Funke, der irgendwie ins blinde Weltall hineingeworfen wurde, um den Aufstand des wählenden Verstandes gegen den alles beherrschen wollenden, wahllos umhertappenden Zufall zu entfachen. Der aus unscheinbaren Anfängen stammende, durch ungezählte Jahrtausende heraufdämmernde, mit seiner Stärke dem in den Lebewesen langsam, entsetzlich langsam, erwachenden Verstand Schritt haltende Kampf gegen den blinden Zufall ist Wirtschaft.

Die kindliche Eitelkeit, die uns Menschen so oft in süße Träume eingesponnen, die uns so beharrlich hindert, der vollen, kalten

Wahrheit ins Gesicht zu schauen, läßt uns natürlich alles, was das Tierreich und die Pflanzenwelt machen, außerordentlich unwichtig erscheinen. Sie ist es, die mit Nachdruck den Wirtschaftsbegriff einengt. Sie meint nur die Menschheitswirtschaft, wenn sie von der Wirtschaft spricht.

Unzulängliche Weltallbilder andererseits erzwangen Einengungen des Wirtschaftsbegriffes innerhalb des Menschheitsgeschehens, die, weil unbegründet, verschwommene Bilder hinter sich einherzogen. Um so mehr muß man jedoch den Mut haben, die letzten Folgerungen aus klaren, berichtenden Erkenntnissen zu ziehen.

Der Kampf des Lebens gegen den feindlichen Zufall begann mit der ersten Lebenszelle. Zugegeben, er war lange, furchtbar lange, kein richtiger Kampf. Die Erfolge des Lebens waren sehr lange unscheinbar. Die allerersten Wirtschaftsanfänge waren ungeheuer schwach.

Es ist wahrscheinlich, daß — wie es einige Forscher meinen — der blinde Zufall den einzelligen Lebewesen vor allem mit zunehmender Kälte, die ja überhaupt eine seiner Hauptwaffen gegen das Leben ist, an den kleinen Leib rückte. Sich aneinanderdrückend, sind mehrere Zellen dem Kältetod weniger ausgesetzt als eine einzige. Deshalb mag die Einzellenwirtschaft allmählich der Wirtschaft mehrzelliger Lebewesen gewichen sein.

Der Leidensweg des Lebens führte, dunkle, unermeßliche Zeiträume durchquerend, zu den verschiedenartigsten Zellenzusammenfassungsversuchen. An ihnen kroch der Kleinkrieg des Lebens eine Stufe höher. Er verlor dabei keineswegs seine Unzulänglichkeit und seine Gefährlichkeit. Immer wieder führte er zu schweren Niederlagen des Lebens.

Ungezählte Pflanzen- und Tierarten erlagen dem ungleichen Kampf. Grinsend schritt der siegreiche Zufall über Leichenhaufen gewaltiger Lebewesen, die er samt ihrer heranwachsenden Nachkommenschaft erbarmungslos zertreten hatte. Er hatte allerdings viel zu tun, das Leben war zähe.

Die sich unter dem ungeheuren Druck entwickelnde, immer wieder neue Kampfwege suchende Pflanzen- und Tierwelt fand einige Male den rettenden Gedanken: den Kleinkrieg noch eine Stufe höher zu schieben, Einzelwesen zu Rotten, Stämmen, Völkern zu vereinigen und Einzelwirtschaften durch Volkswirtschaften zu ersetzen.

Noch heute müßten wir, die Menschen, beschämt den Bienen-, den Ameisenvolkswirtschaften zusehen, wenn wir nicht, von der ererbten Eitelkeit geblendet, unser armseliges Treiben so furchtbar erhaben zu sehen gezwungen wären. Erzählen uns denn zum Beispiel unsere Naturforscher nicht bewundernd, daß in der Gestalt der Honigzelle oder eines Getreidehalms unvergleichlich mehr angewandte höhere Mathematik steckt als in den großartigsten Bauwerken der Menschenwelt?

Der Lebensbaum hat unzählige Äste. Vom Insektenast vertrieben, tobte sich der Kleinkrieg auf dem Baum fast unbelästigt aus. Der Kampf aller gegen alle füllte durch Jahrmillionen das Leben. Er drang schließlich auch in den jungen Menschheitsast hinein.

Kann man sich nicht damit trösten, daß die Menschheit immer noch furchtbar jung ist, daß sie gewiß die Zeit noch nicht hat finden können, um alles abzuschütteln, was ihr der Lebensbaumstamm zu ihrem Schaden auf den Weg mitgab? Kann man der Menschheit nicht das Zeugnis ausstellen, daß sie erstaunlich früh begann, sich dem verderbenbringenden, unsinnigen Kampf aller gegen alle zu entziehen? Sie hat es doch, noch ganz unerfahren, noch ganz schwach, mit Rotten-, mit Stammbildungen versucht!

Gewiß, ein unverkennbares Zusammenfassungsstreben geht durch die Geschichte der Menschheit. Der Wirtschaft des Einzelnen folgt die Familienwirtschaft. Der Aufstieg führt zur Gemeinde-, zur Stammeswirtschaft. Staaten ermöglichen Volkswirtschaften. Die Wirtschaft scheint immer einheitlicher werden zu wollen — schon ist die Menschheit dabei, einige wenige Weltreiche zu bilden.

Trotzdem tobt noch der Kampf aller gegen alle in der Menschenwelt. Die Staaten und die Weltreiche sehen noch immer in einander den Feind. Feindlich stehen Familien einander gegenüber. Nein, die Menschheit sieht noch nicht den wahren Feind, sie sieht noch nicht den richtigen Weg. Ihre Gesamtlebensäußerungen — die Weltwirtschaft — sind noch ganz wirr und vom feindlichen Zufall beherrscht. Ihre Volkswirtschaften sind noch gegeneinander gerichtet, ihre Einzelwirtschaften träumen immer noch von der Freiheit, Ungebundenheit. Die große Sehnsucht der verblendeten Menschen gilt noch den Lebensgewohnheiten der Tierwelt, der „Rückkehr zur Natur“.

Die Kühnheit, das Menschheitsgeschehen und die Menschheit in einem ganz absonderlich scheinenden Bilde sehen, tief einschneidende neue Gesichtspunkte der Physik der Menschenwelt aufzwingen zu wollen, der verwegene Versuch, die Groß-, die Klein- und die menschliche Welt in einen gemeinsamen Rahmen zu zwängen, wird wunderbar belohnt: Es gehört schon ein vollgerütteltes Maß schwerer Vorurteile dazu, das gewaltige neue Licht nicht zu sehen, das aus den neuen Ideen strahlt.

Dem blinden Zufall, dem König der unbelebten Welt, steht die Menschheit als Träger des Verstandes gegenüber: ein Heer von zwei Milliarden Köpfen. Ein Heer? Ein wirkliches, einiges Heer? Die Menschheit ist ein Heer, sie kämpft. Einig ist sie nicht. Noch nicht.

Das menschliche Heer ist noch sehr uneinig, noch sehr zuchtlos. Es ist noch sehr unzulänglich bewaffnet, sehr schlecht gepflegt, Es wird noch sehr unzulänglich geführt. Es zerfällt in Heeresgruppen — Großstaaten —, in Divisionen — Staaten —, es hat Heeresgruppenführer, auch Unterführer, es hat Heeresgruppenstäbe, aber noch keinen Oberbefehlshaber, keinen Generalstab.

Das arme menschliche Heer wird immer wieder von blutigen inneren Kämpfen geschwächt. Alle Kriege der Weltgeschichte waren letzten Endes doch nur Bürgerkriege. Sie wurden und werden noch von Divisionen gegen benachbarte Divisionen, sie

werden von Heeresgruppen gegen andere Heeresgruppen unternommen. Warum? Weil sie sich gegenseitig die Lebensmittel zuführen wegreißen wollten und wollen, weil sie Waffen brauchen, die der andere Heeresteil im Überfluß hat und nicht hergeben will, weil sie die eigenen Kriegspläne gegen die anderen durchsetzen wollen und das Eingreifen des nicht vorhandenen Oberbefehlshabers entbehren müssen.

Man kann darüber streiten, ob die menschlichen Kriege notwendig waren und noch unvermeidlich sind. So unsinnig, so verbrecherisch sie vom Standpunkte des großen Menschheitskrieges gegen den Weltallfeind aus erscheinen mögen, waren und sind sie doch nur ein unvermeidliches Übel. Es ist etwas anderes, ein Menschheitsheer von außen aufzubauen, etwas wesentlich anderes, die Menschheit sich selbst aufbauen zu lassen.

Die menschlichen Kriege sind furchtbare Wirklichkeit. Ist mein Menschheitskrieg auch wirklich? Daß der Mensch kämpft, braucht nicht bewiesen zu werden. Daß er in seinem, gegen das blinde Weltall gerichteten Kampfe furchtbar bedroht ist, wird uns von schweren Vorurteilen verdeckt. Doch kein Vorurteil kann die bittere Tatsache aus der Welt schaffen, daß bisher noch alle Menschen auf dem großen Schlachtfelde liegen geblieben sind.

Fromme Leute glauben, Gott schicke uns ins Leben, um uns zu prüfen und uns, je nachdem, im Himmel oder in der Hölle das eigentliche ewige Leben leben zu lassen. Gott nehme uns zu sich, wenn wir sterben.

Ich sehe die Schüsse, die Schläge, die unausgesetzt fallen und arme, kämpfende Menschen niederstrecken. Ich sehe Verwundete, die die Folgen des Lebenskampfes mit sich herumschleppen. Ich sehe die Todeskugeln wahllos einschlagen. Kinder — ganz junge Krieger — fallen ihnen ebenso zum Opfer wie ergraute Veteranen. An der Art der Austeilung der tödlichen Schläge erkenne ich den Feind — den blinden Zufall.

Wir arbeiten, wir müssen arbeiten. Jede Arbeit ist eine Kampfhandlung. Wir arbeiten mit dem Kopf, mit den Händen, mit Werkzeugen, mit Maschinen. Wir kämpfen mit bloßen Händen,

mit Waffen, mit Kriegsmaschinen. Wir wehren uns und greifen an, wir stürmen, besetzen neue Stellungen, halten und verlieren sie.

Wie an einem Angriffskampftag eines menschlichen Krieges Angriffswelle auf Angriffswelle folgt, so folgt im großen Menschheitskrieg Geschlecht auf Geschlecht. Das Leben ruft immer wieder neue Jahrgänge unter die Waffen. Die Menschheit bildet heute die angehenden Soldaten sorgfältig aus. Das ist der tiefe Sinn unseres Schulwesens. Unsere Fachausbildung ist im Grunde genommen nur ein unermüdlicher Unterricht in der Handhabung der einzelnen Sonderwaffen.

Die kämpfende Menschheit schleppt Lebensgüter aus ihren Kämpfen nach Hause. Offenbar sind die Wirtschaftsgüter Kriegsbeute. Zweifellos ist also die Arbeit ein Wirtschaftsfaktor, der unmöglich mit anderen angeblichen Wirtschaftsfaktoren auf die gleiche Stufe gestellt werden kann. Unser Bild des großen Menschheitskrieges gibt ihr sofort den ihr gebührenden Platz und Rang.

Gehört auch die Wissenschaft in den gewaltigen neuen Wirtschaftsrahmen hinein? Zweifellos. Die Wissenschaft hat die ungemein wichtige Aufgabe, die Stellungen des Feindes zu beobachten, seine Kampfpläne bloßzulegen, seine Waffen zu untersuchen und die Menschheitswaffen zu schmieden.

Weit hinein ins feindliche Land sendet die Sternkunde ihre Kundschafter. Tief ins feindliche Lager schauen die Beobachter der Physik. Die Philosophie und die Physik spüren unermüdlich den großen Plänen des furchtbaren Gegners nach. Unermüdlich streifen die praktischen Wissenszweige im Vorgelände des Schlachtfeldes herum.

Und die Kunst? Die Gefühlswelt beherrschend, hält sie den Kampfgeist der Gefallenen wach. Der furchtbare Menschheitskrieg knüpft unzerreißbare Bande zwischen den toten und den noch lebenden Kämpfern. Die Kunstwerke sind unvergängliche Denkmäler, die von überstandenen Kriegsleiden erzählen, errungene Siege verherrlichen und erlittene Niederlagen beweinen. Wir erleben in ihnen immer wieder, was lange vor uns erlebt

wurde, und sprechen in ihnen mit den Kriegern, die für uns gefallen sind — — —

Das Bild wächst vor meinen staunenden Augen, es wird lebendig und füllt sich mit Einzelheiten, die den Blick fangen und festhalten. Ich sehe gut ausgebildete, vorzüglich bewaffnete Heeres-
teile neben verlotterten, fast unbrauchbaren. Ich sehe Heeres-
teile, die bereits wirkliche Kriegspläne haben. Ich sehe Heeres-
teile ohne Pläne, ohne Führung. Offenbar ist es der Zufall,
der in ihnen die Führung an sich gerissen hat. Verrat? Ver-
blendung?

Ich sehe auch überall im Menschheitsheer große Verpflegungs-
schwierigkeiten. Offenbar ist der Menschheitskrieg erst dort,
wo vor Jahrhunderten die menschlichen Kriege waren: bei der
Selbstverpflegung der Kämpfer, beim Leben aus der Umgebung,
bei der Plünderungsverpflegung. Die Menschheit scheint noch
nicht zu wissen, daß der Soldat sein Essen haben muß, damit
er kämpfen kann.

Hat die Menschheit schon die allgemeine Wehrpflicht, das heißt,
die allgemeine Arbeitspflicht eingeführt? Nein. Es gibt noch
unerhört viele Menschen, die nicht arbeiten wollen, auch solche,
die nicht arbeiten, weil andere es für sie tun.

Das große Bild des Menschheitskrieges läßt mich nicht mehr
los. Ich muß es genau ansehen. Offenbar hat es eine Unmenge
zu erzählen. Warum sollte ich ihm nicht zuhören? Gibt es
denn etwas Wichtigeres, für den kämpfenden Menschen Wich-
tigeres, als das, was uns der Menschheitskrieg erzählen kann?
Ich glaube nicht.

DER KAMPF MIT DEM ZUFALL

Die einfache Hütte lag gut achtzehnhundert Meter über dem Meeresspiegel. Wir erreichten sie gegen Abend, durstig, verschwitzt und ermüdet vom anstrengenden Aufstieg. Eine wohltuende Kühle strömte uns unhörbar und unsichtbar von den Berggipfeln entgegen, die sich noch behaglich in den Strahlen der untergehenden Sonne emporzurecken schienen.

Ich stürzte gierig ein Glas Tee in den ausgetrockneten Körper hinunter. Dann noch ein Glas und noch eins. Eine wunderbare Befriedigung über das Geleistete fing an, mich zu erfüllen. Ich bestellte das Abendessen und stieg in mein bescheidenes Zimmerchen hinauf, um mich zu waschen.

Die Nacht zog inzwischen in breiter Front in die Bergwelt ein, besetzte die Schluchten, breitete ihre schwarzen Decken über die steilen Abhänge aus und schritt entschlossen höher und höher. Hoch oben, in unermesslicher Ferne, zündete sie die Sterne an. Nie vorher hatte ich die Sterne so klar, so scharf umrissen gesehen. Sie winkten mir lebhaft durch das Fenster meines Zimmers zu. Ich eilte hinaus.

Draußen war es unerhört finster. Es war kalt. Fröstelnd knöpfte ich meine Windjacke zu. Meine Augen lagen machtlos auf der mich umgebenden Welt. Kein Weg war zu sehen, kein Abhang, kein Tal, auch kein Gipfel. Nur die Sternenvelt über mir war da.

Plötzlich entdeckte ich, fast senkrecht aufwärts schauend, hoch oben, irgendwo in der Höhe, eine wohlgeordnete Reihe von Lichtpunkten. Sterne? Nein. Das Licht war gelb. Eine Alpenhütte? Unmöglich! Der Schwindel erfaßte mich beim bloßen Gedanken, so hoch oben und dazu gerade über mir könnten Menschen leben.

Ich schaute lange hinauf, ohne mir irgend etwas denken zu können. Es war ein Märchen, das da über mir lag, ein Märchen, das die Zeit auszuschalten schien. Ich war ganz wunschlos. Schwer war es, mich loszureißen und zu mir selbst zurückzufinden — — —

Der Wirt gab mir beim Abendessen lächelnd die gewünschte Aufklärung. Das da oben sei die Alexander-Hütte, knapp unter dem Triglavgipfel. Wie hoch über uns? Nicht ganz siebenhundert Meter; der Gipfel selbst erhebe sich ja nur noch tausend Meter über unserer Hütte. Ja, ja, in der tiefen Finsternis erscheine der Höhenunterschied grauenhaft.

Natürlich war ich entschlossen, den Triglav, den höchsten und schönsten Gipfel der Julischen Alpen, zu bezwingen. Trotzdem erschien er mir plötzlich unerreichbar. Das Lichterbild der furchtbaren Nacht war zu hart. Eine seltsame Angst umschlich mich. Ich brach entmutigt auf, legte mich erschöpft ins Bett und schloß die Augen. Nicht etwa, um sogleich einzuschlafen. Nur nichts mehr sehen!

Am frühen Morgen fing es an zu regnen. Ich lag lange wach in meinem Bett und hörte dem leisen Rauschen der Regentropfen zu, die auf das Dach über mir klopfen und mit zarter Hand die Nerven streichelten. Ich kenne nichts Beruhigenderes als das Rauschen des Regens, wenn man ihm, im warmen Bett liegend, zuhört.

Langsam wurde es heller. Ich stand auf und machte mich frisch. Beim Frühstück sitzend, schaute ich gedankenlos in den grauen, nassen Morgen hinaus. Es war so angenehm, nicht hinaufsteigen zu müssen! Wenn es nur lange, recht lange regnen würde!

Gegen Mittag hörte der Regen auf, mich zu beschützen. Ich verließ die Hütte. Es wurde rasch heller und heller. Tief unten, in den Schluchten, wälzten sich unbeholfen gewaltige Nebelmassen herum. Hoch oben wurde es klarer und klarer.

Nach dem Mittagessen gab es keine Ausrede mehr. Wir machten uns auf den Weg. Es war angenehm frisch, und der Pfad schlängelte sich anfänglich anspruchslos zwischen den kahlen

Felsen eines Bergsattels hindurch. Er führte uns fast unmerklich höher und höher.

Auf der Sattelhöhe angelangt, gerieten wir plötzlich in die glühende Augustsonne hinein. Vor uns lag der schwierigste Teil des Weges: die Kalvaria. Nun ging es steil aufwärts. Der Rucksack wurde ein sehr lästiger Begleiter. Zuweilen mußten wir auf allen Vieren kriechen, um vorwärts kommen zu können.

Um sechs Uhr abends lag die große Kredarica-Hütte vor uns. Links stand auf dem bezwungenen noch ein kahler, etwa dreihundert Meter höherer Berg — der Triglavgipfel. Ich umfaßte ihn mit einem flüchtigen, müden Blick. Dann trat ich in die Hütte.

Bald war ich wieder frisch und guter Laune. Der Abend versprach einen wunderbaren Ausblick. Wir standen doch gut zweitausendfünfhundert Meter über dem Meeresspiegel, und die Luft war rein, der Himmel wolkenlos. Ich ging hinaus.

Es war in der Tat ein herrliches, unvergleichliches Bild. Rings herum umgaben mich die Spitzen und Zacken der Berge, alle fast zweitausend Meter hoch, alle kahl und wild zerklüftet. Dunkle Schluchten gähnten überall zwischen ihnen. Die untergehende Sonne zeichnete auf der märchenhaften Bergwelt ungewein scharfe Zeichnungen. Man wurde nicht müde, sie zu zergliedern und zu untersuchen.

Weit hinten, in der Tiefe, füllte ein weiches, sattes, schon ein wenig verschleiertes Grün die Lücken des großartigen Bildes. Ich konnte die bekannten Tiefebenen, ihre Flüsse, Dörfer und Städte wiedererkennen. Ich schaute und träumte. Es war mir unaussprechlich wohl — — —

Plötzlich fuhr ich zusammen. Ich erwachte! Der herrliche Traum war zerronnen. Was tat ich denn da? Warum hatte ich mein Denken ausgeschaltet? Um mich freuen, um mich be rauschen zu können? Um voll genießen zu können? Um die toten Vorfahren in mir wach werden zu lassen?

Wie oft mögen sie auf hohen Bergen gestanden und, in die herrliche Umwelt versunken, Gott in ihrer Nähe gesehen haben. Wie oft müssen sie den Schöpfer bestaunt und bewundert

haben, der ihnen die berückende Bergwelt aufgetürmt hatte. Ihre Gedanken waren es, die ich zuvor fühlte, die mich selig sein ließen.

Eine schneidende Kühle stieg aus der Tiefe herauf und kroch in mein Herz. Sie ist es, die die alten Gedanken wieder erstarren läßt und meinen Kopf frei macht! Sie ist es, die mich zwingt, mit kalten Augen noch einmal in die mich umgebende Bergwelt zu schauen! Wer hat diese Bergwelt aufgetürmt?

Unsere Erde ist ein unermeßlicher Haufen ungezählter Weltallteilchen. Wenn ich versuchen würde, ihre Anzahl mit Ziffern auszudrücken, müßte ich wohl fünfzig Nullen zu Hilfe nehmen. Der Zufall hat einst diesen Haufen zusammengeweht und begonnen, mit seinen Teilchen zu spielen.

Wenn alles zufällig ist, muß auch die Gestalt der Erde zufällig entstanden sein. Unzählige Gestalten standen dem Zufall für seinen Teilchenhaufen zur Verfügung. Die wahrscheinlichste muß sich schließlich nach langem Würfeln durchgesetzt haben.

Im Weltraum sind wohl alle Richtungen gleichberechtigt, das heißt, gleich wahrscheinlich. Im Durchschnitt werden sich also in allen Richtungen dieselben Entfernungen vom Mittelpunkt des Teilchenhaufens eingestellt haben müssen. Das gibt eine Kugel, nicht wahr?

Die Erde ist in der Tat eine Kugel. Sie ist keine glatte Kugel, weil es im Weltall keine Gewißheiten, sondern nur Wahrscheinlichkeiten gibt. Meine Bergwelt ist ein mächtiger Zeuge des gestaltenden Waltens des blinden Zufalls.

Unwillkürlich stelle ich mir die Erde als eine Kugel von zwei Metern im Durchmesser vor. Ihr höchster Berg ist dann weniger als ein Millimeter hoch, ihre größte Meerestiefe kaum ein Millimeter tief. Die Macht der großen Zahl ist furchtbar!

Ich sehe überall in der großen Welt Kugeln — stumme Zeugen der Gleichberechtigung aller Richtungen im Raum, stumme Zeugen der Wahrscheinlichkeit der Weltkörpergestalten. Ich sehe wohl auch anders geformte riesige Gebilde — Milchstraßen. In Sonnen zerbrechend, streben sie ja doch zur Kugelgestalt zurück.

Die neuere Physik erzählt viel vom unstarren Meter, von der veränderlichen Längenmaßeinheit. Sie hat seltsame Richtungsunterschiede im Weltraum entdeckt und erklärt. Hat sie nicht, ohne es gewollt zu haben, nachgewiesen, daß zuweilen Abweichungen von der Kugelgestalt wahrscheinlich sind?

Es gibt vielleicht Milliarden erkalteter und deshalb nichtleuchtender Weltraumkörper. Sie alle sind Kugeln. Sie alle sind keine glatten Kugeln. Jede von ihnen hat ihr eigenes Gesicht, ihre eigenen Furchen und Runzeln. Jede von ihnen ist einmalig, ein Würfelwurf, ein Geschöpf des blinden Zufalls.

Alles, was ich sehe, ist einmalig. Alles ist vergänglich, weil der Zufall unermüdlich weiterwürfelt. Alle Gestalten sind und sind schon nicht mehr. Es gibt keine zwei gleiche Landschaften, keine zwei gleiche Menschengesichter. Langlebig ist nur die ungefähre Gestalt als Ausdruck der Richtungswahrscheinlichkeiten — — —

Ich sehe ein breites silbernes Lichtband, das sich, matt leuchtend, über den Himmel hinzieht: die Milchstraße. Ein furchtbares, unordentliches, durcheinandergewürfeltes Sternengewimmel! Meine schwachen Augen ahnen die große Unordnung, ohne sie wirklich zu sehen. Sie sehen jedoch die hell leuchtenden Sterne: Sie sind sehr unordentlich über das Himmelsgewölbe verteilt! Das Sternenbild da oben ist einmalig, ein Würfelwurf.

Alles ist einmalig, was man von innen sieht: Die Sternenwelt, die Menschheit, die Landschaft. Alles ist scheinbar ewig, was man von außen betrachten muß: die Kugelgestalten der Weltkörper, die Bewegungsformen der Weltallgebilde, die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen.

Wird es morgen früh schön sein? Werde ich den erwachenden Triglav von der zarten Morgenröte übergossen vor mir stehen sehen, ein Märchen aus einer unwirklichen Welt? Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Das Wetter ist unberechenbar.

Wir stehen im Inneren des Luftmeeres und sehen sein Durcheinander. Wir wissen, daß es keine Wettergewißheiten gibt, wir glauben jedoch an Wetterwahrscheinlichkeiten. Es gibt keine zwei gleiche Tage. Es gibt auch keine zwei gleiche Morgenbilder

des Triglavs. Der Zufall würfelt mit Regen und Schnee, mit Morgenröten und Nebelschleiern, mit Lufttemperaturen und Windstärken.

Der Zufall würfelt auch mit mir, mit meinen Erlebnissen, mit meiner Gesundheit. Hier oben, in der wilden und kalten Bergwelt, bin ich ihm sehr nahe und sehe seine furchtbaren Hände. Meine Vorfahren kamen besser mit ihm aus als ich. Sie gaben sich ihm hin, sie unterwarfen sich ihm. Ich jedoch will kämpfen, ich kämpfe — — —

Der Tisch, auf dem ich schreibe, ist ein Weltallgebilde, ein Teilchenhaufen. Er hat eine sehr unwahrscheinliche Gestalt. Drückte ich seine unzähligen Teilchen ungeordnet dem Zufall in die Hand, so würde er ein läppisches Spiel mit ihnen spielen und unsinnige Haufengestalten ersinnen. Die Tischgestalt würde er kaum finden.

Der Verstand sieht die Tischgestalt, der Zufall sieht sie nicht. Dem Verstand ist gerade diese eine Gestalt des Teilchenhaufens wichtig, dem Zufall sind alle abzählbaren möglichen Gestalten desselben Teilchenhaufens gleich wichtig. Er spielt mit ihnen, baut sie auf, zerstört sie wieder und schreitet, vom Gesetz der großen Zahl getrieben, auf wahrscheinlichere und wahrscheinlichere Gestalten zu.

Der Kampf mit dem Zufall ist nicht beendet, wenn die eine, die wichtige Gestalt gefunden und aus der Unmenge der möglichen Gestalten herausgerissen ist. Der Zufall läßt sich stoßen wie ein Klotz. Ihm ist es schließlich einerlei, ob ihn der Verstand oder das Gesetz der großen Zahl zurechtstößt. Unbeirrbar spielt er sein stumpfsinniges Spiel weiter: Er würfelt, von der ihm aufgezwungenen Teilchenhaufengestalt ausgehend, weiter, als ob nichts geschehen wäre. Er treibt die Teilchen nach wie vor hin und her. Dabei ändert sich selbstverständlich die kaum eroberte Haufengestalt.

Der neue Tisch wird aufgestellt und beginnt sein Leben. Unmerklich verschieben sich seine Teilchen, ihren unermüdlichen

Tanz tanzend. Der Tisch läßt Teilchen entwischen, wird staubig und muß abgewischt werden. Er wird beschädigt, zerkratzt, gestoßen. Er altert. Verzweifelt kämpft der Verstand um die gewählte Tischgestalt. Er bessert nach, erneuert die beschädigten Tischteile, frischt den Glanz der Oberfläche wieder auf.

Alles altert. Das Haus, das ich mir gebaut habe, leidet unter den Einflüssen der Umwelt. Seine Mauern verwittern, sein Dach hält nicht ewig dicht, seine Innenwände verlieren ihre Frische, ihre Farben. Das Haus altert, es muß unaufhörlich gepflegt, ausgebessert, aufgefrischt werden.

Auch das Haus ist ein Teilchenhaufen, dessen unwahrscheinliche Gestalt dem Zufall abgerungen wurde, um nachher doch wieder von diesem scheinbar endgültig besieigten blinden Herrscher der Welt unermüdlich benagt zu werden. Alle Stoffkörper, mit denen wir uns umgeben — Häuser, Paläste, Kirchen, Schulen, Eisenbahnen, Straßen, Brücken, Tunnel, Wagen, Möbel, Bücher, Kleider —, sind Teilchenhaufen, denen wir unwahrscheinliche Gestalten aufgezwungen haben. Sie alle werden unaufhörlich vom Teilchentanz in ihrem Inneren beansprucht und unmerklich verbraucht. Die Gestalt ist es, die langsam, dem unaufhaltsamen Teilchenspiel nachgebend, zerfließt. Das, was wir Altern nennen, ist schließlich doch nur ein Zurückweichen der vergewaltigten Teilchenhaufen in wahrscheinlichere und immer wahrscheinlichere Gestalten.

Es ist nicht wichtig, daß mein Tisch aus Holz gebaut ist. Er könnte auch aus Eisen, aus Gold, aus Glas, aus Papier sein. Seine Gestalt ist wichtig. Der Baustoff muß so beschaffen sein, daß er die gewählte Gestalt nicht zu schnell zerfließen läßt. Wir denken an den zermürbenden Stellungskrieg, den wir gegen den Zufall, diesen unermüdlichen Glücksspieler, führen müssen, wenn wir die Baustoffe gegeneinander abwägen.

Der Zufall benagt natürlich seine eigenen Bauten ebenso wie die menschlichen. Die Berggipfel verwittern, das ins Tal fließende Wasser schleppt Steine, Felsen mit sich. Unermüdlich bearbeiten die Luft und das Wasser die Erdoberfläche. Letzten Endes ist es der Zufall, der da an der Arbeit ist.

Die Erde ist fast eine Kugel. Jeder Berg ist eine unwahrscheinliche Abweichung von dem Ziel, das sich das Gesetz der großen Zahl gesetzt hat. Die Erdteilchen tanzen unaufhörlich. Sie tanzen wahrscheinlicheren Erdgestalten zu. Die wahrscheinlichste Erdgestalt ist eine glatte Kugel. Deshalb baut der Zufall die Berge ab und füllt die Meere mit Salz, Schutt und Schlamm.

Auch der menschliche Körper ist ein Teilchenhaufen von sehr unwahrscheinlicher Gestalt. Das Leben hat nach Jahrmillionen schwerer Kämpfe diese eine Teilchenhaufengestalt herausgefunden und hält mit unerhörter Zähigkeit an ihr fest. Es kämpft bauend mit seinem Erzfeind und muß Eingriffe ertragen: Es gibt keine zwei genau gleiche menschliche Körper. Das Leben ringt aber auch unermüdlich um die Erhaltung der schon erkämpften Körpergestalt: Es erneuert ohne Rast Zellen, die verbraucht sind.

Der menschliche Körper ist aus keinem sehr dauerhaften Baustoff aufgebaut, er verbraucht sich rasch. Deshalb tobt der Erhaltungs-, Erneuerungs- und Ausbesserungskampf in ihm mit unerhörter Gewalt. Dieser Kampf wird von dem nach innen gerichteten Lebensverstand gegen den blinden Zufall geführt, ohne unseren Köpfen, die auswärts denken, zum Bewußtsein zu kommen.

Alles wird schließlich vom Teilchentanz, von innen heraus, zermürbt: die Häuser, die Möbel, die Kleider, die Straßen, auch der menschliche Körper. Der Zufall bringt zu guter Letzt doch seine Rechte zur Geltung. Alles wird morsch, alles stirbt.

Der Verstand läßt sich indessen nicht klein kriegen. Den zerfallenen Tisch ersetzt er durch einen neuen Tisch, das baufällige Haus reißt er nieder und führt an seiner Stelle ein neues auf. Das Leben läßt sich, um den menschlichen Körper kämpfend, ebensowenig kleinkriegen. Es gibt wohl den Erneuerungskampf auf, wenn der Tod unvermeidlich geworden ist. Es sorgt indessen mit seinem Fortpflanzungsmechanismus um ausgiebigen und rechtzeitigen Körperersatz.

Der Kampf des Verstandes mit dem blinden Zufall läuft unaufhörlich im Kreise herum: Aufbau — Verbrauch — Zerfall — abermaliger Aufbau. Man kann ihn sich auch als eine Wellenfolge vorstellen: Der aufbauende Verstand hebt den Wellenberg empor, der Zufall drängt ins Wellental hinunter. Der siegende Verstand peitscht die einander folgenden Wellen höher und höher, der unterliegende läßt sie allmählich abklingen.

Das Leben ist ein nie versiegender Kampf. Es muß unermüdlich seine Wellen peitschen, sonst glättet sich ihm die Teilchenmeeroberfläche zum glatt gestrichenen Leichentuch. Das unbelebte Weltall, beim Schöpfungsakt emporgewühlt, sinkt durch Jahrmilliarden in das große Wellental, in den Wärmetod. Der Zufall benagt seine großen und kleinen Kugeln, zerstrahlt sie in den unermesslichen Raum und summt sein eisiges Schlummerlied dazu — — —

Hat es für die Menschheit einen Sinn, kleine, winzig kleine Wellchen, Wellenwirbelchen zu schlagen, während ringsherum, von allen Seiten her, das Eis heranrückt? Wird die Menschheit noch rechtzeitig so gewaltige Wellen entstehen lassen können, daß sie, sich nach allen Seiten ausbreitend, die Vereisung verhindern, das schon gebildete Eis zerbrechen und ein neues Leben ins unüberschbare Teilchenmeer hineintragen werden?

Jeden Morgen zieht die Hausfrau in den Kampf. Sie muß vor allem die Teilchen wegräumen, die der Zufall im Laufe des Tages den Gebrauchsgegenständen entrissen oder auch aus seinen anderen Spielen hat heraustanzen lassen. Sie nennt das: Staub aufwischen. Jedes Zimmer verstaubt, selbst wenn man es, in die Sommerfrische ausziehend, sorgfältig abdichtet und verschließt.

Die Hausfrau hat natürlich auch noch andere Kämpfe zu bestehen: Sie muß vor allem jeden Tag die Wohnräume in Ordnung bringen. Was heißt das? Was nennen wir denn Ordnung? Wir alle haben viel damit zu tun, daß wir Dinge immer wieder ordnen müssen.

Gleichartige Dinge, die selbst Teilchenhaufen, das heißt Weltallgebilde sind, bilden immer wieder Gebilde höherer Stufe. Bücher zum Beispiel bilden Büchereien, Möbelstücke Wohnungseinrichtungen. Diese Gebilde höherer Stufe können alle möglichen Gestalten annehmen. Eine von ihnen ist uns wichtig. Wir nennen die uns wichtig erscheinende Gestalt des aus gleichartigen Dingen zusammengesetzten Gebildes Ordnung.

Die Einrichtungsgegenstände eines Zimmers haben ihre Plätze, die sie einnehmen sollen. Der Lebenskampf rückt sie immer wieder aus ihrer Ordnung heraus: Stühle werden verschoben, Teppiche gefaltet, Bettdecken abgelegt, Tische vollgeräumt. Es ist der uns bekämpfende Zufall, der das Zimmer in Unordnung bringt. Jeden Tag gibt es ein anderes Kampfbild. Jeden Tag führt der Zufall einen anderen Tanz der Gebrauchsgegenstände auf.

Die Bücherei will ihre Bücher in Reihe und Glied aufgestellt haben. Sie weist jeder Denkrichtung ihre Bücherreihe zu, sie berücksichtigt die Buchgröße, auch die Wichtigkeit des einzelnen Buches für den Leser. Immer wieder geraten jedoch die Bücher durcheinander, immer wieder müssen sie neu geordnet werden.

Der Zufall verträgt keine Ordnung, das heißt, keine besondere Gestalt der Mannigfaltigkeit. Er spielt mit unsichtbaren Händen mit Büchern, mit Einrichtungsgegenständen, mit dem Kochgeschirr, mit den Kleidern, mit der Wäsche. Die Hausfrau bekämpft ihn. Sie bringt das Haus jeden Tag wieder in Ordnung.

So wie die Wohnung, müssen auch das Haus, die Stadt, der Staat immer wieder aufgeräumt werden. Überall kämpft der Verstand um die Ordnung, das heißt, um eine bestimmte, ihm wichtig erscheinende Gestalt der Dingmannigfaltigkeiten. Überall in der menschlichen Welt schleicht der Zufall umher und bringt die Dinge immer wieder durcheinander.

Es ist kein Zweifel möglich, daß eine Wohnung, sich selbst überlassen, allmählich verstauben, morsch werden und schließlich zerfallen würde. Ruinen sind sprechende Opfer des Zufalls.

Ehemals frische, lebensfrohe Bauten, wurden sie einmal von ihrem Beschützer, dem Verstand, im Stich gelassen. Jedes Haus, jede Stadt, jeder Staat, würde eine Ruine werden, wenn die Lebenskämpfe verstummen müßten.

Die Hausfrau hat recht: Es gibt keine undankbarere Beschäftigung als es die ihrige ist. Sie zeigt keinen Fortschritt, sie führt ja immer wieder zu demselben Ausgangspunkt zurück. Es ist eine zur Verzweiflung treibende Sysiphusarbeit, die auf den Schultern der tätigen Frau liegt.

Sieht man jedoch genauer zu, so findet man überall in der menschlichen Welt Hausfrauenbeschäftigungen, die genau so trostlos eintönig sind, obwohl sie sich in größeren Rahmen bewegen. Jede Stadt hat ihre Verwaltungstätigkeit und auch jeder Staat. Der Verwaltungsdienst ist immer eintönig und zermürend. Es gibt glücklicherweise unzählige Menschen, die sich gern im Kreise herumdrehen, die froh sind, keinen ungewohnten Schritt tun zu müssen.

Jede Ordnung ist vergänglich, weil ihr immer eine besondere Gestaltung der Dinge entspricht. Der Mensch ist es, der den Dingmannigfaltigkeiten Unvergängliches aufzwingen und nichts Vergängliches haben will. Dem Zufall ist jede Sondergestalt, jede Sondergestaltung, gleich ordentlich. Er hat ja keine Wünsche, keine Ziele.

Wir wissen nur zu gut, daß die Ordnung ein sehr unwahrscheinliches Etwas ist, das uns, kaum erreicht, immer wieder zerfließt. Der Zufall ist in unsern Augen ein ordnungshassender Geselle. Er bringt alles durcheinander, er sät Unordnung, wo er nur kann.

Wir wissen viel zu wenig, wie sehr die sogenannte Ordnung ein Wunschgebilde ist. Und doch sehen wir uns oft gezwungen, eine Ordnung zu zerstören und eine andere an ihre Stelle zu setzen. Ja, gibt es denn nicht eine und nur eine Ordnung?

Ich werfe zehn Würfel auf den Tisch. Die Gesamtaugenzahl, die dabei herauskommt, ist dreiundvierzig. Ein zweiter Wurf ergibt siebenundzwanzig Augen. Was ist ordentlicher: drei-

undvierzig oder siebenundzwanzig Augen? Ich weiß es nicht. Die vielen möglichen Augenbilder sind mir alle ungefähr gleich wichtig.

Die Sachlage ändert sich gewaltig, wenn mir jemand eine Belohnung für große Augenzahlen aussetzt. Werde ich mich nicht an den Tisch setzen und eifrig das Ordnungsmachen in die Hand nehmen? Jeden der zehn Würfel werde ich so umdrehen, daß er sechs Augen zeigt. Wenn gar mein ganzes Wohlergehen von sechzig Würfelaugen auf einem unruhigen Würfeltisch abhinge, würde ich geschäftig die tanzenden Würfel in Ordnung halten, das heißt, immer wieder in die Sechsaugenstellung zurückdrehen.

Ordnung ist jene Gestaltung der Dingmannigfaltigkeiten unserer Umgebung, die unseren jeweiligen Wünschen und unseren jeweiligen Zielen entspricht. Wir sehen oft falsch und jagen sehr häufig Irrlichtern nach. Deshalb ändern wir von Zeit zu Zeit unsere Ansichten über die Ordnung. Unser großer Feind versteht uns nicht. Ihm ist alles gleich wichtig und gleich ordentlich.

Sind denn das nicht nur leere Worte? Der Zufall spielt, der Zufall würfelt, der Zufall ist unordentlich, der blinde Zufall bekämpft uns! Wie macht er denn das alles? Wie verschiebt er die Stühle im Zimmer, wie bewegt er die Bücher in der Bücherei? Der Zufall ist doch kein Geselle aus Fleisch und Blut, keine Maschine, keine Naturgewalt!

Natürlich bin ich es selbst, der das Zimmer und die Bücherei in Unordnung bringt, ich selbst oder meine Mitmenschen, genauer gesagt, meine oder fremde Arme oder Beine. Letzten Endes sind es irgendwelche Bewegungen lebender oder lebloser Stoffkörper, die das Geschäft des blinden Zufalls besorgen.

Das Entscheidende ist nicht die Bewegung meiner Hand, meines Körpers. Sie kann ja wohlüberlegt oder auch unüberlegt sein. Das Entscheidende ist die Bewegungssteuerung. Alle ungesteuerten Bewegungen sind sozusagen Lebensäußerungen des Zufalls. Nur die von Gedanken gelenkten Bewegungen können wirkliche Kampfhandlungen sein.

Ich denke mir nichts dabei, wenn ich den Stuhl, auf dem ich gesessen bin, achtlos zurückstoße und irgendwo stehenlasse. Ich denke an Gott weiß was, wenn ich das Buch irgendwohin weglege. Ich denke jedenfalls nicht an die Ordnung des Zimmers, der Bücherei, wenn ich dem Zufall Handlangerdienste leiste.

Die Welt ist unaufhörlich in Bewegung. Der Weltallbewegung entgehen weder die Urteilchen, noch die aus ihnen aufgebauten Gebilde. Der Zufall ist ein Nichts. Der Zufall ist das fehlende Steuer der bewegten Dinge. Deshalb ist auch der nicht eingesetzte Verstand ein Nichts. Ein Steuer, das nicht steuern will.

Der Lebenskampf kennt kein Ende, keine Unterbrechung. Unausgesetzt wühlen die Bergleute in den Eingeweiden der Erde herum, unermüdlich bebauen die Bauern die Erdoberfläche. Jeden Tag sehen wir Maurer, Schlosser, Zimmerleute, Schmiede im Kampf. Das Feuer der Hochöfen geht nie aus, die Maschinen surren rastlos, erzeugen elektrische Ströme, hobeln, drehen, stanzen, pressen. Die Eisenbahnen kennen keinen Feiertag, keine Ferien, die Schiffe fahren bei Nacht, durch Stürme, sie kümmern sich weder um die Winterkälte noch um die Sommerhitze.

Der Lebenskampf gilt überall dem Zufall, das heißt den ungesteuerten Weltallbewegungen. Irgendeinmal, beim Aufbau des Erdkörpers, hatte der Zufall Stoffe durcheinandergewürfelt, die dem Menschen später wichtig geworden sind: Eisen, Kupfer, Erdöl. Sie liegen jetzt irgendwo im Erdinnern, arg verunreinigt, schwer erreichbar. Der Bergmann spürt ihnen nach. Er fördert die Erze ans Tageslicht und übergibt sie dem Reinigungsverfahren. Das gereinigte, von Schlacken befreite Eisen ist ein unentbehrlicher Werkstoff, ebenso das Kupfer. Aus diesen Werkstoffen lassen sich Gebrauchsdinge gestalten, die ihre Gestalten sehr lange beibehalten.

Der Bauer hat seine besondere Kampfweise. Er bahnt dem pflanzlichen Leben bequeme Wege, er begünstigt auch die Lebensentfaltung einiger ausgewählter Tierarten. Der Bauer

spannt niedriger stehendes Leben dem menschlichen Leben vor. Er düngt den Boden, er pflügt, er pflügt die Haustiere, er pflanzt Getreide, Obstbäume. Der Lebenskampf des Bauern gilt letzten Endes dem die menschlichen Körper bedrohenden und benagenden Zufall.

Die Handwerker formen Gebrauchsdinge, sie bauen und bessern beschädigte Bauten aus. Jedes Handwerk kennzeichnet eine Sondertruppe des kämpfenden menschlichen Heeres. Jedes Handwerk hat seine eigenen Angriffs- und Verteidigungswaffen. Mit ihnen ausgerüstet, erreicht es Erfolge, die zuweilen ganz unglaublich sind.

Die Hand allein ist es nicht, die kämpft. Die Hand steuert, das Werkzeug, die Waffe, dringt vor. Der Verstand ist jedoch der eigentliche Lenker. Der Mensch hat mächtige Waffen — Maschinen —, die der Hand nur noch eine ganz bescheidene Vermittlerrolle übriglassen. Wenn die große Maschine hobelt, dreht, stanzt, ruht die Hand und der Verstand schaut zu.

Als Träger des Verstandes ist der Mensch keineswegs dazu verurteilt, mit seinem Körper die Kampfeslast zu tragen. Die furchtbare Drohung, der Mensch werde sich im Schweiß seines Angesichtes das tägliche Brot verdienen müssen, ist nicht viel mehr als ein Einschüchterungsversuch. Mit klaren Gedanken wird die Welt gelenkt und nicht mit verschwitzten Händen.

Gewiß hat der Mensch sein Erdenwallen mit unbewaffneten Händen angefangen, und in den frühesten Anfängen des Menschheitsgeschehens reichte die Macht des Verstandes ohne Zweifel nur bis zu den Fingerspitzen der Hand. Damals lag die Lebenskampffront an der Oberfläche des menschlichen Körpers.

Das sich im Menschen entwickelnde Leben drängte jedoch allmählich den furchtbaren Feind zurück. Es verlängerte die Hände, machte sie kräftiger, gab ihnen stahlharte Finger, ließ sie Messer, Hammer, Meißel, Bohrer werden. Schließlich verlieh es ihnen die Riesenkräfte der Maschinen.

Der Kampf tobt heute vor dem menschlichen Körper, der nur noch führt und nur noch selten selbst zuschlägt. Mehr und mehr wird die Hand durchgeistigt. Der Mensch rückt auf. Er war

gemeiner Soldat und ist schon Führer. Die gemeinen Soldaten der großen Menschheitskämpfe sind heute leblose Wesen, Maschinen. Von Tag zu Tag wird es offenkundiger, daß nur der ungreifbare Verstand der eigentliche Gegner des ebenso ungreifbaren blinden Zufalls ist.

Kämpft auch der Lehrer, der doch eigentlich keine Hand braucht, der nicht einmal Kampfhandlungen auszulösen hat? Gewiß! Der Lehrer hat Neulinge des Menschheitsheeres vor sich, die für den Lebenskampf ausgebildet und abgerichtet werden müssen. Seine Tätigkeit ist ungemein wichtig. Er ist einer der grimmigsten Gegner des Zufalls.

Und der Priester? Ist er nicht ein Gegner des Kampfes, ein Drückeberger? Rät er uns nicht, geduldig die Schläge zu ertragen, sanft zu bleiben und nur an das kampflöse Leben im Jenseits zu denken? Sollen wir ihm folgen und warten, nur warten?

Ich sehe den Priester mit ausgebreiteten Armen vor dem Altar stehen. Er betet, er beschwört, er bittet. Er denkt dabei an die Leiden der Menschen, an die Gefahren, die ihnen drohen, an die Schicksalsschläge, die im Dunkeln auf ihre Menschenopfer lauern. Er glaubt, es sei besser zu bitten, um Gnade zu flehn, als trotzig zu kämpfen. Er kämpft auf seine Art.

Da ist der Gelehrte doch ein anderer Kerl, unerschrocken, kühn, voller Kampflust, ein Kämpfer durch und durch. Unermüdlich sucht er neue Angriffswege, mit Todesverachtung dringt er ins feindliche Lager ein. Bitten, Flehen? Lächerlich! Der Feind ist blind, dumm! Der Feind tappt im Finstern umher. So kann man ihn irreführen, so und wieder so! Vorwärts! In den Kampf! Wir bauen Kampfgeräte, Kriegsmaschinen, wir greifen hier, dort an! Der Sieg kann nicht ausbleiben, die Welt gehört uns, dem Verstand und nur dem Verstand!

Alle dogmatischen Religionen — vom Fetischismus bis zum Christentum — entsprechen einmaligen, willkürlichen Einstellungen des Menschen dem Weltall gegenüber. Sie wollen alle zeitunabhängig sein. Auf jeden Verstandeskampf grundsätzlich verzichtend, sind sie verurteilt, der kämpfenden Wissenschaft Schritt

für Schritt das Feld zu räumen. Der schlichte, ritenvollziehende Priester will nicht, der Mann der Wissenschaft muß mit seinen Weltalleindrücken kämpfen.

Die Menschheit schreitet offenkundig durch alle Wechselfälle des Lebenskampfes höher und höher. Sie hat einst großartige Kirchen gebaut; heute baut sie Hochschulen, Laboratorien, Sternwarten. Sie hat sich lange mit Vertröstungen hinhalten lassen; heute will sie greifbare Erfolge sehen. Ihr Kampfgeist wird stärker und stärker.

Die Menschheit weiß, daß sie kämpfend höher und höher schreitet. Sie schaut gern rückwärts. Nicht etwa, um sehnsuchtsvoll die bereits durchschrittenen Gegenden noch einmal zu durch-eilen. Sie will die überstandenen Leiden, Opfer und Kämpfe lebendig erhalten, um leichter, entschlossener vordringen zu können.

Die kämpfende Menschheit braucht Geschichtsschreiber: Künstler. Die Künstler tragen ihr die ermatteten Gedanken der gefallenen Vorfahren nach, Gedanken, die letzten Endes doch dem großen Lebenskampf galten. Wir alle brauchen den Beistand der toten Köpfe, wenn wir in den Kampf ziehen. Wir sind geborgener, wenn wir hinter uns die Vorfahren fühlen. Sie decken uns den Rücken.

Der Künstler ist der traumwandelnde Vermittler, durch den die Geister der Verstorbenen zu uns sprechen, weinen, klagen, durch den die Vorfahren den Kampfwillen in uns wachhalten und stärken. Auch der Künstler ist auf seine Art ein Mitkämpfer. Ohne ihn wäre das unruhige Leben leer. Vielleicht ist der Künstler für den Menschheitskampf ebenso wichtig wie der Gelehrte, weil die Menschheitsvergangenheit und die Menschheitszukunft ein unzerreißbares Ganzes bilden. Wichtiger als der Priester ist der Künstler bestimmt.

Vertieft man sich in den sonderbaren Kreislauf der Lebenskämpfe, der vom Aufbau über den Verbrauch zum Verfall und schließlich zum Wiederaufbau führt, so entdeckt man leicht die

Kernfrage: Ist der aufbauende Verstand flinker als der abbauende Zufall? Ist der Verstand fähig, rechtzeitig zu erneuern, was morsch wird?

Es ist in der Tat so, daß der Verstand und der Zufall einander überholen wollen. Der Lebenskampf ist ein Wettlauf; die schnelleren Füße versprechen den Sieg. Welcher der beiden großen Gegner hat sie? Ist es ein atemraubender Wettlauf oder ein ungleiches Rennen?

Wenn meine Weltallbilder richtig sind, müssen sie eine zutreffende Antwort auf die gestellten Fragen geben können. Sie müssen zum mindesten in großen Zügen das tiefste Geheimnis der Menschheitskämpfe, der Kämpfe des Lebens, erfassen können. Was erzählen sie denn?

Die besonderen Gestalten der Gebrauchsdinge, die dem Menschen wichtig sind, zerrinnen zweifellos um so schneller, je lebhafter der wirre Tanz der Stoffteilchen ist. Wie messen wir nun die Lebhaftigkeit der Teilchentänze? Mit dem Thermometer! Die Temperatur muß also sehr maßgebend für die Aussichten des Lebenskampfes sein.

Es gibt zweifellos Hitzegrade, die an den uns wichtigen Teilchenhaufengestalten keine brauchbare Beständigkeit zulassen. Der Lebenskampf hat nur bei gemäßigten Temperaturen einen Sinn. Das Leben braucht vor allem Lebens-, Vernunftsträger. Der Körper des Lebewesens ist ein empfindlicher, eigenartig geformter Teilchenhaufen. Er hat nur bei verhältnismäßig niedrigen Temperaturen Bestand.

In der Tat ist das Leben auf einen schmalen Temperaturstreifen und verhältnismäßig recht niedrige Temperaturen angewiesen. Die beständigeren Gebrauchsdinge, mit denen sich das höhere Leben umgeben muß, vertragen wohl breitere Temperaturstreifen. Trotzdem sind sie offenkundig ebenfalls Gebilde niedriger Temperaturen.

Wahrscheinlich ist die Lebhaftigkeit der Teilchentänze für den Lebenskampfeserfolg so erstaunlich maßgebend, daß schon ganz geringfügige Temperaturunterschiede tiefgreifende Folgen nach sich ziehen müssen. Der Nordländer ist in der Tat unverkennbar

widerstandsfähiger als der Südländer. Der menschliche Körper ist das wichtigste Gebrauchsding des Lebenskampfes, er ist auch das empfindlichste, das verwundbarste Gebrauchsding.

Es kann nicht gelegnet werden, daß die Bewohner der gemäßigten Zone unserer Erde und unter ihnen die Nordländer die erfolgreichsten Lebenskämpfer sind. Die Vorherrschaft der weißen Rasse ruht auf einigen wenigen Celsiusgraden, auf einer scheinbar ganz geringfügigen Dämpfung der Teilchentänze.

Das Leben wandelt auf einem erschreckend schmalen Pfad durch das Weltall. Es muß den wahnwitzigen Temperaturspitzen des Innern der Sterne — sie erreichen zwanzig Millionen und auch mehr Celsiusgrade — in weitem Bogen ausweichen; es darf den Sternoberflächen, die immerhin noch Tausende von Celsiusgraden erreichen, nicht zu nahe kommen; es muß andererseits der tödlichen Weltraumkälte aus dem Wege gehen. Trotz der Unermeßlichkeit des Weltalls hatte es also eigentlich so gut wie keine Wahl, als es daran ging, sich irgendwo festzusetzen. Vielleicht ist unsere armselige Erde derzeit der einzige brauchbare Ausgangspunkt für seinen großen Feldzug — — —

Der Wettlauf des aufbauenden Verstandes und des abbauenden blinden Zufalls zeigt kein einheitliches Bild. Er zerfällt in unzählige, untereinander sehr verschiedene Einzelwettläufe. Zuweilen sehen wir den Verstand himmelhoch überlegen dahinstürmen, dann wieder müssen wir um sein mühsames Schritthalten bangen. Zuweilen könnten wir tausend gegen eins auf den Sieg des Verstandes setzen, sehr oft erscheint uns der Ausgang des Wettlaufes ungewiß.

Die ägyptischen Pyramiden wurden vielleicht in zehn, vielleicht in hundert Jahren erbaut. Sie stehen noch heute, nach Jahrtausenden, da, mächtige Wahrzeichen des siegenden Verstandes, trotzig Herausforderer des grimmigen Menschheitsfeindes. Schiffe, Maschinen, auch sehr große, sind in einigen wenigen Jahren gebaut. Sie sind verhältnismäßig kurzlebig, kurzlebiger als der menschliche Körper. Das Mittagessen wird stundenlang gekocht, es wird monatelang vorbereitet. Wir essen es in einigen Minuten auf und verdauen es in wenigen Stunden.

Unvergänglich sind Gedanken, große Errungenschaften des Geistes, Verstandestaten, die dem Zufall ganz unzugänglich sind. Sie entstehen und bleiben. Der dauerhafteste Stoff ist ja doch der Geistesstoff. Er hat keine Teilchen, die der Zufall auf seinen Tanzboden locken könnte.

Der Lebenskampfwettkampf ist ein sehr zusammengesetztes Gebilde. Der Zufall möchte auch mit seinen Teilchen, mit den Einzelwettkämpfen, spielen. Für das Gesamtbild des Menschheitsgeschehens ist der Durchschnittserfolg der unzähligen Einzelwettkämpfe maßgebend. Wie sieht er wohl aus?

Wir sitzen im Innern des Lebenskampfes und sehen deshalb ein wüstes Durcheinander. Wir sehen gewaltige Erfolge und furchtbare Niederlagen. Wir können wunderbare Siege des Verstandes bewundern; nur zu oft trauern wir den Opfern nach, die von unglücklichen Kämpfen gefordert wurden. Es erscheint schwer, sehr schwer, ein zuverlässiges Gesamtbild aufzubauen.

Die Geschichte erzählt uns von großen Menschheitsfeldzügen: vom chinesischen, indischen, babylonischen, ägyptischen, mitteländischen, arabischen. Endeten sie nicht alle mit Niederlagen, die die Menschheit ins Elend zurückwarfen? Wir stehen selbst mitten im Feldzug. Wird dieser gewaltige nordeurasisch-nordamerikanische Krieg auch mit einer Niederlage der Menschheit enden?

Warum sind bisher noch alle Menschheitsfeldzüge zusammengebrochen? Ist denn im Durchschnittswettkampf der zersetzende Zufall doch schneller als der aufbauende Verstand? Kann die kämpfende Menschheit ihre Teilkampfziele nicht einfach einschränken, sich weniger vornehmen, um das Bewältigbare immer mit Sicherheit durchsetzen zu können?

Zweifellos fängt jeder neue Feldzug irgendeines Menschheitsteiles mit ganz bescheidenen Kampfzielen an. Sie werden spielend erreicht. Der leichte Sieg treibt zur Vermehrung der Wünsche, Bedürfnisse. Der Wettkampf wird anstrengender. Er wird durchgehalten. Doch jeder neue Sieg vermehrt die Schwierigkeiten. Schließlich muß sich ein Gleichgewicht zwischen Angriff und Abwehr ergeben.

Eine erstarrende Kampffront soll das Ende sein? Die Geschichte erzählt von stürmischen Aufstiegen. Sie bestätigt das unvermeidliche Nachlassen der Aufstiegsschärfe. Sie spricht gern vom anfänglichen Sturm und Drang und von späterer Bedächtigkeit ihrer Menschheitsteile. Sie schildert uns immer wieder die Reife des satten Menschheitsteilgebildes, die dem Erstarren der Kampffront so gut entspricht. Doch, warum zeigt sie uns immer wieder Abstiege, die zum Verfall führen?

Wenn der Mensch keine Bedürfnisse hätte, brauchte er nicht zu kämpfen. Er brauchte, wunschlos, keinen Verstand. Der unbeschäftigte, jedoch einsatzbereite Verstand ist eigentlich dem blinden Zufall unendlich überlegen. Einen ganz kleinen Wunsch erfüllt er ja fast ohne Anstrengung, ohne Kampf, spielend.

Allerdings, jeder Mensch hat einen Körper, der verhältnismäßig große Bedürfnisse hat. Der Lebenskampf fängt unvermeidlich an, sobald der Hunger sich meldet. Der Hunger erscheint immer wieder, jeden Tag. Er beschäftigt das Leben seit jeher. Er beherrscht die Lebenskämpfe aller Pflanzen, aller Tiere. Er zog deshalb auch ins Leben des aus der Tierwelt auftauchenden Menschen ein. Noch heute führt er die arme Menschheit in den Kampf.

Der Hunger ist eine merkwürdige Erscheinung des Lebenskampfes. Er ist mehr als eine Erscheinung, er ist eine Kraft, sogar die treibende Kraft, der Wachhalter des menschlichen Kampfwillens. Der Hunger ist ein Gespenst, ein Scheusal, das mit unzähligen Armen nach uns greift. Je mehr die Menschheit isst, um so hungriger ist sie. Der Hunger wächst unausgesetzt, er weckt in den kämpfenden Menschen unermüdlich andere und andere Wünsche des Sattwerdens. Er fängt mit einfachen Speisen an, geht auf Kleider, Häuser, Geld, Schmuck, Macht über und hält schließlich das ganze Weltall als Lockspeise hin.

Ist denn am Ende der Hunger nicht ganz einfach ein Ausdruck der Lebenskraft, des Lebenswillens? Kranke Menschen haben meist keinen Hunger. Verzweifelte Menschen wollen nicht

essen. Der satte Mensch will nicht kämpfen, will also nicht leben. Schimmert nicht durch die geheimnisvollen Hungerbilder ein tiefes Lebensgeheimnis hindurch?

In ihren bescheidenen Anfängen wurde die Menschheit vom Hunger in seiner einfachsten Gestalt in den Lebenskampf getrieben. Die Nahrungssuche war ihr das Um und Auf. Solange der Verstand unerfahren war, war auch die Nahrungssuche beschwerlich. Das irrende Suchen ist jedoch ein Glücksspiel. Der Suchende ist eigentlich kein Kämpfer.

Die Vereinigung des Menschen mit der Erde erleichtert den Kampf um das tägliche Brot gewaltig. Die Nahrungssuche verwandelt sich in Nahrungsgewinnung, und der Verstand fängt seinen eigentlichen Kampf mit dem Zufall an. Er siegt dabei spielend.

Doch nun melden sich andere Hungerarten. Man will sich mit möglichst gleichmäßiger Wärme umgeben, braucht ein schützendes Obdach, Kleider. Man will die nährnde Erde leichter bebauen, braucht Geräte, den Pflug. Der Verstand fängt an, günstige Gebrauchsdinggestalten zu suchen, und findet sie. Er läßt sich in den Kampf um Baustoffe ein und siegt immer wieder.

Der Hunger wird vielgestaltig, ein Zeichen, daß die Lebenskraft wächst. Die Kämpfe werden immer lebhafter. Immer schwerer wird es, allseitig satt zu werden. Der Feldzug wird immer gewaltiger. Er bringt Sieg auf Sieg. Er ermutigt zu immer umfassenderen Unternehmungen.

Während dieser Entwicklungszeit weicht der Zufall, scheinbar entmutigt, immer wieder zurück. Er verteidigt sich wohl zähe und gibt ohne Kampf keine Stellung auf. Er scheint jedoch an keinen Sieg denken zu können. Doch er ist ein furchtbarer, hinterlistiger Gegner! Zu schwerfällig, um den ehrlichen Wettlauf mit dem ihn bedrohenden Verstand mit Erfolg bestehen zu können, greift er zu unsauberen Mitteln: Er sät Zwietracht im Menschheitslager. Er fängt an, das gegnerische Heer zu vergiften, zu zersetzen.

Es liegt leider furchtbar nahe, dem erfolgreichen Nachbar die Siegesbeute aus den Händen zu reißen, statt sie sich selbst im ehrlichen Kampf mit dem Menschheitsfeind zu holen. Es liegt noch näher, Mitmenschen für sich kämpfen und bluten zu lassen, nur die Früchte der Kämpfe zu genießen, den Anstrengungen jedoch auszuweichen.

Noch alle Menschheitsfeldzüge sind an den inneren Schäden der kämpfenden Menschheitsheere zerbrochen. Immer wieder kommt die Drückebergerei zum Vorschein. Immer wieder entstehen Verräterschichten in den Menschheitsteilen, Nichtstuer, die die ehrlichen Kämpfer um den Kampflohn betrügen. Der auf den zusammengerafften Reichtümern faulenzende Mensch lebt von Bestechungsgeldern! Der große Menschheitsfeind schiebt sie ihm auf eigentümlichen Wegen in die Tasche.

Die gewaltige mittelländische Welt war, heranreifend, voller Sklaven, die die Lebenskämpfe für ihre Herren zu führen hatten. Sie zerfiel in Sklavenländer, die dem Herrenland — Italien — die Kriegsbeute zusammentragen mußten. Nicht nur die großen Landbesitzer und die gewaltigen Geldmagnaten waren die Totengräber Roms, auch der Pöbel wollte in Roms Kaiserzeit nicht mehr arbeiten, nicht mehr kämpfen.

Was nützt das größte, das bestbewaffnete Heer, wenn es nicht mehr kämpfen will, oder wenn sein Kern zersetzt, bestochen, zermürbt ist? Die Menschheitsfeldzüge sind alle an den inneren Kämpfen der Menschheit gescheitert. Die Menschheit ist bisher immer wieder von sich selbst besiegt worden.

Ein furchtbarer Gedanke drängt sich vor: Ist es die Lebenskraft, die immer wieder erlahmt, die erst jung ist, dann reift und schließlich altert? Versagt am Ende der Hunger in dem schwer kämpfenden Menschheitsteil und mit ihm der Lebenswille?

Die Menschheit sieht nicht danach aus, als wolle sie altern und lebensmüde werden. Ihre großen Feldzüge brechen zusammen, die in ihnen besiegten Menschen bleiben, leben weiter, vermehren sich. Die Nachkommen der längst versunkenen Welten, der babylonischen, ägyptischen, mittelländischen, arabischen, leben noch immer. Begraben ist nur der Feldzugsplan ihrer Väter, der

Ertrag der großen vergessenen Kämpfe, begraben ist nur der ehemalige große Kampf.

Das Leben ist unverwüstlich, nur seine Kampfweisen sind vergänglich. Der Lebensbaum enthält unzählige Lebewesenarten, das heißt, unzählige Versuche, in den Kampf zu ziehen. Es gibt jedoch noch einen anderen Lebensbaum, denjenigen nämlich, den der erwachte Verstand gepflanzt hat. Seine Äste sind die sogenannten Kulturen, die ja doch nur verschiedene Versuche darstellen, in den Kampf zu ziehen.

Ist das nordeurasisch-nordamerikanische Menschheitsgeschehen abermals nur ein Versuch, der zum Scheitern verurteilt ist? Ist es nicht ein Feldzug, der — anders als die bisherigen verunglückten — die ganze Erdoberfläche in Flammen gesetzt hat? Wird er den Weg finden, der endgültig zum Siege führt?

Der Sieg ist möglich! Die Menschheit muß aufhören, eine lockere Menschenmannigfaltigkeit zu sein, die dem Kampf aller gegen alle huldigt. Sie muß ein festgefügttes, einiges, zuchtvolles Heer werden. Sie muß die vom grimmigen, zurückweichenden Feind bestochenen Drückeberger und Verräter in ihrer Mitte ausrotten. Sie muß den Verstand, den Menschheitsverstand, kämpfen lassen. Sie muß ein Lebewesen höherer Art werden.

Wird ihr das alles gelingen? Diesmal geht es um viel mehr als früher einmal. Wenn die ganze Menschheit ins Feld zieht, gibt es keine andere Menschheit mehr, die die geschlagene ersetzen könnte. Die Schicksalsstunde des Menschengeschlechtes scheint heranzurücken. Was wird sie bringen, Sieg oder Niederlage?

Was würde die Niederlage bedeuten? Wohl einen Abschluß des Lebensbaumastes, der den Menschen auftauchen ließ. Es gibt unzählige Lebensbaumäste, die ihre Lebenskämpfe in erstarrte Formen gebracht haben. Sie sind von frischen, andere Kampfrichtungen suchenden Ästen verdrängt und überschattet worden.

Die Menschheit wird ein Lebewesen höherer Art werden, das keine kurzsichtigen inneren Kämpfe dulden wird, oder der Mensch wird als Krone der Schöpfung abdanken müssen, um

einem besser ausgerüsteten Wesen — wir können ihn Übermensch nennen — die Kampffackel in die Hand zu drücken.

Ich glaube an den Sieg des Menschen als Lebenszelle der Menschheit. Was könnte denn ein Übermensch in der Tat anderes anfangen, als den Kampf mit dem Zufall aufnehmen und zielbewußt durchführen. Zielbewußt heißt, so wie es der Mensch auch tun kann.

Das Ziel sehen wir selbst, der richtige Weg liegt klar erkennbar vor uns. Wir Menschen sind schon erfahren genug, um wissen zu können, daß wir uns selbst zu Grunde richten. Wir brauchen keine höheren Einsichten, die uns unzugänglich wären. Deshalb werden wir wohl lieber selbst den gewiß dornenvollen Weg betreten — wir haben ja keine Wahl.

Das tiefste Geheimnis des Weltalls ist sein Bewegtsein. Ohne Bewegung gäbe es keine Zeit, ohne Zeit kein Leben. Ohne Bewegung gäbe es keinen Zufall, sondern nur eine einzige, ungeheure, eiskalte Gewißheit. Ohne die Zufallsspiele gäbe es keine Einsatzmöglichkeiten des Verstandes.

Es gibt wundervolle Erklärungsmöglichkeiten für das Bewegtsein des Alls und für das rätselhafte Dahinfließen der Zeit. Sie gehören alle in das Gebiet der Metaphysik. Es hat wenig Sinn, die Bilder des Menschheitsgeschehens mit metaphysischen, weit über den Weltallrahmen hinausgreifenden Betrachtungen zu beschweren. Die Tatsache, daß alles unaufhörlich in Bewegung ist, ist ein genügend fester Ausgangspunkt für Betrachtungen, die dem Leben und Weben der Menschheit gewidmet sind. Sie stützt verläßlich die Kampfbilder, die mich beschäftigen.

Das Erlahmen der Bewegung führt in den Tod. Das Weltall wird vielleicht einmal sterben. Wenn seine Teilchen dereinst ihren Tanz aufgeben werden, wird die Zeit abgelaufen sein. Ohne Tänze keine Wärme — der Wärmetod! Jeder Mensch stirbt, wird unbeweglich. Stirbt auch der Kampfgeist?

Wir sehen Menschen unaufhörlich alt werden, wir sehen den Kampfgeist in alternden Menschen immer wieder dahinsiechen.

Wir sehen jedoch immer wieder frische, junge Menschen ins Leben, in den Kampf, eintreten. Es hat nicht den Anschein, daß der Kampfgeist der Menschheit oder eines großen Menschheitsteiles erlahmen müßte.

Das Leben läßt den Kampfgeist nicht untergehen, es sorgt ausgiebig für Ersatz, für Erneuerung. Doch der Mensch kämpft falsch. Er läßt sich irreführen. Er läßt sich vorgaukeln, daß es auch ohne Kampf gehen muß, wenn nur einmal ein genügend großer Sieg errungen ist. Er vergißt immer wieder, daß die Bewegung das Leben bedeutet, daß Stillstand Tod ist.

Die meisten Menschen kämpfen, um dereinst einen kampflosen Ruhestand genießen zu können. Am ersehnten Ziel angelangt, brechen sie kläglich zusammen. Der Ruhestand bringt sie um. Viele Menschen sind töricht genug, ihren Kindern den Ruhestand schon vor dem Eintritt in den Lebenskampf erkämpfen zu wollen. Sie hinterlassen, wenn ihre Bemühungen vom Erfolg gekrönt werden, lebende Leichen, kampfunfähige junge Wesen, die sich mit toten Köpfen durch das Leben ihrer Körper hindurchschleppen.

Menschen, die sich die Beute des Lebenskampfes erschwindeln, die andere Leute für sich kämpfen lassen, leben ein Leben, das ja doch kein Leben ist. Sie langweilen sich, taumeln, ewig unbefriedigt, von einem trügerischen Genuß in einen anderen, hassen die Zeit, die sie, wie sie selbst sagen, totzuschlagen versuchen. Sie hassen im Grunde genommen ihr Leben, das sie törichterweise selbst umgebracht haben.

Es gibt keinen wirklichen Gelehrten, der je an den Ruhestand denken könnte, dem je der Gedanke kommen könnte, andere Köpfe für sich arbeiten zu lassen. Alle großen Köpfe waren bis zum letzten Atemzuge tätig. Ihr Kampfgeist war noch in der letzten Lebenssekunde wach und frisch. Warum?

Der Gelehrte ist ein Kämpfer, der sich nicht irreführen, der sich vom großen Menschheitsfeind nicht unterkriegen läßt. Das Erlahmen des Kampfgeistes im Menschen ist eben keine unausweichliche Notwendigkeit. Es ist immer die Folge begangener Fehler.

Der kämpfende Verstand erleidet Niederlagen, wenn er auf falschen Wegen vordringt, wenn er fehlt, wenn er danebengreift. Der erlahmende Kampfgeist ist ein im Kampfe verwundeter Kampfgeist. Es handelt sich immer nur um Niederlagen der Menschheitsteile, wenn deren Kampfgeist sich verirrt, und nicht um Alterungserscheinungen.

Oh, der Kampfgeist stirbt nicht, wenn der Verstand sich verirrt und keine Kampfmöglichkeit, keine Kampfnotwendigkeit mehr sieht. Der verwöhnte Pöbel der römischen Kaiserzeit konnte ohne Gladiatorenkämpfe, ohne die schauerlichen Kämpfe armer Teufel mit wilden Bestien, nicht leben. Das entsetzliche Schlagwort „panem et circenses“ ist ein unbarmherziger Ankläger, der furchtbare Verirrungen eines Menschheitsteiles bloßlegt.

Der entartete Mensch der nordeurasisch-nordamerikanischen Welt, der die Früchte fremder Lebenskämpfe genießt und keine wirklichen Kampfziele sieht, fordert, voll unerklärlicher innerer Unruhe, den Zufall in Spielhöllen, in Monte Carlo oder sonst irgendwo, in die Schranken. Er versitzt seine Nachmittage, seine Abende, seine Nächte, beim Roulette-, beim Kartentisch. Der Kampfgeist läßt ihn nicht ruhn.

Es gibt unzählige Arten, den enttäuschten Kampfgeist notdürftig zu entladen: Pferderennen, Wettläufe aller Art, Ringkämpfe, Turniere, Glücksspiele in allen erdenklichen Formen. Es gibt kaum ein friedlicheres Bild als das einer gepflegten alten Frau oder eines sich sorgsam schonenden alten Herrn, die oder der sich ein Geduldspielchen legt. Kaum hörbar fallen die Karten auf den Tisch. Niemand stört die unschuldige Unterhaltung. Trotzdem tobt da ein Kampf. Gespannt schaut der einsame Spieler dem Ausgang des Spielchens entgegen. Wie wird es ausgehen? Sieg oder Niederlage? Der ewig wache Kampfgeist mischt unermüdlich die Karten. Er sieht den Feind, den der verirrte Verstand aus den Augen verloren hat.

Das Leben will kämpfen. Der Verstand hat die Aufgabe, Kampfziele aufzustellen. Er kann ein wunderbarer Feldherr sein; er ist

leider nur allzuoft ein Verführer. Das Leben scheitert immer wieder an falschen Zielsetzungen. Sie sind es, die den Kampfgeist zu Boden schlagen.

Wenn ein großer Menschheitsteil, von anfänglichen Lebenserfolgen berauscht, anfängt, die Mühen des Kampfes abzuwälzen, wenn er ~~den~~ die Sklaven einsetzt, statt mit eigenen Händen anzupacken, wenn er seine Menschen in Kämpfer und in bloße Kampffruchtgenießer zu scheiden beginnt, so begibt er sich auf die abschüssige Bahn. Früher oder später kommen in ihm doch die wirklichen Kämpfer zu ihrem Recht. Noch alle großen Menschheitsgebilde sind von ehemaligen Sklaven zertreten worden. Sie sind alle an ihrem Unverstand zugrunde gegangen und nicht an erlahmendem Kampfgeist.

Die Menschheit muß in Bewegung bleiben, sie darf nicht an den Ruhestand denken, sie darf nicht vergessen, daß leben kämpfen heißt. Menschheitsteile, die aus zielbewußten in unnütze Kämpfe zurückweichen, die ihre Menschen einander bekriegen lassen, die auf Kosten anderer Menschheitsteile leben wollen, sind dem Untergang geweiht und vom Schicksal gezeichnet. Es liegt eine unerhörte Gerechtigkeit in der unbarmherzigen Tatsache, daß niemand, auch kein Volk, bestehen kann, ohne selbst zu kämpfen.

Langsam, unendlich langsam, dämmert in den armen Menschenköpfen die Erkenntnis herauf, daß es ebenso unsinnig ist, jemand anders für sich kämpfen zu lassen, wie jemand anders sein eigenes Leben leben zu lassen. Das Leben und der Kampf sind eins. Man kann beides haben oder keines von beiden. Etwas Drittes gibt es nicht.

Das Lichtspielhaus war vollbesetzt. Auf der Spielfolge stand eines jener eigentümlich leeren amerikanischen Stücke, die mit geschmacklosen, derben Witzen wirken wollen und immer wieder vom Dollar erzählen. Mich hatte das angekündigte Vorspiel hereingelockt. Ein kurzer Film, der die Unerschrockenheit zeitgenössischer Berichterstatter verherrlichen wollte.

Was ich da zu sehen und zu hören bekam, war allerdings überzeugend. Es fing mit Fliegerbombeneinschlägen an. Krachend stürzten hohe Häuser ein, furchtbare Staub- und Rauchwirbel stiegen aus den Trümmern empor, entsetzlich öffneten sich die Eingeweide der Wohnungen und Stiegenhäuser. Es gab auch Einschläge auf Straßen und Plätzen, die grausige Löcher aus dem gepflasterten Boden herausrissen und unbeschreibliche Verwüstungen hinterließen.

Dann kamen Straßenaufläufe an die Reihe. Ein Kraftwagen wurde angehalten und umgestürzt. Steine flogen wie Hagel auf eine Häuserfront. Scheiben klirrten. Irgendwo fiel ein Schuß. Ein entsetzliches, unsinniges Geschrei schwebte über der wirren Menschenmenge.

Plötzlich traten Schutzleute auf, später Soldaten. Die Unruhe steigerte sich zum Sturm. Schüsse. Johlen, Schimpfen, Brüllen. Die Menge rückt vor, greift an. Der Lärm wird unheimlich, Steine fliegen herum, ein Schutzmann fällt. Dann rattert ein Maschinengewehr los. Entsetzen. Flucht.

Das Bild wird abgelöst. Ich sehe gräßliche Mäuler gewaltiger Schiffsgeschütze. Eine Breitseite wird abgefeuert. Schwarzer Rauch dampft in gewaltigen Schwaden. Dann eine Sprengung. Der riesige, dumpfe Schlag steigt wie ein Scheusal, schwarz, entsetzlich zum Himmel empor.

Das Meer verschwindet. Geschütze stehen im Gelände und feuern. Ich sehe, wie sie zurückgestoßen werden, wie sie vorschnellen und nochmals feuern. Dann sieht man Einschläge, hört das Krachen der einstürzenden Mauern, spürt die schreckliche Gewalt der Geschosse.

Eine verschneite Landschaft. Ein grausiger Friede liegt über ihr. Zerbrochene Fahrzeuge liegen herum. Zerschossene Kampfwagen, zerfetzte Geschütze. Und dann plötzlich ein Haufen Leichen. Noch ein Haufen. Sie liegen dort wie sie das Maschinengewehrfeuer zusammengeweht hat. Eine zarte Schneedecke ist das Leichentuch — — —

Das Vorspiel ist zu Ende. Auf dem weiten Lichtspielhaus liegt das Grauen wie ein schrecklicher Alp. Hat der Film die Be-

sucher überzeugt, daß nur Helden so gefährliche Geschehnisse auf sich nehmen können? Niemand denkt daran. Ich denke an ganz andere Dinge.

Es macht mir wenig aus, ob ich Begebenheiten des beendeten spanischen Bürgerkrieges gesehen habe oder Kampfbilder vom chinesischen und finnischen Kriegsschauplatz. Ich habe den menschlichen Verstand sich selbst bekämpfen sehen. Ich habe gesehen, wie himmelhoch der Verstand seinem großen Gegner, dem blinden Zufall, überlegen ist.

Der Zufall braucht hundert, zweihundert Jahre, um ein gut gebautes Haus niederzureißen. Der Verstand vollbringt es in einigen Sekunden. Der Zufall benagt oft sechzig, siebzig Jahre ein Menschenleben. Der Verstand bläst es aus. Der Verstand verwüstet nicht nur unvergleichlich schneller als der Zufall, er verbreitet auch viel leichter und viel schneller die Greuel der Unordnung, als er je Ordnung aufbauen könnte. Der Verstand ist sein schlimmster eigener Feind.

Es ist unglaublich, aber doch nur allzu wahr: Das, was der verblendeten Menschheit als Kampf erscheint, ist das Einzige im Menschheitsgeschehen, was kein Kampf ist. Der Krieg, der von Menschen geführte Krieg, ist kein Kampf des Verstandes gegen den Zufall. Der Krieg ist ein Toben des Verstandes gegen sich selbst, ist Selbsterfleischung. Grinsend schaut ihm der Zufall zu.

Die Völker wollen nicht glauben, daß sie einander nicht um die Früchte des Menschheitskampfes gegen den Zufall betrügen dürfen, daß sie sich nicht in kämpfende und kampfflos genießende Menschheitsteile scheiden dürfen, daß es sinnlos ist, beschaulich auf zusammengerafften Reichtümern sitzen zu wollen, während es Nachbarvölker gibt, die schweißtriefend Entbehrungen erdulden müssen.

Die Völker sehen nicht, daß es unvergleichlich besser wäre, sich friedlich zu verständigen, Opfer zu bringen, um Ungerechtigkeiten der Vergangenheit gutzumachen und einträchtig in den großen Menschheitskampf zu ziehen, als einander mit der Waffe in der Hand zu bedrängen.

Es gibt keine noch so opferreiche Verständigung zwischen einander beengenden Menschheitsteilen, die nicht billiger wäre als der sie ersetzende Krieg. Die Verständigung legt wohl immer den Parteien Opfer auf, sie würde sogar gewaltige Opfer fordern, wenn sie die ganze Fülle des in der heutigen Menschenwelt aufgetürmten Unrechts gründlich beseitigen wollte. Der Krieg läßt unweigerlich beide Parteien bluten. Er legt beiden Kampfflagern entsetzliche Opfer auf und bringt doch keine wirkliche Lösung.

Der Weltkrieg der Jahre 1914 bis 1918 hat die Menschenwelt stärker verwüstet, als es der Zufall in einem Jahrhundert getan haben könnte. Er hat keine wirkliche Entscheidung gebracht. Fünfundzwanzig Jahre nach seiner Beendigung wüßte niemand zu entscheiden, wer eigentlich gesiegt hat. Doch. Ich kann es sagen: Der Zufall, der große Herrscher des Weltalls, hat gesiegt. Er hat sogar gründlich gesiegt.

Die nordeurasisch-nordamerikanische Welt ist wieder voller Kriegslärm. Unzählige gewaltige Werkstätten drehen Granaten, Bomben, Geschütz- und Gewehrgeschosse. Unermüdlich werden überall in Europa und Amerika Flugzeuge, Kampfwagen, Kriegsschiffe, Geschütze und Handwaffen aller Arten hergestellt. Wieder gibt es Besitzende und Nichtbesitzende, die einander feindlich gegenüberstehen.

Wieder grinst der schreckliche große Feind: Der verhaßte Verstand ist wieder dabei, sich selbst zu zerfleischen.

Was will denn eigentlich der blinde Zufall? Unordnung will er säen. Seit jeher treibt er das Weltall in wachsende Unordnung hinein. Je unordentlicher, um so wahrscheinlicher ist das All. Der Zufall will natürlich auch die menschliche Welt durcheinanderwürfeln, in Unordnung bringen. Nie blüht dieses Geschäft so schön wie während des Krieges. Sahen wir denn vor fünf- und zwanzig Jahren nicht mit eigenen Augen, wie die Unordnung wuchs? Dürfen wir heute wohl hoffen, unsere Welt werde endlich geordneter aus dem tobenden großen Krieg heraussteigen, als sie es bei seinem Beginn war?

Es gibt nur eine Erklärung für das furchtbare Wüten der Völker, der Menschen, gegeneinander: Sie jagen falschen Zielen, Irr-

lichtern, nach, sie sind Opfer schwerer Irrtümer, sie tappen im Dunkeln umher, sie sehen nicht, daß sie Brüder werden müssen, daß sie vom großen Feind der Menschheit gegeneinander ausgespielt werden.

Sie sind vor allem Opfer ererbter Vorurteile, längst erledigter Vorstellungen, falscher Begriffe, kurz, des unzulänglichen Gedankengutes, das sie im Blut herumtragen und nicht loswerden können. Sie leiden, weil ihre Vorfahren in ihnen noch weiterleben und mit ihren schwachen Köpfen noch mitwirken wollen.

Diesen Jammer hatte vielleicht Goethe, einer der größten Köpfe, die je in die wirre Welt klar hineingeschaut haben, der das Weltgeschehen mit einer unheimlichen Geisteskraft erfaßt hatte, im Sinne, als er die ergreifenden, nachdenklichen Worte hinschrieb:

Weh' dir, daß du ein Enkel bist!

ARBEIT

Sehr nahe der Dreiländerecke, in der Deutschland, Italien und Jugoslawien zusammenstoßen, steht der dreiköpfige König der Julischen Alpen, der Triglav. Zweitausendachthundertvierundsechzig Meter hoch, sieht er das blaue Adriatische Meer, an klaren Tagen sogar Venedig. Im Norden reicht sein Blick bis zu der Riesenmauer der Hohen Tauern. Der Großglockner, der gewaltige Nachbarkönig, lächelt ihm wohl etwas herablassend zu. Gegen Osten schaut der Triglav weit ins jugoslawische Land hinein. Zu seinen Füßen fließt im Westen der Isonzo, im Norden die junge Save.

Eine wenig beschäftigte Eisenbahnnebenlinie dringt, die Save entlang, von Osten in das Triglavreich ein. Sie pflegt die Triglavbesucher in Mojstrana abzuladen, einem Alpendorf, das der Hauptzugang zum Triglavheim ist. Hinter Mojstrana öffnet sich der herrliche Eingang in die geheimnisvolle Bergwelt, das Vrata-Tal.

Ich habe noch kein schöneres Bild in den Bergen gefunden. Der Taleingang ist ein wahrhaft gewaltiges Tor. Zwischen hohen felsigen Bergwänden, die beiderseits fast senkrecht aufsteigen, gähnt eine finstere Schlucht. Man ahnt in ihrem Hintergrunde märchenhafte Naturgeheimnisse. Man sieht weit hinten gewaltige Berge. Eine unbeschreiblich schwermütige Farbenpracht liegt auf dem Bilde, das man schwer vergißt.

Man wandert mehrere Stunden durch das unmerklich ansteigende Vrata-Tal, bevor man vor der es abschließenden Nordwand des Triglav steht. Dann kehrt man im geräumigen Alpenheim ein, das der Ausgangspunkt der Aufstiege ist. Das Heim liegt rund elfhundert Meter über dem Meeresspiegel. Es ist gut

eingrichtet und läßt den Triglavbesucher angenehm die Kräfte für den Angriff sammeln.

Früh am Morgen begibt man sich auf den Weg, um möglichst wenig mit der glühenden Augustsonne kämpfen zu müssen. Von dieser Seite kommend, hat man einen schweren Aufstieg. Bequeme Bergsteiger ziehen die längeren Wege der Südseite vor, die auf halber Höhe Übernachtungsmöglichkeiten bieten. Mein erster Triglavbesuch wurde vom Süden her unternommen. Die Nordwand erlaubt keine langen Rasten. Sie erfordert einen unteilbaren Aufstieg über rund zwölfhundert Meter.

In der Alpenwelt stößt man immer wieder auf Aufstiege über ungefähr zwölfhundert Meter, die in einem Zug bewältigt werden wollen. Offenbar entspricht dieser Höhenunterschied der durchschnittlichen Leistungsfähigkeit eines Bergsteigertages. Hinter diesem Höhenunterschied entdeckte ich schließlich tiefe Geheimnisse des menschlichen Lebenskampfes.

Ist der Aufstieg ein Kampf? Er bedeutet eine schwere körperliche Arbeit. Wenn Arbeit und Lebenskampf dasselbe sind, ist der Aufstieg sicherlich ein Kampf. Sagt man nicht, daß man den Berg bezwingt? Man bezwingt jemanden nur im Kampf. O ja, der Aufstieg auf den Triglav ist ein schwerer Kampf.

Die Schwere dieses Kampfes, dieser Arbeit, kann man sehr verläßlich und sehr anschaulich messen. Der Durchschnittsbergsteiger wiegt, seinen Rucksack eingeschlossen, rund achtzig Kilogramm. Beträgt der bewältigte Höhenunterschied zwölfhundertundfünfzig Meter, so beträgt die geleistete Aufstiegsarbeit achtzigmal zwölfhundertundfünfzig, das heißt, hunderttausend Meterkilogramm.

Ist denn ein Meterkilogramm wirklich eine brauchbare Arbeitsmaßeinheit? Gewiß! Man kann sich leicht überzeugen, daß in der Aufstiegsarbeit die Meter und die Kilogramme vollkommen zu einer neuen Größe verschmelzen. Der Bergsteiger muß zweifellos die doppelte Arbeit leisten, wenn er auf die doppelte Höhe steigt. Er hat unzweifelhaft die doppelte Arbeit vor sich, wenn sich sein Gewicht bei gleichem Höhenunterschied verdoppelt.

Es gibt Träger, die sechzig Kilogramm Nutzlast auf den Triglav hinaufschleppen. Unbeladen wiegen sie zuweilen nicht mehr als sechzig Kilogramm. Beladen, leisten sie beim Aufstieg die doppelte Arbeit des unbeladenen, nur sechzig Kilogramm wiegenden Bergsteigers.

Wir wissen aus Erfahrung, daß jede körperliche Arbeit ungefähr dieselben Folgen hinterläßt wie das Bergsteigen. Wie immer unser Körper gearbeitet haben mag, immer meldet er mit Müdigkeitsgefühlen, mit Hunger und Durst, mit Schweißausbrüchen und Sehenschmerzen, daß er am Ende seiner Leistungsfähigkeit angelangt ist. Arbeit ist Arbeit. Sie kann offenbar immer wieder auf dieselbe Weise gemessen werden. Wie? In Meterkilogrammen!

Bin ich am Ende meiner Kräfte angelangt, wenn ich den Aufstieg über zwölfhundert Meter bewältigt habe? Gewiß! So ziemlich! Ich schlepe mich schwer in die erlösende Alpenhütte, werfe müde den Rucksack ab und sinke erschöpft auf die harte Bank. Der Schweiß wird unerträglich, die Kehle ist ausgetrocknet, der Hunger knurrt in den Eingeweiden. Es war Zeit, daß die Hütte dem Weg ein Ende setzte!

Könnte ich noch einmal an demselben Tage den Aufstieg bewältigen? Nein! Für vierundzwanzig Stunden genügt ein Aufstieg vollkommen. Könnte ich Tag für Tag auf dieselbe Weise hinaufsteigen? Vielleicht. Daß ich dann ein Schwerarbeiter geworden sein würde, glaube ich bestimmt. Hunderttausend Meterkilogramm sind jedenfalls eine tüchtige Tagesarbeit.

Es gibt kräftige, im Lebenskampf gestählte Männer, die Tag für Tag mehr als hunderttausend Meterkilogramm bewältigen. Die Triglavabhänge sind im Spätsommer voll von armen Teufeln, die unglaublich schwer beladen aufwärts klettern. Ich habe sie oft bewundern müssen. Sie haben ihre eigenen Wege, die fast schnurgerade aus dem Tal in die Höhe führen. Die Träger brauchen kaum vier Stunden für ihren qualvollen Aufstieg und steigen oft sofort wieder ins Tal hinunter, sobald sie ihre Last oben abgeliefert haben. Man bekommt oben alles: Bier, Wein,

Fleisch, Gemüse, Brot. Die Triglavbesucher sind zahlreich. Es ist deshalb nicht leicht, sie so reichlich zu verpflegen.

Diese so wundervolle Triglavwelt ist, im Grunde genommen, doch ein schreckliches Kampffeld. Gelingt es dem Besucher, die Gedanken der Vorfahren, die sich in Gefühlen äußern, zurückzudrängen und mit kalten Verstandesaugen über die steilen Abhänge zu schweifen, den sich hin und her schlängelnden Pfaden zu folgen, die Höhenunterschiede abzuschätzen und die verborgenen Hintergründe der Bergweltbesuche bloßzulegen, so entdeckt er tatsächlich tiefe Geheimnisse des Lebenskampfes.

Vor allem, daß der Kampfgeist den Bergsteiger in die Höhe treibt. Daß der Sieg das Verlockende ist und nicht die wundervolle Aussicht. Daß der schwere Kampf ein mächtiges Erlebnis ist: Je schwerer der Lebenskampf, um so voller das Leben.

Sodann, daß man nirgends dem Lebenskampf, der Arbeit, so klar bis auf den Grund hinuntersieht wie in den Bergen. Die Bergsteigerarbeit fließt so klar dahin wie ein soeben in den Bergen geborener Bach, dessen Tiefe man mit den Augen ausmessen kann, der, noch unverdorben, keine Geheimnisse hat, noch keinen Schlamm mitführt und voll Lebensfreude dahinrauscht.

Auf dem Nordabhang des Triglavgipfels liegt ein Gletscher. Seine Zunge beleckt die kleine Erhöhung, auf der die Kredarica-Hütte steht; sie tastet wohl auch den scharfen Rand der mächtigen Nordwand des Triglavbergstocks ab. Wie ein schmutziger Fächer liegt der Triglavgletscher vor den Füßen des aus der Kredarica-Hütte zum Gipfel aufbrechenden Besuchers ausgebreitet.

Der Triglavgletscher ist genau so wie jeder andere Gletscher von deutlich sichtbaren Stromlinien durchfurcht. Sie entspringen irgendwo hoch oben, steigen scharf ins Tal hinunter und streben beim Abstieg auseinander. Erzählen sie nicht, daß der Gletscher nur scheinbar ruht? Daß in Wirklichkeit sein Firneis fließt?

Der Gletscher ist in der Tat ein Strom. Seine Teilchen wandern langsam, sehr langsam talabwärts. Sie brauchen ein ganzes Jahr,

um etwa hundert Meter zurückzulegen. Sie kriechen oft noch langsamer dahin. Unser Zeitmaß ist so eingestellt, daß wir uns von ihnen nur zu leicht täuschen lassen können.

Ich werfe gern alle menschlichen Maße, Vorurteile und Trugbilder ab. Es reizt mich deshalb auch, die Triglavwelt von einem außermenschlichen Standpunkt aus zu betrachten. Ich sehe den Gletscherstrom beharrlich, unbeirrbar ins Tal hinunterströmen. Ich sehe seine Eiskörnchen dahineilen, als wären sie Wasserpartikelchen. Ich sehe die Richtung dieses wunderbaren Naturgeschehens — — —

Die Triglavwelt ist, von meinem außermenschlichen Standpunkt aus besehen, voller Bewegung. Im Frühjahr und im Frühsommer, aber auch im Winter, sehe ich gewaltige Schneemassen aufbrechen und geräuschvoll die Abhänge hinunterstürzen. Im Sommer fließt Wasser reichlich aus der Höhe ins Tal. Der Schnee schmilzt. Regengüsse füllen die abfallenden Mulden, bilden Sturzbäche, nähren Wasserfälle, Quellen. Immer wieder rollen Steine und Steinchen in die Tiefe. Zuweilen löst sich ein Felsblock aus dem Bergstock, in dem er Jahrtausende, vielleicht sogar Jahrmillionen gelebt hat, und poltert mit unheimlicher Wucht den Berg herunter.

Dies alles bildet ein zusammenhängendes, buntes, nie ruhendes Naturgeschehen. Mein Auge gewöhnt sich allmählich an das wirre und doch so unabänderlich gerichtete Spiel. Doch was ist das? Sehe ich denn nicht einen Klotz, der da aufwärtsrollt? Und dort noch einen! Gibt es das? Sind es Felsblöcke, die bergauf wandern? Trugbilder?

Nein, ich sehe richtig. Die Welt des Triglavs beherbergt wahrhaftige Wunder. Ihr Eis, ihr Schnee, ihr Wasser, ihre Felsblöcke, Steine und Steinchen wandern immer aus der Höhe ins Tal. Im Tal jedoch gibt es Klötze, die sich um ewige Bewegungsgesetze nicht kümmern, die aus dem Tal in die Höhe rollen. Sie sind Wunder der Triglavwelt, weil sie Ausnahmen in die Fülle des Geschehens hineinragen.

Uns Menschen erscheint es natürlich, daß alle unbelebten Stoffkörper talabwärts wandern, daß jedoch unsere Körper gegen

den großen Strom schwimmen. Ein vorurteilsloser, aus dem Weltraum herunterschauender Beobachter müßte indessen überzeugt sein, ein Wunder vor sich zu haben, wenn seine Augen plötzlich den Körper eines Bergsteigers erblicken würden.

Das Gesetz der Schwere ist doch kein wirkliches, keine Ausnahme duldendes Gesetz! Der menschliche Körper ist schwer. Trotzdem rollt er nicht den Bergabhang hinunter wie ein gleich schwerer Felsblock. Er steigt sogar. Allerdings, er kämpft dabei schwer. Mit wem? Offenbar mit der wahrscheinlicheren Richtung, der sich Schnee und Eis, Wasser und Steine kampfflos unterwerfen. Der blinde Herrscher des Weltalls, der Zufall, treibt alle Stoffkörper und -körperchen talabwärts. Der Verstand führt den menschlichen Körper, aber auch unbelebte Körper, wenn er will, berganwärts.

Muß man, vor diesem so nüchternen und doch rätselvollen Bild stehend, nicht nachdenklich werden? Wie ist denn das eigentlich? Stehen dem Verstand oder dem von ihm geführten menschlichen Körper Bewegungskräfte zu, die der Zufall nicht kennt? Sind der Zufall und der Verstand nicht zwei ungreifbare Wesen, die kaum unmittelbar in die Naturspiele werden eingreifen können? Wo ist denn das eigentliche bewegende Etwas? Hat es in der Hand des Zufalls eine andere Gestalt und Macht als im Lenkbereich des Verstandes?

Meine Gedanken kehren, mit diesen Rätseln kämpfend, immer wieder in die Triglavwelt zurück. Habe ich nicht von Plänen gehört, eine Seilbahn aus dem Vrata-Tal bis zur Kredarica-Hütte zu spannen? Der Triglavbesucher würde von ihr in einer knappen Stunde hinaufgehoben werden! Die armen Träger hätten es nicht mehr nötig, furchtbare Lasten hinaufzuschleppen, wenn die Seilbahn ihren Dienst antreten würde.

Die Alpenwelt kennt eine ganze Reihe von Seilbahnen, die das Leben der Berge ihrer Umgebung von Grund aus geändert haben. Die Triglavseilbahn ist kein leeres Hirngespinnst! Ich kann mir die Fahrkabinen gut vorstellen, wie sie, über schrecklichen Abgründen schwebend, zuweilen leicht schaukelnd, himmelwärts streben.

Wäre denn das Hinauffahren ein kleineres Wunder als das Hinaufsteigen? Sicherlich nicht. Die Seilbahnkabine schwimmt ebenso gegen den Strom des Naturgeschehens wie der Körper des Bergbesuchers. Gewiß, die Seilbahn muß ebenso vom Verstand geführt werden wie der menschliche Körper. Sie ist indessen von den Körperkräften des Menschen unabhängig. Es ist also klar, daß das bewegende Etwas, das der Verstand zu Wunderleistungen zwingt, nicht im Menschen sitzen muß. Es ist möglich, daß es ebenso bereit ist, dem blind herumtappenden Zufall zu dienen wie dem klar wählenden, richtunggebenden Verstand zu gehorchen. Was ist es also?

Der Mensch ist doch wirklich ein eitler Tropf! Er stand und steht noch heute im Mittelpunkt des Weltalls, er lächelt herablassend dem sich würdevoll um ihn drehenden Himmel zu, er ist die Krone der Schöpfung, er arbeitet schwer und erfolgreich, bezwingt mächtige Berge und hebt sich selbst in luftige Höhen! Natürlich ist er es, der die Arbeit des Lebenskampfes leistet! Die Arbeitsfähigkeit ist selbstverständlich eine unverwüstliche Eigenschaft seines wundervollen Körpers!

Ich sehe noch immer die Triglavseilbahn vor meinen geistigen Augen. Sie wird von einem Dieselmotor betrieben. Woher kommt die Arbeitsfähigkeit des Motors? Steckt sie in den Zylinderwänden oder im kräftigen Kolben? Nein. Der Motor bleibt unbeweglich, er kann nicht arbeiten, solange ihm kein Treiböl zugeführt wird. Die Arbeitsfähigkeit steckt zweifellos im Öl.

Kommt nicht ein elektrischer Motor in Betracht? Sicherlich. Ich würde die Seilbahn sogar lieber einem elektrischen Motor anvertrauen. Woher nimmt denn dieser Motor seine Arbeitsfähigkeit her? Steckt sie in seinem Eisen oder in seinem Kupfer? Nein. Ich muß dem Motor Elektrizität zuführen. Er arbeitet, solange er vom elektrischen Strom durchflossen wird, und bleibt stehen, wenn man den Strom abschaltet. Die Arbeitsfähigkeit steckt diesmal in der strömenden Elektrizität.

Donnerwetter! Am Ende ist der menschliche Körper auch nur ein Motor, der aus sich selbst keine Arbeitsfähigkeit hervor-

holen kann, dem Treibstoff zugeführt werden muß, damit er Arbeit leisten kann! Natürlich ist mein Körper nur ein Motor! Sein Treibstoff ist die Nahrung, die unaufhörlich zugeführt werden muß. Meine Arbeitsfähigkeit steckt in meiner Nahrung.

Der Arbeiter, der eine Drehbank bedient, tut gern, sogar mit Überzeugung, so, als wäre er es, der auf dem Drehbanktisch eingespannten langen Welle die schöne Zylindergestalt gibt, der da dreht, schroppt und glättet. In Wirklichkeit überwacht er lediglich das stählerne Messer, dem er die Arbeitsrichtung eingestellt hat. Er überwacht natürlich auch den Motor, der die Drehbank bewegt. Der wirkliche Arbeiter ist der elektrische Strom, das Treiböl, vielleicht der Wasserdampf. Der Treibstoff, in dem die Arbeitsfähigkeit sitzt.

Der Bergsteiger glaubt ja auch, aus eigenen Kräften zu steigen, selbst die schwere Aufstiegsarbeit zu leisten. Er sieht nicht, daß ihn der Treibstoff hebt, daß er lediglich den Motor, seinen Körper, überwacht und lenkt. Das Bewußtsein des Menschen fühlt sich allerdings so sehr in seinem Körper zu Hause, daß es seine lenkende Tätigkeit mit der Leistung der lediglich gelenkten Arbeit verwechselt.

Es nützt nichts: Das Bewußtsein ist der Wagenlenker, der Körper ist sein Wagen. Die Nahrung, das tägliche Brot, ist der die Bewegungsarbeit leistende Treibstoff. Das Bewußtsein kann einen anderen Wagen, einen elektrischen, einen Wasser-, einen Dampf-, einen Dieselmotor, ebenso lenken wie den mit ihm im Menschen innig verbundenen Körper. Der menschliche Körper ist eine Maschine. Eine unter vielen.

Doch nein! Daß mein Körper selbst arbeitet, sehe und fühle ich. Ich schwitze, ich werde müde, ich fühle Schmerzen, es ist mir warm. Wird nicht auch der elektrische, der Dampf-, der Dieselmotor warm, wenn er arbeitet? Im Eisen und Stahl, im Kupfer der arbeitenden Maschinen entstehen ebenso Arbeitsspannungen wie in meinen Sehnen. Alle Maschinen schwitzen, werden müde, hungrig. Sie bleiben alle stehen, wenn man ihnen

den Treibstoff entzieht. Sie fühlen keine Schmerzen, spüren keine Müdigkeit, weil sie kein Bewußtsein haben. Das ist der ganze, sehr unwesentliche Unterschied.

Der Ausflug in die Bergwelt hat mir wunderbare Einblicke in die Geheimnisse des Lebenskampfes geschenkt. Die Mühen der Lebenskämpfe sehe ich jetzt in einem ganz eigenartigen Bilde. Sie sind nicht mehr das, was sie mir einst waren. In ihnen erlebe ich nicht mehr den Lebenskampf, die Arbeit, selbst, sondern nur die unvermeidlichen Begleiterscheinungen der Arbeit.

Wie stolz war ich doch auf die hunderttausend Meterkilogramm, die ich, in die Triglavwelt hinaufsteigend, geleistet habe! Wie selbstgefällig habe ich sie im Schweiß, in den Sehnenschmerzen, in der Körpermüdigkeit zerschmelzen sehen! Der Tor, der ich war!

Die schönen hunderttausend Meterkilogramm sind in Wirklichkeit vom kräftigen Frühstück, das ich vor dem Aufstieg eingenommen und vom Inhalt der Fleischbüchse, die ich unterwegs, auf einem Felsen sitzend, geleert habe, geleistet worden. Mein Verstand lenkte ein hinauffahrendes Fahrzeug, meinen Körper. Das ist mein ganzes Verdienst am Aufstieg. Es war ein steiler Weg. Mein Motor wurde sehr warm, seine Bauteile wurden stark gespannt. Diese Arbeitswärme, diese Spannungen bildeten die Mühen. In meinem Schweiß, in meinen Sehnenschmerzen, in meiner Müdigkeit steckten die Unzulänglichkeiten meines Körpers, die ihnen nutzlos geopfert überschüssige Arbeit, und nicht die Nutzarbeit der hunderttausend Meterkilogramm.

Jeder Motor vergeudet auf seine eigene Art einen Teil der ihm im Treibstoff zugeführten Arbeitsfähigkeit. Es gibt keinen vollkommenen, verlustlosen Motor. Jeder Motor keucht unter der Schwere der Verlustarbeit, die von seinen Unzulänglichkeiten nutzlos verschlungen wird. Die Nutzarbeit selbst geht durch jeden Motor einfach hindurch.

Es ist vielleicht eine bittere Pille, die da dem auf seine Arbeitsleistungen so stolzen Menschen gereicht wird. Sie wird durch die Verklärung versüßt, in der die Tätigkeit des Verstandes aus den befremdenden Bildern hervortritt. Das Verdienst am Lenken der Arbeit kann dem Menschen nicht genommen werden. Am Leisten der Arbeit hat er kein wirkliches, zum mindesten kein unmittelbares Verdienst.

Ist denn die Tatsache, daß der Verstand den Körper verlassen und einen leblosen Motor beseelen kann, nicht beglückend genug? Ist es nicht herrlich, daß im Lebenskampf der Verstand alles, der Körper fast nichts ist?

Gibt es eine schönere Bestätigung der Behauptung, daß in den Lebenskämpfen der Verstand, und nur der Verstand, mit dem Zufall um die Palme ringt, als die aus dem Triglavausflug heimgebrachten Erkenntnisse? Schimmert denn nicht durch die verblüffende Feststellung, daß uns die Bürde der Lebenskämpfe eigentlich gar nicht zu quälen braucht, daß wir sie künstlichen Arbeitern übertragen können, daß wir zu Lenkern und nicht zu Zugtieren geboren sind, die Morgenröte einer großen Zukunft hindurch?

Das Tier braucht für den Lebenskampf seinen Körper, weil es den Verstand nicht hat, um von seinem Bewußtsein getrennte Motoren aufzubauen. Auch das Tier lenkt seinen Motor. Es muß jedoch die Unzulänglichkeiten dieses lebenden Motors ertragen. Das Tier überläßt natürlich die Leistung der Lebensarbeit den Treibstoffen, der Nahrung, ganz ebenso wie der Mensch. Es kann jedoch seinen Körper nicht aus dem Lebenskampf herausziehen, wie es der Mensch kann und auch tut. Das Tier kann schließlich nur solche Arbeitsleistungen unternehmen, die sein Körpermotor bewältigen kann. Der Mensch dagegen baut Motoren, die riesige Arbeitsleistungen vollbringen können. Seine künstlichen Arbeiter sind unvergleichlich stärker als sein Körper ist.

Alle Motoren lassen sich merkwürdigerweise auf ein ungeheuer einfaches Modell zurückführen: Ein verhältnismäßig kurzes Rohr, bestimmt, eine geheimnisvolle Flüssigkeit durchströmen

zu lassen und dabei in eine gegebene Richtung zu leiten. Alle Motoren sind auf dieselbe Art unzulänglich: Ihre Rohrwände lassen einen Teil der geheimnisvollen Flüssigkeit durchsickern, werden dabei angegriffen und verbraucht, als wäre die Flüssigkeit ätzend. Alle Motoren sind nur innerhalb bestimmter Grenzen leistungsfähig: Je stärker der sie durchheilende geheimnisvolle Flüssigkeitsstrom ist, um so mehr leiden die Rohrwände.

Man darf sich vom äußeren Bild nicht täuschen lassen. Die verschiedenen Motoren dienen scheinbar verschiedenen Flüssigkeiten, verschiedenen Treibstoffen. In Wirklichkeit handelt es sich immer wieder um dieselbe geheimnisvolle Flüssigkeit. Sie hüllt sich wohl einmal in Dampf, das andere Mal in Wasser, wieder ein anderes Mal in Öl ein. Dampf, Wasser, Öl, Elektrizität sind jedoch nur verschiedene Träger desselben unfaßbaren Treibstoffes.

Er steckt im fallenden Wasser. Wir bauen Wassermotoren, sogenannte Wasserturbinen, in denen das Wasser auf eine besondere Art fällt. Die Turbine schluckt Wasser und läßt es wieder abfließen. Sie ist ein Rohr. Das abfließende Wasser hat allerdings nicht mehr denselben Inhalt wie das zufließende. Es ist viel zahmer, ruhiger. Das geheimnisvolle Etwas, das es zufließend besaß, strömt durch die Welle der Turbine ab. Wir wissen, daß die Turbine Arbeit leistet. Die Arbeitsfähigkeit wird also vom Wassermotor aus dem Wasser gezogen und in die Welle geleitet.

Der gespannte Wasserdampf enthält viel Arbeitsfähigkeit. Wir führen ihn dem Dampfmotor zu. Es ist nicht wichtig, ob wir eine Dampfturbine oder eine Kolbendampfmaschine verwenden. Der Dampfmotor schluckt arbeitsfähigen Dampf und läßt ihn entkräftet wieder abströmen. Die Arbeitsfähigkeit, die er ihm abgenommen hat, leitet der Dampfmotor in seine Welle.

Der Dieselmotor schluckt schweres, der Benzinmotor leichtes Öl. Beide ziehen die Arbeitsfähigkeit aus dem Öl und leiten sie in ihre Wellen. Das abströmende Öl ist natürlich nicht mehr das, was es zuströmend war. Es zieht verbrannt ab.

Fallende Elektrizität ist ebenso arbeitsfähig wie fallendes Wasser. Der elektrische Motor schluckt arbeitsfähige Elektrizität, läßt sie fallen und entkräftet abströmen. Auch dieser Motor leitet die gewonnene Arbeitsfähigkeit in seine Welle. Er ist keine Ausnahmeerscheinung in der Motorenwelt.

Ist der menschliche Körper eine Ausnahmeerscheinung in der Welt der Motoren? Keineswegs. Unser Körper schluckt Nahrung und verbrennt sie. Er tut ungefähr dasselbe wie ein Dieselmotor. Der Verbrennungsvorgang entzieht der Nahrung die Arbeitsfähigkeit, die dann in den Armen und Beinen sichtbar wird. Meine Hand ist die Welle des Motors, der mein Körper ist.

In seinem tiefsten Wesen ist jeder Motor ein einfaches Rohrstück. Die Tatsache, daß die geheimnisvolle Flüssigkeit, die das Motorrohr durchströmen soll, immer einen Träger braucht — Wasser, Dampf, Öl, menschliche Nahrung —, gibt dem Motor eine Nebenaufgabe: die Trennung des Trägers und der Traglast. Deshalb ist jeder Motor ein sich gabelndes Rohrstück. Sein ungegabeltes Ende schluckt den vollen Treibstoff, das eine Gabelende läßt den entkräfteten Treibstoff abströmen, das andere Gabelende die reine Arbeitsfähigkeit. Dieses andere Gabelende ist die Welle. Es muß nicht gerade eine Welle sein. Es kann auch die Gestalt der Hand annehmen.

Die geheimnisvolle Flüssigkeit, die sich immer wieder anders verkleidet, die in verschiedenen Treibstoffen steckt, herausgeschält und geleitet wird, die Arbeitsfähigkeit, die für den Lebenskampf so ungeheuer wichtig ist, hat einen sehr bekannten Namen. Wir nennen sie: Energie.

Man versinkt, wenn man sich mit der Frage quält, was Energie eigentlich ist, in denselben metaphysischen Sumpf, dem man nicht entgeht, wenn man dem Bewegtsein des Weltalls nachgrübelt. Die einfache Tatsache, daß sich alles im Weltall bewegt, muß deshalb einfach hingenommen werden. Daß die

Energie das Weltall füllt, muß aus denselben Gründen einfach hingenommen werden.

Es hat wenig Sinn, darauf hinzuweisen, daß das Bewegtsein ein Zustand ist, die Energie dagegen das Bewegende zu sein scheint. Der Begriff des Bewegenden ist ein Kind unserer Vorstellungswelt. Wir haben Anlaß genug, unsrer Vorstellungswelt zu mißtrauen und ihre Erzeugnisse nicht der wirklichen Welt aufzwingen zu wollen. Außerdem ist die Energie mehr als das Bewegende des Weltalls. Sie ist merkwürdigerweise das Bewegende und das Bewegte, sie ist sozusagen der ganze greifbare Inhalt des Weltalls.

Vor der großen Wandlung in der Physik, noch vor einem halben Jahrhundert also, war dem Menschen der Stoff das Bewegte, die Energie das Bewegende. Die klassische Physik sah zwei Spieler auf der großen Weltallbühne. Sie war überzeugt, daß kein Stoffteilchen verschwinden, aber auch keines aus dem Nichts entstehen kann. Sie war ebenso überzeugt, daß die Energiemenge des Weltalls unantastbar ist. Sie mußte ja diese Überzeugungen vertreten. Außerhalb des Weltalls gibt es in ihren Bildern nichts.

Das ist jetzt anders. Unsere junge Physik hat festgestellt, daß sich der Stoff in Energie, aber auch Energie in Stoff umwandeln kann. Stoff und Energie sind somit nur Erscheinungsformen desselben Dinges. Stoff ist, wenn man will, erstarrte Energie, Energie sozusagen aufgelöster Stoff.

Der Weltallraum erscheint uns heute nicht mehr so abstoßend leer wie seinerzeit. Die furchtbaren Abgründe, die Sonne von Sonne, Milchstraße von Milchstraße zu trennen scheinen, sind heute voll ausgestrahlter Energie. Die Sonnenstrahlen, die Strahlen der ungezählten Weltallsonnen, sind wandernde, den Raum füllende Energie. Das Licht, das sichtbare und das unsichtbare, ist Energie.

Energie ist der sich bewegende Weltallinhalt. Sie zerfällt — M. Planck hat es entdeckt — ebenso in winzige Teilchen wie der Stoff. Sie ist ja auch Stoff. Die Energiestoffteilchen tanzen im Weltraum umher, bilden Teilchenmeere, Teilchenströme, un-

scheinbare Teilchenbächlein. Der blinde Zufall wühlt in dieser merkwürdigen Weltallflüssigkeit herum. Er führt sie von Zustand zu Zustand, duldet unwahrscheinliche Strömungen ungern, benagt die unwahrscheinlichen Strömungsgefälle und ist unaufhörlich bemüht, den Teilchenozean mehr und mehr zu beruhigen. Der Wärmetod der klassischen Physik ist ein Tod des Bewegtseins.

Der sehende Verstand fängt Energieströme auf, gibt ihnen sorgsam vorbereitete Strömungsrichtungen, baut Energiekanäle und nützt die gezähmte Arbeitsfähigkeit für seinen Lebenskampf aus. Jeder Motor ist ein sehr unwahrscheinliches Energiestrombett.

Ich stehe in meiner Bergwelt vor einem prachtvollen Wasserfall. Eine fast senkrechte Felsenwand herunter fließen in jeder Sekunde Tausende von Litern Wasser. Sie fallen fast hundert Meter tief. Wie schön sind doch die Farben dieses gewaltigen Wasservorhanges!

Doch welche Urgewalt steckt im fallenden Wasser! Wie es da poltert, brüllt, schäumt, donnert! Wie es wühlt, gräbt, frißt, schlägt! Die Wasserfallsohle ist ein einziger brodelnder Kessel. Felsstücke, Steine, Steinchen, wild durcheinander geworfen, bilden seinen festen Inhalt.

Das gefallene Wasser ist nicht mehr derselbe Stoff wie das oben zuströmende. Ein Teil seines Inhaltes, seines Wesens, ist in das zerschlagene Gestein der Wasserfallsohle übergegangen. Es ist offenbar ein Irrtum, in dem aus einer Felsenwand herausgelösten Steinklumpen noch denselben Stoff zu sehen, der er vor dem Herauslösen war.

Das fallende Wasser leistet Arbeit. Ich sehe es, wenn ich die Wasserfallsohle betrachte. Ich sehe es, wenn ich irgendeinen Wasserstrom beobachte. Das Wasser gräbt in seinem Strombett herum, wühlt in den Uferwänden, schleppt Bäume, Laub, Eis, rollt Steine, Steinchen, trägt den Schlamm.

Man kann fallendes Wasser durch sorgsam vorbereitete Kanäle führen, in denen es nicht herumwühlen, in denen es keine nutzlose, das heißt, dem Menschen unerwünschte Arbeit leisten kann. Was macht es dann mit seiner Energie? Wie tobt es sich

dann aus? Irgendwohin muß doch diese unbändige Lebenskraft abgeleitet werden.

Wir bauen ein glattes Strombettstück, einen betonierten Kanal, und schalten es in den Stromlauf ein, nicht etwa, um dem Wasser Arbeit zu ersparen, sondern um die ersparte Arbeitsfähigkeit für unsere Zwecke auszunützen. Deshalb bauen wir in das künstliche Strombettstück eine Turbine ein. In ihr, in diesem Wassermotor, soll sich das fallende Wasser austoben. Statt Steine zu rollen und die Strombettwände zu durchwühlen, soll es die Welle der Turbine drehen und damit Nutzarbeit, das heißt, dem Menschen erwünschte Arbeit leisten.

Wo hat denn das strömende, das fallende Wasser, das wir durch die Tretmühle führen und für uns arbeiten lassen, eigentlich seine Arbeitsfähigkeit aufgeladen? Wir schauen gespannt stromaufwärts. Das Wasser kommt aus den Bergen. Es fiel einmal als Schnee oder als Regen auf die Berggipfel. Woher? Aus den Wolken natürlich.

Unaufhörlich hebt die Sonnenwärme Wasser aus den Meeren empor, verwandelt es in Dampf, bildet Nebel und aus Nebeln Wolken. Winde schieben die Wolken über gebirgige Gegenden. Das Regen- und das Schneewasser fällt unaufhörlich in Bächen, Flüssen und Strömen talabwärts — ins Meer zurück. In Wasserturbinen arbeitet also Sonnenwärme, Sonnenenergie.

Vor Jahrmillionen strahlte die Sonne auf eine märchenhafte Landschaft der jungen Erde herunter. Riesige Farnkräuter bildeten damals merkwürdige Wälder. Sie lebten von der Sonnenenergie. Ihre Körper waren ein merkwürdiger Stoff. Leblose Stoffe der Erdoberfläche verschmolzen in ihnen mit dem Sonnenenergiestoff.

Dann kamen gewaltige Umwälzungen der Erdkruste, und die unermesslichen Urweltwälder wurden verschüttet. Sie nahmen die gefangene Sonnenenergie mit sich ins Grab, das ja doch nur eine Schlummerstätte war. Wir graben in diesen uralten Gräbern herum und ziehen die uralten Pflanzenleichen ans Tageslicht. Roh, wie wir sind, nennen wir diese Gräberschändung: Kohlenförderung.

Aus der verbrennenden Kohle strömt Wärme: die uralte Sonnenwärme, die seinerzeit in die vom Leben aufgestellte Mausefalle fiel. Wir wärmen mit ihr Wasser, lassen es verdampfen, leiten den Dampf in den Dampfmotor und zwingen ihm Nutzleistungen auf. Auch die Dampfmaschine ist eine Tretmühle, in der die Sonnenwärme, die Sonnenenergie, arbeitet.

Wir können der in unseren Motoren arbeitenden Energie noch tiefer ins Weltall nachgehen. Physiker, die in den Sternen herumstochern, erzählen uns, daß junge Sonnen überwiegend aus Wasserstoff aufgebaut sind, dem einfachsten und leichtesten Stoff, den wir kennen. Sie behaupten, daß sich Wasserstoffteilchen in Heliumteilchen verwandeln, wenn die Sonne altert. Helium ist der zweiteinfachste, der zweitleichteste Stoff.

Die neue Physik sieht mit scharfen Augen den riesigen Stoffumwandlungen zu, die sich in der großen Welt abwickeln. Es entgeht ihr nicht, daß das entstehende Helium etwas stoffärmer ist als es der verbrauchte Wasserstoff war. Der Stoffverlust erscheint zunächst wenig wichtig, er macht kaum ein Hundertstel aus. Doch wie kann Stoff überhaupt verschwinden? Er verschwindet nicht. Er zerschmilzt in strahlende Energie. Die Sonne strahlt die Abfälle des Wasserstoffs aus, die bei der Umwandlung entstehen.

Der fallende Stoff magert ab, weil er Energie abgibt, weil er zum Teil sozusagen schmilzt. Das gefallene Wasser ist stoffärmer als es oben in der Höhe war. Es handelt sich um unmeßbar kleine Verluste, solange die Energieabgabe so bescheiden bleibt wie in den uns bekannten Wasserfällen. Deshalb entgehen sie uns.

Wenn im Atomsonnensystemchen ein kreisendes Wandelsternchen auf eine tiefere, dem Atomkern nähere Bahn herunterfällt, verliert das Atom einen Teil seines Inhaltes. Es strahlt ihn aus. Ein Lichtblitz ist der Ausdruck des Verlustes. Das ist der Hintergrund des Glühens und Leuchtens aller uns bekannten Stoffe.

Es handelt sich um riesige Energiemengen, die da im scheinbar unzerstörbaren Stoff schlummern. Ein Gramm irgendeines

Stoffes enthält Energie genug, um das stolze Schiff „Bremen“ aus seinem Heimathafen nach New York und wieder zurück treiben zu können.

Was für Stümper sind wir Menschen immer noch! Was für entsetzliche Mengen Treibstoff brauchen wir für jede Hin- und Herreise der „Bremen“! Wie wenig verstehen wir es noch, die Stoffe und deren Arbeitsfähigkeit auszunutzen! Wie schlecht wirtschaften wir!

Man dachte noch vor einigen Jahrzehnten, die strahlenden Sonnen verstünden ganz anders zu wirtschaften, sie seien fähig, das Letzte aus ihrem Stoff herauszuholen, um es in den Weltraum zerstrahlen, zerstreuen zu können. Man rechnete eben mit Lebensdauern in der Sonnenwelt, die mehrere Jahrbillionen umfaßten.

Heute haben wir bescheidenere Bilder vor uns. Wir denken nur noch an Stoffwandlungen, vor allem an Wasserstoff-Helium-Umwandlungen, die nur ein mageres Hundertstel des restlosen Stoffvernichtungsertrages einbringen. Deshalb erscheinen uns die Sonnen nicht mehr so althehrwürdig wie einst. Wenn der verbrauchbare Energievorrat im Verhältnis hundert zu eins kleiner geworden ist, kann die Energieausstrahlung eben auch nur ein Hundertstel jener Zeit füllen, die man einst berechnete.

Die Menschheit lebt irgendwo in einem unermesslichen Energieozean, der den Weltraum füllt. Sie sieht die ruhigen Teile dieses Ozeans als leeren Raum und seine hochstrebenden Wellen als Sonnen, Sonnenhaufen, Milchstraßen. Die Menschheit spürt das Rauschen der Wellen und kämpft mit den Strömungen. Sie läßt sich noch, obwohl widerstrebend, treiben. Sie strebt, erwachend, stromaufwärts. Ihr Verstand untersucht die Strömungsrichtungen, die Wirbel, die Wellen. Er lenkt noch unbeholfen die das Leben mittragende Weltallflüssigkeit. Er lernt schwimmen — — —

Man mißt Zahlungsfähigkeiten mit derselben Mark, mit der man Zahlungen messen kann. Eine mögliche Zahlung ist schließlich auch eine, wenn auch nur eine bloß gedachte Zahlung. Eine

Arbeitsfähigkeit ist nur dann etwas Wirkliches, wenn sie einer bereitgestellten Arbeit entspricht. Man kann die Arbeitsfähigkeit, die Energie, offenbar mit demselben Maß messen wie die Arbeit selbst.

Das Meterkilogramm ist eine aus dem menschlichen Lebenskampf geholte Energiemaßeinheit. Der verhältnismäßig geringen Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers angepaßt, erscheint diese Maßeinheit allzu bescheiden, wenn sie an die Energiemengen angelegt werden soll, die überall in der leblosen Umgebung des Menschen strömen, wirbeln und wirken.

Es ist zum Beispiel verhältnismäßig schwer, ein Liter Wasser von null auf hundert Grad Celsius zu erwärmen. Wir tun es alle Tage und denken uns wenig dabei. Wir sehen nicht, wie sehr die kleinsten Wasserteilchen belebt werden müssen, wie heftig sie anfangen müssen, durcheinander zu schwirren, damit das Thermometer bis zum Siedepunkt hinaufklettert. Wieviel Arbeit muß dabei geleistet werden? Ungefähr zweiundvierzigtausend-siebenhundert Meterkilogramm müssen in das eine Liter Wasser hineingearbeitet werden.

Fast ein halber Triglavaufstieg!

Die Urmenschen fachten Feuer an, indem sie zwei Holzstücke solange aneinander rieben, bis sie genügend warm wurden. Warum wurden sie denn dabei warm? Nun, man kann sich leicht vorstellen, daß die kleinsten Holzteilchen lebhafter und lebhafter werden müssen, wenn sie beim Reiben einander stoßen. Es ist eine schwere Arbeit, dieses altherwürdige Feuermachen! Ein Versuch erzählt mehr als die schönste Beschreibung.

Das Kochen ist eine schwierige Lebenskampfhandlung. Die Kräfte des menschlichen Körpers sind ihm nicht gewachsen. Es muß von Hilfskräften geleistet werden, die man in der leblosen Welt findet und in die Tretmühle zwingt. Die in der Kohle schlummernde Energie, zum Beispiel, arbeitet willig in unseren Herden.

Wir gehen, um nicht mit unbequemen Zahlen rechnen zu müssen, gern vom Meterkilogramm zu einer viel größeren Maßeinheit

über, wenn wir künstliche Arbeitsleistungen messen wollen, vergessen jedoch dabei meist, daß wir diese größere Maßeinheit beim Kochen kennengelernt haben. Sie heißt Kalorie. Sie ist vierhundertsiebenundzwanzigmal größer als ein Meterkilogramm.

Eine Kalorie erwärmt ein Liter, das heißt ein Kilogramm, Wasser um einen Grad Celsius. Sie hebt sozusagen ein Kilogramm Wasser um etwas, das ein merkwürdiger Höhenunterschied ist. Man braucht selbstverständlich hundert Kalorien für das Erwärmen eines Liters Wasser von null auf hundert Grad Celsius.

Ein Kilogramm guter Steinkohle enthält wohl ungefähr achttausend Kalorien. Der Bergsteiger leistet beim Triglavaufstieg etwas mehr als zweihundert Kalorien. Das erscheint sehr geringfügig und ist es auch. Der menschliche Körper ist ein schwacher Motor.

Er ist indessen ein verhältnismäßig starker Verbraucher. Ein Schwerarbeiter braucht täglich etwa dreitausendachthundert, auch viertausend Kalorien, die er in seiner Nahrung empfängt, um seinen zermürbenden Lebenskampf bestehen zu können. Er gibt kaum ein Fünftel der aufgenommenen Energie als Nutzarbeit ab. Es fällt schwer zu leugnen: Der menschliche Körper ist nicht nur ein schwacher, sondern auch ein sehr unwirtschaftlicher Motor.

Es ist wahr, daß die Dampfmaschinen nicht viel besser zu wirtschaften verstehen. Altmodische Dampfmaschinen lassen aus ihren Wellen kaum ein Zehntel jener Energiemenge als nutzbare Arbeit heraustreten, die in der unter dem Dampfkessel verheizten Kohle steckt.

Unter ungeheuren Anstrengungen gelang es der Technik in den letzten Jahrzehnten, die Wirtschaftlichkeit ihrer Verbrennungsmotoren allmählich so weit hinaufzutreiben, daß ein Fünftel, sogar ein Viertel der Treibstoffenergie nutzbar wurde. Die Treibstoffvergeudung erscheint trotzdem noch immer erschreckend.

Der menschliche Körper kann als Motor wenigstens darauf hinweisen, daß er in seinem Inneren Arbeit leistet, die sehr wichtig

ist, die zweifellos Nutzarbeit ist. Er verbraucht einen großen Teil der Nahrung, seines Treibstoffes, für die Erneuerung der verbrauchten Körperzellen. Er lebt deshalb länger als ein Verbrennungsmotor, obwohl er nicht aus Eisen und Stahl gebaut ist.

Der Mensch, der sich ins Bett legt und überhaupt keine körperliche Arbeit leistet, braucht trotzdem ungefähr eintausendsiebenhundert Kalorien täglicher Nahrung, um nicht zu verfallen. Diese Kalorien arbeiten offenbar auf der inneren Arbeitsfront des Körpers.

Es ist außerordentlich bemerkenswert, daß der Kopfarbeiter, der sich nur ganz wenig körperlich bewegt, der nur nachdenkt, grübelt und forscht, wenig Nahrung braucht, nicht viel mehr als der im Bett liegende, unbewegte Mann. Der Unterschied entspricht wohl nur den unvermeidlichen Bewegungen des Körpers. Kopfarbeit läßt sich offenbar weder in Meterkilogramm, noch in Kalorien messen. Kopfarbeit ist keine wirkliche Arbeit, sie ist lediglich Arbeitslenkung.

Die beiden großen Gegner, die in unseren Lebenskämpfen miteinander ringen, der Zufall und der Verstand, arbeiten nicht, sie lenken bloß. Eigentlich lenkt nur der Verstand. Der Zufall läßt dem Geschehen freien Lauf. Doch das Nichtlenken ist auch ein Lenken.

Zwischen der reinen Kopfarbeit und der ganz kopflosen körperlichen Arbeit gibt es eine lange Leiter von Arbeitsarten des menschlichen Lebenskampfes, deren Sprossen so dicht aufeinanderfolgen, daß man fast mit stetigen Übergängen rechnen kann. Es gibt unzählige Mischungen der Kopf- und der Körperarbeit. Ihnen entspricht der Bereich von ungefähr eintausendsiebenhundert bis etwa dreitausendachthundert Kalorien täglicher Nahrungsaufnahme und gleichzeitig der Bereich von null bis etwa dreihundert Kalorien auswärts gerichteter körperlicher Tagesnutzarbeit.

Die Tatsache, daß die Verbrennungsmotoren schlecht wirtschaften, daß sie viel mehr Energie aufnehmen müssen, als sie an Nutzarbeit abgeben, daß sie also von der vergeudeten

Energie sehr stark belastigt werden, ist der nüchterne Hintergrund der alten Klage über den Fluch der Erbsünde. Diese Tatsache macht die schwere körperliche Arbeit zur Qual. Natürlich ist es nicht die Nutzarbeit, die den Körper quält und plagt. Die vier-, fünf- auch sechsmal umfangreichere Flucharbeit ist es, die die Körperstoffe zermürbt.

Deshalb altert der Schwerarbeiter rasch und wird früh — von seinem besonderen Arbeitsstandpunkt aus besehen — arbeitsunfähig. Der Kopfarbeiter wird eigentlich nie alt. Seine Gedanken werden allmählich ruhiger, sie werden gleichzeitig klarer und schärfer. Der große Kopfarbeiter bricht schließlich zusammen, weil ihn der Körper, den er eigentlich nie gebraucht hat, den er als eine unnötige Bürde durch das Leben mitgeschleppt hat, umwirft.

Es gibt Menschen, die weder mit dem Kopf noch mit dem Körper arbeiten, die bloß spielen. Man kann das Leben auch verspielen. Man kann Kopf und Körper verspielen. Sie fallen dann beide als Opfer des blinden Zufalls. Das Weltallgeschehen rauscht über sie hinweg, als wären sie nie gewesen.

Die Nutzarbeit des Lebenskampfes, deren Aufgabe es ist, dem Zufall abzurufen, was das Leben braucht oder zu brauchen glaubt, ist die Gestalterin des menschlichen Lebens. Je umfangreicher sie wird, um so ertragreicher kann sie sein, um so angenehmer gestaltet sie das Leben. Sie kann zuweilen danebengreifen. Ihr auf Abwege geratender Teil geht natürlich nutzlos verloren, kann sogar schaden. Nicht alles, was als Nutzarbeit erscheint, ist wirkliche Nutzarbeit, erfolgreicher, siegreicher Lebenskampf.

Zweifellos hat der Mensch allen Anlaß, die Menge der Nutzarbeit, vor allem der wirklichen, aber auch, indem er mögliche Irrtümer vorsichtig einrechnet, der gesamten Nutzarbeit nach Kräften zu vergrößern. Bei diesem Streben setzt ihm zunächst die Arbeitsfähigkeit seines Körpers eine erste, glücklicherweise nur vorläufige Grenze.

Nehmen wir, an den Triglavaufstieg denkend, an, ein Schwerarbeiter könne Tag für Tag nicht nur hunderttausend, sondern sogar hundertachtundzwanzigtausend Meterkilogramm, was ungefähr dreihundert Kalorien entspricht, bewältigen, so hätten wir die erste, obwohl vorläufige Lebenskampfgrenze des Menschen erreicht.

Sie ist bemerkenswerterweise zeitabhängig. Man kann sie vom Tag auf das Jahr umrechnen, man kann sie auch auf eine Stunde, sogar auf eine Sekunde beziehen. Das Leben fließt in der Zeit dahin, deshalb sind auch die Lebenskampfziele zeitgebunden. Diese Tatsache zwingt uns, unsere Arbeitsbilder zu verschärfen.

Teilt man die hundertachtundzwanzigtausend Meterkilogramm der Tagesarbeit eines Schwerarbeiters gleichmäßig auf die sechsundachtzigtausendvierhundert Tagessekunden auf, so bekommt man eine durchschnittliche Arbeitsgeschwindigkeit von fast genau anderthalb Meterkilogramm je Sekunde. Der auf den Triglav hinaufkletternde Träger kann seine Tagesarbeit auf vier Stunden zusammendrängen. In diesem Falle arbeitet er vier Stunden mit der Geschwindigkeit von neun Meterkilogramm je Sekunde, um während der übrigen zwanzig Tagesstunden seine Kräfte sammeln zu können.

Die meisten Arbeiter haben einen achtstündigen Arbeitstag. Sind sie Schwerarbeiter, so erreichen sie offenbar eine Arbeitsgeschwindigkeit von rund viereinhalb Meterkilogramm je Sekunde, um sechszehn Stunden im Tag zu ruhen. Man kann aus dem Schwerarbeiter im Tag nicht mehr herauspressen als er leisten kann, wenn man seine Arbeitsstunden noch so streckt. Auf die Dauer ändert man mit Arbeitsstundenänderungen doch nur die Arbeitsgeschwindigkeit.

Warum rechne ich mit Meterkilogrammen, Sekunden und Stunden herum? Um zu zeigen, wie wenig leistungsfähig der mit bloßen Händen kämpfende Mensch ist. Um nachweisen zu können, daß der Mensch wirklich nicht zum Zugtier geboren ist, daß der menschliche Körper ein sorgsam behütetes Heim des

lenkenden Verstandes werden muß, statt als Motor wenig ausichtsreiche Anstrengungen zu machen.

Als im neunzehnten Jahrhundert leblose Motoren in den Lebenskampf des Menschen einzugreifen begannen, konnte es der gequälte Mensch zunächst kaum glauben, daß er kein Zugtier ist. Lange vorher war ihm allerdings das Pferd als Zugtier ein kräftiger Helfer. Die Kraft dieses Zugtieres im Sinn, fing der die ersten Dampfmaschinen bestaunende Mensch an, die Geschwindigkeit der künstlichen Arbeit in Pferdestärken zu messen.

Das, was die Technik eine Pferdestärke nennt, ist keine Stärke, sondern eine Arbeitsgeschwindigkeit, außerdem überwiegt es die dem Pferd erreichbare Arbeitsgeschwindigkeit ganz beträchtlich. Das neue Motorenzeitalter traf die Menschheit eben fast unvorbereitet und voll unklarer Begriffe. Es mußte das von ihr gewählte, unbeholfene Maß der Arbeitsgeschwindigkeit geduldig mitnehmen, weil sich schmerzliche, noch ganz frische Erinnerungen an die harte Zugtierzeit des Menschen Luft machen mußten, und weil die damals bekannten Arbeitsgeschwindigkeiten noch so bescheiden waren, daß alle Hoffnungen nur auf Vervielfältigung der tätigen Hilfe des Pferdes im menschlichen Lebenskampf gerichtet sein konnten.

Eine Pferdestärke entspricht fünfundsiebzig Meterkilogramm je Sekunde. Das ist eine Arbeitsgeschwindigkeit, die fast achtmal die oben berechnete größte und fünfzigmal die durchschnittliche Arbeitsgeschwindigkeit des Schwerarbeiters übertrifft.

Ein Motor, der nur eine Pferdestärke leisten kann, ist heute in unseren Augen ein Zwerg. Wir haben Motoren, die Hunderte, Tausende, ja Zehntausende Pferdestärken bewältigen. Neben solchen Riesen ist der Körper des Menschen nichts, fast nichts. Ein einziger Motor kann ja für viele Tausende von Schwerarbeitern arbeiten.

Gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts fing die Elektrotechnik an, in breiter Front in den menschlichen Lebenskampf einzudringen. Sie räumte dabei mit der alten Pferdestärke allmählich auf und fing an, ihr eigenes Maß für Arbeitsgeschwindigkeiten vorzuschieben.

Gerade so, wie die junge Dampfmaschinenteknik unwillkürlich an das Pferd gedacht hatte, dachte die noch schüchterne Elektrotechnik an die Dampfmaschine und nannte deshalb ihre neue Maßeinheit ehrfurchtsvoll Watt — Watt war bekanntlich der Erfinder der Dampfmaschine. Tausend Watt geben das Kilowatt, von dem wir heute im täglichen Leben immer wieder sprechen hören.

Das Kilowatt ist begrifflicherweise der dem Menschen erreichbaren Arbeitsgeschwindigkeit noch stärker entrückt als die Pferdestärke, es umfaßt hundertundzwei Meterkilogramm je Sekunde. Es beherrscht heute als Arbeitsgeschwindigkeitsmaß die Technik und die Wirtschaft. Wir leben eben im elektrotechnischen Zeitalter.

Die Arbeitsgeschwindigkeitsmaße haben ihre Geheimnisse, die dem oberflächlichen Beobachter leicht entgehen. Warum zum Beispiel hat die Feststellung, ein Motor „habe“ zwanzig Pferdestärken oder ein Stromerzeuger „leiste“ dreitausend Kilowatt, einen auch dem Nichttechniker zugänglichen Sinn, während man sich bei der Behauptung, der Schwerarbeiter könne eine durchschnittliche Arbeitsgeschwindigkeit von anderthalb Meterkilogramm je Sekunde erreichen, wenig Brauchbares vorstellen kann?

Ist es nur das Durcheinander von Pferdestärke, Kilowatt und Meterkilogramm je Sekunde, das uns den Überblick trübt? Wüßten, sähen wir mehr, wenn alle Behauptungen auf den gleichen Nenner gebracht vor uns stünden, wenn also der Motor zwanzigmal fünfundsiebzig, das heißt eintausendfünfhundert, der Stromerzeuger dreitausend mal einhundertzwei, das heißt dreihundertundsechstausend Meterkilogramm je Sekunde „hätten“ beziehungsweise „leisteten“, während der Schwerarbeiter nur anderthalb Meterkilogramm je Sekunde erreicht?

Gewiß fällt es dem einfachen Mann etwas schwer, Pferdestärke, Kilowatt und Meterkilogramm je Sekunde auseinanderzuhalten. Es steckt indessen noch eine andere Schwierigkeit hinter diesen Maßen. Die Arbeit des Motors und die Arbeit des Strom-

erzeugers sind anders zeitgebunden als die Arbeit des menschlichen Körpers!

Der Motor kann mit der ihm erreichbaren Arbeitsgeschwindigkeit laufen, ohne Ruhepausen einschalten zu müssen. Er ißt während der Arbeit, braucht keine Erholung und schläft nicht. Er arbeitet wohl zuweilen langsamer, wenn wir ihn dazu zwingen, er ändert sogar oft seine Arbeitsgeschwindigkeit, um sich unseren Wünschen anzupassen, er ist jedoch immer bereit, auch gleichmäßig mit seiner vollen Arbeitsgeschwindigkeit zu laufen, und tut es auch, wenn es sein muß. Er „hat“ seine Pferdestärken. Genau das gleiche sehen wir beim Stromerzeuger. Er „hat“, er „leistet“ seine Kilowatt.

Die Gleichmäßigkeit der Arbeit, die Gleichmäßigkeit der Arbeitsfähigkeit zum mindesten, legt es uns nahe, die in einer Sekunde erledigte Arbeit des künstlichen Arbeiters im Auge zu behalten. Wir verlassen uns ja darauf, daß die nächste und auch alle übrigen Sekunden das gleiche Bild bringen werden. In der auf die Sekunde bezogenen Arbeitsgeschwindigkeit des Motors, des Stromerzeugers, steckt der Glaube an die Verlässlichkeit, Willenlosigkeit, Gleichmäßigkeit des künstlichen Arbeiters, und die Stärke dieses Glaubens spiegelt sich in der Wahl einer sehr kleinen Bezugszeiteinheit. Wir würden uns nicht einmal dagegen sträuben, die Arbeit während eines Hundertstels einer Sekunde als Arbeitsgeschwindigkeit des Motors anzuerkennen, so eintönig erscheint uns die künstliche Arbeit.

Die Arbeit des menschlichen Körpers fließt ganz anders dahin. Sie ist alles andere als gleichmäßig. Sie muß immer wieder unterbrochen werden. Der Schwerarbeiter kann während der Arbeit nicht ordentlich essen; er braucht seine Erholungspausen, er muß schlafen. Die von ihm je Sekunde erledigte Arbeit hat keine praktische Bedeutung, sie kann ja schon in der nächsten Sekunde ganz anders sein.

Wir müssen von der Sekunde zum Tag hinaufsteigen, wenn wir ein halbwegs brauchbares Maß der Arbeitsgeschwindigkeit eines Schwerarbeiters gewinnen wollen. Aber selbst die Arbeitstage

fließen nicht gleichmäßig dahin. Sie werden von Sonn- und Feiertagen unterbrochen. Sie liegen sogar unter dem Druck des Jahreszeitenwechsels. Man muß, wenn man wirklich festen Boden unter den Füßen haben will, die Jahresarbeit als das Arbeitsgeschwindigkeitsmaß des menschlichen Körpers, dieses merkwürdigen Motors, ansehen.

Es ist offenbar viel schwerer, die körperliche und die künstliche Arbeit auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, als es zunächst den Anschein haben mag. Der einfache Mann verliert sehr bald den Faden, wenn er es versucht. Er kann indessen schwerwiegende Fragen nicht unterdrücken, die sich um das Nebeneinander der körperlichen und der künstlichen Arbeit drehen. Er will wissen, ob er noch immer Zugtier ist, ob er wirklich im Begriffe ist, die Mühen des Lebenskampfes mehr und mehr den Motoren zuzuschieben, ob die Menschheit wirklich aufsteigt, und wie rasch sie aufsteigt. Er hört unwillig zu, wenn man ihm von Pferdestärken und Kilowatt, von Meterkilogrammen und Zeitbezugseinheiten erzählt. Es sei denn, daß man ihn durch diese Begriffe hindurch das lebendige Bild des großen Menschheitskampfes sehen läßt, dessen Teilchen sein Leben ist.

Jeden Monat legt uns das Elektrizitätswerk seine Rechnung vor, und wir bezahlen sie, ohne in ihre geheimnisvollen Ziffern einzudringen. Wir brummen wohl oft, weil uns der Strom teuer erscheint. Wir zahlen pünktlich, weil wir fürchten, abgeschaltet zu werden. Wir können uns ja das Leben ohne Elektrizität nicht mehr vorstellen.

Der Strom läßt die Glühlampenfäden erglühen, er bringt uns Licht. Der Strom heizt das Bügeleisen, den Teekochoer, den Ofen. Der Kühlschrank braucht Strom, das Radiogerät, der Staubsauger, der Warmwasserspeicher fressen elektrische Energie. In den Werkstätten surren Motoren, die Straßenbahn braucht viel Energie, die ihr vom Elektrizitätswerk zufließt. Auch das Wasserwerk wird elektrisch betrieben.

Nachdenklich untersuche ich die Stromrechnung, die ich soeben erhalten habe. Sie spricht von Kilowattstunden, die ich im verflossenen Monat verbraucht habe. Was ist denn eine Kilowattstunde? Wie verbindet sich das Kilowatt mit der Stunde zu einem Ding, das da dreißig Pfennig kostet?

Das Kilowatt ist eine Arbeitsgeschwindigkeit, das weiß ich bereits. Die Kilowattstunde ist eine Arbeit, nämlich die mit der Geschwindigkeit von einem Kilowatt im Laufe einer Stunde geleistete Arbeit. Das Kilowatt entspricht einhundertundzwei Meterkilogramm je Sekunde. Die Kilowattstunde umfaßt also dreitausendsechshundert mal einhundertundzwei, das heißt, dreihundertsiebenundsechzigtausendzweihundert Meterkilogramm, weil die Stunde dreitausendsechshundert Sekunden hat.

Beim Aufstieg auf den Triglav lernte ich die erste Arbeitsmaßeinheit kennen: das Meterkilogramm. Beim Kochen stieß ich auf die zweite Arbeitsmaßeinheit: die Kalorie. Sie war vierhundertsiebenundzwanzigmal größer als das bescheidene Meterkilogramm. In meiner Stromrechnung fand ich die dritte, die größte Arbeitsmaßeinheit: die Kilowattstunde. Sie ist achthundertsechzigmal größer als die Kalorie.

Genau so wie ich für Längenmessungen das Millimeter, das Meter und das Kilometer zur Verfügung habe, kann ich bei Arbeitsmessungen vom Meterkilogramm zur Kalorie und schließlich zur Kilowattstunde aufsteigen. Die Längenmaßeinheiten folgen allerdings in gleichmäßigen Sprüngen, im Verhältnis von eins zu tausend, aufeinander, während die Arbeitsmaßeinheiten von eins auf vierhundertsiebenundzwanzig und dann von eins auf achthundertundsechzig springen. Am Wesen der Maßabstufungen ändern die unschönen Zahlen der Arbeitsmaßskala nichts. Sie beweisen nur, daß es dem Menschen schwer gefallen sein muß, dem Wesen des Lebenskampfes auf die Spur zu kommen.

Eine Kilowattstunde entspricht ungefähr der Arbeit dreier schwieriger Triglavaufstiege! Das ist allerhand! Sie gleicht der Tagesarbeit dreier Schwerarbeiter! Plötzlich erscheint sie mir nicht mehr teuer. Dreißig Pfennig! Sie ist indessen noch viel,

viel billiger, wenn sie kocht, statt Licht erzeugen zu müssen. Im Warmwasserspeicher verbraucht, kostet sie sogar kaum fünf Pfennig.

Ich denke unwillkürlich an die drei Schwerarbeitertage, die die Kilowattstunde ersetzen kann. Drei kräftige Männer können doch nicht einen ganzen Tag von dreißig oder gar von fünf Pfennigen leben. Der Mensch dürfte doch wahrhaftig nicht mehr als Zugtier benutzt werden!

Der Schwerarbeiter braucht drei Tage, um eine armselige Kilowattstunde beisammen zu haben. Das Jahr hat etwa dreihundert Arbeitstage. Die Jahresarbeit eines Schwerarbeiters erreicht demnach rund hundert Kilowattstunden. Das gibt einen guten Anhaltspunkt für die Beurteilung des Menschheitskampfes.

Denkt man an die ganze Menschheit, so darf man nicht vergessen, daß es ungefähr ebensoviel Frauen wie Männer gibt, und daß die Frau schwächer ist als der Mann. Man muß ferner die Kinder und die alten, arbeitsunfähigen Menschen ausscheiden, wenn es gilt, die jährliche Gesamtarbeitsfähigkeit der Menschheit zu ermitteln. Man muß schließlich an die Kranken, an die im Lebenskampf verwundeten Arbeiter denken und wohl auch berücksichtigen, daß es Witterungsverhältnisse gibt, die den Arbeitseinsatz unmöglich machen.

Was bleibt nach all dem noch als erreichbare Durchschnittsjahresarbeit des Erdenbürgers übrig? Vielleicht zwanzig Kilowattstunden. Die wirklich geleistete Durchschnittsjahresarbeit des Menschen ist natürlich noch wesentlich bescheidener. Die meisten Menschen sind keine Schwerarbeiter. Dem Lebenskampf der Menschheit stehen vielleicht zehn Kilowattstunden je Kopf und Jahr zur Verfügung, soweit körperliche Arbeit allein in Betracht kommt, wahrscheinlich jedoch nicht einmal das.

Die Statistik erzählt nun, daß im Jahre 1934 in der ganzen Welt zweihundertneunzig Milliarden elektrischer Kilowattstunden erzeugt wurden. Rechnet man mit rund zwei Milliarden Erdenbewohnern, so kommt man zu dem gewiß überraschenden Ergebnis, daß allein von der Elektrotechnik hundertfünfundvierzig

Kilowattstunden je Kopf und Jahr dem Lebenskampf des Menschen zugeführt wurden.

Ich sehe indessen ungezählte Lokomotiven und zahllose Kraftwagen unermüdlich umherfahren. Sie arbeiten Tag und Nacht, jahraus, jahrein für die Menschheit, ohne von der Elektrotechnik genährt zu werden. Ich sehe die Weltmeere von unzähligen Dampfschiffen belebt, ich sehe das Luftmeer voller Luftfahrzeuge. Auch die Dampfschiffe und die Flugzeuge sind Kriegsmaschinen des Lebenskampfes, die als Treibstoff Kohle und Öl verbrauchen und den elektrischen Strom als Nahrung zurückweisen müssen.

Die Jahresarbeit der leblosen Fahrzeuge aller Art ist sicherlich außerordentlich groß. Sie läßt sich schwer abschätzen, fällt jedoch neben den von der Elektrotechnik jährlich bereitgestellten dreihundert Milliarden Kilowattstunden zweifellos schwer ins Gewicht.

Einen weiteren außerordentlich gewichtigen Beitrag zur jährlichen Gesamtarbeit des Menschheitskampfes steuert die Wärme bei, die wir beim Kochen und beim Heizen verbrauchen. Sie entzieht sich halbwegs verlässlichen Schätzungen.

Es hat den Anschein, daß die heutige Menschheit der ersten Billion Kilowattstunden jährlicher künstlicher Arbeit sehr nahe ist, wenn sie sie nicht gar schon hinter sich hat. Sie hätte damit schon eine durchschnittliche Jahreshilfsarbeit von rund fünfhundert Kilowattstunden je Erdenbewohner erreicht, neben der die durchschnittliche körperliche Jahresarbeit von nur zehn Kilowattstunden fast verschwindet.

Es gibt natürlich gewaltige Unterschiede zwischen Volk und Volk, Staat und Staat. In Norwegen zum Beispiel hatte im Jahre 1934 jeder Einwohner dreitausendvierhundert Kilowattstunden allein in elektrischer Gestalt zur Verfügung. In diesem sehr vorgeschrittenen Erdenwinkel stehen demnach die künstliche und die körperliche Arbeit bereits mindestens im Verhältnis fünfhundert zu eins.

Das Bild will genau angesehen werden! Es hat zweifellos viel über die Vergangenheit des Menschheitsgeschehens zu erzählen

und enthält Einzelheiten von erschütternder Schärfe. Obwohl mit unsicheren Strichen gezeichnet, verspricht es einen tiefen Einblick in die Kampfplage, in die errungenen Erfolge und in die Kampfrichtung des großen Krieges, in den die Menschheit verwickelt ist.

Ein Gedanke will unbedingt aus dem großen Bild des Gesamtenergieverbrauchs der kämpfenden Menschheit herausgelesen werden: Es hat nur noch sehr wenig Sinn, daß der Mensch körperlich arbeitet. Die Zeit, in der er Zugtier sein mußte, ist vorbei. Er ist zum Lenker aufgerückt.

Ist dieser Gedanke, ist diese Feststellung richtig? Ist es einwandfrei, die durchschnittliche Jahresarbeit des Erdenbürgers von nur rund zehn Kilowattstunden der durchschnittlichen Jahresarbeit von vielleicht fünfhundert Kilowattstunden, die dem Menschen helfen will, gegenüberzustellen?

Das Gefühl, daß die körperliche Arbeit in die Gesamtarbeit der Wirtschaft irgendwie nicht hineingehört, wird um so lebhafter, je mehr man den mit der Frage zusammenhängenden Dingen nachgeht. Es drängt zu tieferen Untersuchungen.

Ist es denn nicht so, daß die fünfhundert Kilowattstunden künstlicher Arbeit, die im Durchschnitt dem Menschen jedes Jahr zufließen, in den Verbrauchsgütern stecken und irgendwie verbraucht werden, daß sie also eine Art zusätzlicher Nahrung sind? Ist es ferner nicht so, daß in diesen Kilowattstunden die eigentliche Nahrung des menschlichen Körpers nicht enthalten ist?

Wäre es somit nicht richtiger, die eigentliche und die zusätzliche Nahrung nebeneinanderzustellen und den sichtbaren Ertrag der eigentlichen Nahrung, jene bescheidenen zehn Kilowattstunden der durchschnittlichen Jahresarbeit des Körpers, auf eine andere Rechnung zu übertragen?

Wenn der Mensch im Durchschnitt jeden Tag zweitausend Kalorien aufessen muß, was nicht ganz zweieinhalb Kilowattstunden entspricht — es ist nicht leicht, Schwer- und Leichtarbeiter,

Männer und Frauen, Kinder und Greise auf einen gemeinsamen Ernährungsnenner zu bringen —, so braucht er eine jährliche Nahrungsmenge, die achthundertfünfzig Kilowattstunden nicht ganz erreicht. Diese Energieverbrauchsziffer ändert das Bild, von dem ich ausgegangen bin, vollkommen.

Der Körper braucht seine Nahrung, ob die Menschheit hochentwickelt ist oder noch mit den Schwierigkeiten ihres Urzustandes kämpft. Wahrscheinlich braucht der der Tierwelt noch sehr nahe Barbar sogar mehr Nahrung als der Kultur-mensch. Der ganze Erfolg des Jahrzehntausende umspannenden Lebenskampfes der Menschheit steckt somit bestenfalls in dem verhältnismäßig bescheidenen Aufstieg von den die Kampfgrundlage bildenden achthundertfünfzig jährlichen Ernährungskilowattstunden um fünfhundert Zusatznahrungskilowattstunden.

In der Tat gilt noch heute der Hauptteil des erbitterten Lebenskampfes der Menschheit der Sicherung der Körperernährung. Noch gibt es ungezählte Millionen Erdenbürger, die um das nackte Leben ringen, weil sie nicht einmal das tägliche Brot gesichert wissen, weil sie sich bestenfalls ihre achthundertfünfzig Ernährungskilowattstunden im Jahre erkämpfen können. Die schöne Durchschnittsziffer von fünfhundert jährlichen Zusatznahrungskilowattstunden, die das rauhe Leben schön und lebenswert machen sollen, ist also doch ein Irrlicht.

Warum? Vor allem, weil der schwerarbeitende Mann mehr Nahrung braucht als der im Überfluß schwelgende. Sodann, weil die Zusatznahrung noch unvergleichlich ungleichmäßiger unter die Völker der Erde, aber auch unter die einzelnen Menschen, aufgeteilt wird als die wirkliche Nahrung.

Ein Schwerarbeiter braucht fast viertausend Kalorien am Tag, was eintausendsiebenhundert jährlichen Ernährungskilowattstunden entspricht. Er bekommt außerdem kaum noch einhundert jährliche Zusatznahrungskilowattstunden. Der reiche Leichtarbeiter ißt im Jahr vielleicht eintausend Kilowattstunden auf. Er verbraucht daneben jährlich bestimmt fünfhundert Kilowattstunden, mit denen ihm die elektrische Energie das Heim

behaglich und angenehm macht. Er verfährt in seinem schönen Kraftwagen außerdem jedes Jahr eintausend Kilowattstunden. Sein Leben ist von Dingen umgeben, in denen eine Unmenge Arbeit steckt. Seine Wohnung ist nie kalt. Das alles bedeutet weitere eintausend, vielleicht sogar zweitausend jährliche Kilowattstunden.

Das Verhältnis der eigentlichen zur Zusatznahrung steht beim armen Teufel wie siebzehn zu eins, beim reichen Genießer wie eins zu dreieinhalb, vier, auch fünf. Das ist die unerschöpfliche Quelle der berechtigten Kämpfe zwischen Mann und Mann.

Es gibt Menschen, die unheimlich viel aus dem langen Lebenskampf der Menschheit herausgeholt haben. Sie sind es, die den großen Menschheitskrieg außerordentlich erfolgreich erscheinen lassen. Sie bilden indessen nur eine ganz dünne Haut, die das Elend der Menschheit überspannt und unsichtbar machen will.

Es gibt Völker, die neben außerordentlich ergiebigen Quellen der arbeitswilligen Energie sitzen und es leicht haben, den helfenden Arbeitsstrom so zu lenken, daß er ihnen eine sehr ergiebige Zusatznahrung liefert. Es gibt Völker, die ohne schwere Kämpfe das tägliche Brot erbeuten. Zahlreiche Völker wurden andererseits vom Schicksal auf energie- und nahrungsarmen Boden hingeworfen und müssen darben. Das ist die unerschöpfliche Quelle der Kämpfe zwischen Volk und Volk, zwischen Staat und Staat.

Lebt denn die Menschheit am Ende in einer Umgebung, die weder die eigentliche noch die Zusatznahrung in genügenden Mengen geben kann? Sind die Schatzkammern unseres großen Feindes, des blinden Zufalls, so dürftig ausgestattet, daß der Kampf um die Beute aussichtslos ist? Oh, nein! Die Erde kann zwei Milliarden Menschen bequem und ausgiebig ernähren. Sie könnte sehr gut auch vier Milliarden Erdenbewohner füttern. Sie hat außerdem gewaltige, leicht zugängliche Energievorräte und Energiequellen, aus denen Zusatznahrung in ungeahnten Mengen geschöpft werden könnte. Unser großer Wohnort ist nicht schuld daran, daß es uns verhältnismäßig noch sehr schlecht geht.

Die Menschheit versteht es leider immer noch nicht, wirklich erfolgreich zu kämpfen; sie versteht es noch viel weniger, die Erfolge ihrer Kämpfe vernünftig auszunützen. Sie vergeudet unerhörte Energie- und Beutemengen in sinnlosen Streitigkeiten, die Mann gegen Mann und Volk gegen Volk führen. Die Menschheit kämpft planlos mit dem einzigen wirklichen Feind, verteilt die Früchte ihrer Kämpfe kopflos und bringt sich selbst um den Großteil ihrer Erfolge.

Das ist der Hintergrund der Verbrauchsziffern, die immer wieder hochgespannte Erwartungen enttäuschen, die als Durchschnittsverbrauchsziffern dem Menschen ein ziemlich beschämendes Zeugnis ausstellen und als Einzelverbrauchsziffern schonungslos anklagen.

Das Bild wird noch viel düsterer, wenn man die Quellen genauer ansieht, aus denen die helfende, in den Maschinen, Heiz- und Kochöfen für die Menschheit arbeitende Energie geschöpft wird. Diese Quellen liefern teils verbrennbare, teils unverbrennbare Treibstoffe, Kohle, Erdöl und fallendes Wasser. Die Brennstoffe sind, wie uns die Statistik erzählt, für die künstliche Arbeit der Menschheit derzeit unvergleichlich wichtiger als das Wasser. Leider sollte es umgekehrt sein.

Wir kennen vorderhand eigentlich noch keine andere verwertbare Energiebezugsquelle als unsere Sonne. Sie ist es, die uns mit ihrer Wärme das Wasser auf die Berge hebt, sie war es, die uns die Kohlen- und die Erdöllager mit Energie gefüllt hat. Sie treibt unermüdlich das Wasser in seinen Kreisläufen herum.

Es ist indessen ein gewaltiger Unterschied zwischen der Ausnützung der Wasserkräfte und dem Verbrauch der Brennstoffe. Wasserkräfte bedeuten für unsere Energiewirtschaft ein gleichmäßig fließendes Einkommen, während die Brennstofflager Sparrücklagen entsprechen. Wir leben nun, soweit künstliche Arbeit in Frage kommt, hauptsächlich von Ersparnissen. Das ordentliche Einkommen genügt uns scheinbar nicht.

Das ist eine beängstigende Tatsache. Die Kohlenlager sind nicht unerschöpflich, die Erdöllager sind es ebensowenig. Wir wissen nur zu gut, daß wir viele Kohlenbergwerke betreiben, die in

hundert, zweihundert Jahren keine Kohle mehr haben werden. Wir sehen klar, daß die meisten der großen bekannten Kohlenlager in fünf-, sechshundert Jahren leer sein werden. Wir machen uns nichts vor, wenn wir an die bekannten Erdöllager denken.

Warum wirtschaften wir trotzdem darauf los, als hätten wir Sonnenenergieersparnisse für Jahrmillionen? Warum lassen wir arbeitswilliges Wasser in unerhörten Mengen dahinströmen, ohne es auszunützen? Hoffen wir, daß es noch unerschöpfliche Kohlen- und Erdöllager gibt, die wir rechtzeitig finden werden?

Grimmig lächelnd schaut der blinde Zufall unserm Treiben zu. Er weiß, daß die Menschheit noch so töricht ist, zuzulassen, daß das Wohl der Gesamtheit dem Vorteil des Einzelnen untergeordnet wird. Was kümmern den habgierigen Einzelnen die Schwierigkeiten, die sich in hundert Jahren einstellen werden? Er wird sie nicht erleben und nicht fühlen! Welches Gewicht kann das Wohl der Menschheit schon haben, wenn es sich nicht in Goldstücken in der eigenen Tasche des frei wirtschaftenden Mannes ausdrücken kann?

Das fallende Wasser strömt dahin; nur erst ein kleiner Bruchteil seiner Arbeitsfähigkeit dient der Menschheit. Das kostbare regelmäßige Einkommen wird kaum beachtet; die Menschheit nimmt sich kaum die Mühe, sich einen kleinen Teil dieses Einkommens auszahlen zu lassen. Sie sitzt neben vollgefüllten Kassen und vergeudet ihr ererbtes Vermögen, die großen Ersparnisse aus uralten Zeiten, wie ein junger Taugenichts.

Ist es nicht höchste Zeit, daß dieser Taugenichts unter Aufsicht gestellt wird? Ist es nicht sträflicher Leichtsinns, sich auf Funde zu verlassen, die sehr gut ausbleiben können, oder gar verwegene Hoffnungen zu nähren, man werde schon noch andere Energiequellen finden; die Sonnenenergie sei nicht alles, der Stoff — gleichgültig welcher Art — sei ja ungeheuer energiereich?

Nein, nein! Die Menschheit versteht es noch nicht, wirklich erfolgreich zu kämpfen, sie versteht es noch weniger, die Früchte ihrer Kämpfe vernünftig zu genießen. Sie ist noch ein Kind. Ein großes törichtes Kind, das nur eines meisterhaft beherrscht: das mutwillige Zerschlagen schwer erkämpfter Dinge.

Dieses Kind träumt vom freien, ungebundenen Leben, vom Leben ohne wirklichen Kampf und von der großen Freiheit, die ja doch nichts anderes ist als die Erlaubnis, alles Angenehme nehmen und alles Unangenehme zurückweisen zu können. Dieses Kind kann noch keine anderen Lebenserfolge haben als diejenigen, die in den nüchternen Energieverbrauchsziffern ausgedrückt sind.

Die körperliche Arbeit des Menschen bekommt erst dann ihren richtigen Platz im Gesamtbild des großen Menschheitskampfes, wenn man sie der eigentlichen und der zusätzlichen Nahrung gegenüberstellt. Auf jährliche zehn Kilowattstunden eingeschätzt, steht sie den jährlichen achthundertfünfzig Nahrungs- und den fünfhundert Zusatznahrungskilowattstunden gegenüber, was einer Jahresgesamtnahrung von eintausenddreihundertfünfzig Kilowattstunden je Erdenbürger gleichkommt.

Es ist nicht wichtig, ob es sich um ein Verhältnis eins zu hundertfünfunddreißig oder bloß um ein Verhältnis eins zu hundert handelt. Daß es sich um ziemlich rohe Schätzungen handelt und handeln muß, ist klar. Wichtig ist es dagegen, zu wissen, daß die vom menschlichen Körper geleistete Arbeit nur ein ganz kleiner Bruchteil der vom Menschen verbrauchten Energie ist.

Wurzelt dieses Mißverhältnis darin, daß der menschliche Körper als Motor schlecht wirtschaftet? Zum Teil gewiß. Doch selbst dann, wenn unser Körper ein so idealer Energieumwandler wäre, wie es elektrische Maschinen sind, die nur einige wenige Hundertstel der zugeführten Energie fehlliten, stünde die Nahrungsarbeit zur körperlichen Arbeit immer noch im Verhältnis zehn zu eins.

In dieser Tatsache liegt der schlagende Beweis, daß der Mensch kein Zugtier, sondern ein Lenker ist, daß die Energie des Weltalls das Pferd ist, das den Menschheitswagen zieht, und daß die körperliche Arbeit des Menschen lediglich jener Anstrengung entspricht, die das Zügelhalten verursacht.

Jede Arbeit des Lebenskampfes läßt sich in eine größere oder kleinere Anzahl von Griffen zerlegen, die voneinander verschieden sind. Sie wiederholen sich in derselben Form und in derselben Reihenfolge, wenn dieselbe Arbeit nochmals geleistet werden muß. Je genauer Form und Reihenfolge der Griffe immer von neuem wiederkehren, um so genauer wiederholt sich der Arbeitsertrag.

Man kann der Hand schließlich jeden Griff und jede Griffreihe mit entsprechend gebauten Mechanismen nachmachen. Die so entstandene Maschine braucht nur noch ebenso von einem Motor angetrieben zu werden, wie die Hand vom Körpermotor getrieben wird.

Es ist leicht einzusehen, daß es um so einfacher sein muß, Maschinen zu ersinnen, die die Hand ersetzen, je einfacher die in Betracht kommenden Griffe und je weniger zahlreich sie sind. Das Heben von Lasten zum Beispiel hat es eigentlich nur mit einer einzigen Arbeitsbewegungsart zu tun. Die ersten Arbeitsmaschinen waren in der Tat Hebemaschinen.

Alle Motoren haben sehr einfache Mechanismen. Sehr einfach sind die Stromerzeuger der Elektrizitätswerke. Alle diese Maschinen machen unermüdlich Umdrehungen um die Arbeitswellenachse. Auch die Fahrzeuge kommen mit eintönigen Folgen von Umdrehungen aus.

Es gibt heutzutage Arbeitsmaschinen, die erstaunlich sinnreiche, schrecklich verwickelte Arbeitsbewegungsreihen ausführende Mechanismen sind. Man denke an die Textilmaschinen, an Papier-, an Holzbearbeitungsmaschinen! Werkzeugmaschinen aller Arten sind wahre Wunder der technischen Mechanik. Wir haben Maschinen, die Schuhe erzeugen, die Strümpfe stricken, die Zeitungen und Bücher drucken!

Die Hand ist eine launische Maschine. Sie trifft das eine Mal ins Schwarze, das nächste Mal daneben. Ihre Erzeugnisse sind nie gleichmäßig gut, wenn der sie lenkende Verstand noch so wach und der sie treibende Körpermotor noch so gesund sind. Die Hand zwingt außerdem den sie führenden Verstand, unausgesetzt mitzutun. Die Arbeitsmaschine empfängt dagegen die Arbeits-

idee, hält sie fest und schiebt den Verstand beiseite, wenn sie ihre Arbeit herunterzuleiern beginnt.

Es gibt Arbeiten, die sich nicht mehr wiederholen, wenigstens nie mehr in der genau gleichen Gestalt. Für sie gibt es keine Maschinen. Man kann nicht für eine einzige Arbeitsverrichtung eine Maschine bauen, die selbst erarbeitet werden muß. Der Fehler der Maschine ist es, daß ihre Arbeitsidee starr, unbiegsam ist. Das ist gleichzeitig ihr Vorzug.

Die meisten Arbeiten, die unwiederholbar scheinen, sind es indessen in Wirklichkeit doch nicht. Vor Jahrzehnten war es zum Beispiel ausgemacht, daß jeder Fuß seinen eigenen Schuh braucht, daß also der Schuster die einzige denkbare Schuhmaschine ist. Ähnlich stand es mit Kleidern. Die meisten Gebrauchsgegenstände wurden anfänglich in sich unaufhörlich ändernden Gestalten hergestellt, um schließlich doch in erstarrten Formen zu landen.

Die Arbeitsmaschine verdrängt mehr und mehr die Hand. Sie dringt in alle Teile des großen Kriegsschauplatzes ein, auf dem das Leben der Menschheit abrollt. Sie hilft schon der Hausfrau, sie ersetzt Dienstboten, Träger, Straßenkehrer, die meisten Handwerker. Sie ist sogar schon dabei, den Acker zu pflügen, das Getreide zu mähen und zu dreschen. Sie hilft, Flußbetten auszubaggern und in der Erde nach Kohle und Erzen herumzuwühlen.

Unersetzlich ist die Hand, wenn es gilt, eine Maschine in Gang zu setzen oder stillzulegen, und sie wird es bleiben. Die Hand ist auch unersetzlich, wenn es gilt, Fahrzeuge zu lenken. Der Mensch ist offenbar berufen, im kämpfenden Menschheitsheer Führer, Offizier zu sein. Die Maschinen dagegen sind die Kämpfer, die lediglich die Ideen und Befehle ihrer Führer auszuführen haben und, ohne zu murren, ausdauernd kämpfen müssen.

Daß der Mensch immer noch selbst kämpfen, immer noch Ideen und Befehle anderer Menschen ausführen muß, daß er noch Motor ist, kann mit der Tatsache, daß es noch zu wenig Maschinen gibt, nicht befriedigend erklärt werden. Der Selbstsucht vieler Menschen erscheint der menschliche Körper immer noch

als ein genügend billiger Motor. Sie ist es, die den vollen Einsatz künstlicher Arbeit hemmt.

Die Hand ist die wunderbarste Arbeitsmaschine, der geschickteste Mechanismus, den wir kennen. Sie ist vom Leben zweifellos für solche Arbeitsverrichtungen erdacht worden, die einmalig sind, die sich aufdrängen, um, erledigt, nie wieder in derselben Gestalt aufzutauchen. Die Hand ist deshalb ein mächtiger Zeuge für die Behauptung, daß sich das Leben den Spielen des blinden Zufalls gegenübergestellt sah, denn nur der Zufall ändert ohne Unterlaß die Gestalten der Geschehnisse und Dinge.

Der kämpfende Verstand sichert die dem Leben unentbehrlichen Arbeitsverrichtungen, ordnet sie in Gruppen, spürt möglichen Wiederholungen nach, legt die Ideen der sich wiederholenden Arbeitsverrichtungsreihen fest, überläßt sie den künstlichen Arbeitern und erzwingt deren Verwirklichung in eintönig verlaufenden, ungezählte gleiche Arbeitserträge liefernden Arbeitsgängen. Der Verstand schiebt nur alle einmaligen, nicht wiederholbaren Verrichtungen der Hand zu und überwacht sie bei der Arbeit.

Die Handarbeit wird nie ganz versiegen. Es wird immer wieder Verrichtungen geben, die, weil unwiederholbar, von der Hand erledigt sein wollen. Es wird immer mehr künstliche Arbeit geben, und die leblosen Motoren werden einen immer größeren Teil des Menschheitskampfes auf sich nehmen. Je mehr Motoren es indessen geben wird, um so öfter wird die Hand eingreifen müssen, weil der Motor angelassen und auch abgeschaltet werden muß.

Scheinbar gibt es in dieser Richtung doch eine Grenze: Das Steuern der Motoren könnte dereinst doch die Kräfte aller Menschenhände übersteigen. Doch schon ist der Verstand dabei, möglichen Wiederholungen von Steuerungsgriffen nachzuspüren, um sie in erstarrte Griffreihen umzuwandeln und Steuerungsmotoren zur Ausführung abzutreten.

In großen Städten sieht man bereits selbsttätige Verkehrsregler im Betrieb. Sie sperren in regelmäßigen Zeitabständen die Straßenkreuzungen einmal für die eine Richtung, das andere Mal

für die Querrichtung. Sie entlasten den Verkehrswachmann, der sich wichtigeren Aufgaben widmen kann.

Es gibt schon große Elektrizitätswerke, die keine Bedienungs- und Aufsichtsmannschaft mehr brauchen, die alle Ein- und Abschaltgriffe von selbsttätigen Geräten ausführen lassen. Gerade die Elektrotechnik ist es, die sehr erfolgreich die unmittelbare steuernde Tätigkeit des Menschen zurückdrängt.

Die höhere Stufe, die allmählich sichtbar wird, wird der Hand das Steuern des Steuern bringen. Sie wird offenbar eine ganz gewaltige Entlastung der Hand erreichen können. Daß sie nicht die letzte Stufe der emporstrebenden Handarbeit sein wird, läßt sich vermuten.

Kann man nicht auch Fahrzeuge in weitem Ausmaße selbsttätig steuern? Sind nicht schon die Eisenbahnschienen ein gewaltiges Steuer? Bauen wir nicht Schiffe, die mit sinnreichen, die Fahrtrichtung verläßlich festhaltenden Einrichtungen ausgestattet sind?

Die Hand ist berufen, Befehle zu erteilen. Sie entzieht sich sichtbar dem Motor, dem Körper, und gleitet sacht auf die Seite des Geistes. Aus der Tierwelt auftauchend, war sie eine Arbeitsmaschine, dereinst wird sie Fleisch gewordener Verstand sein.

Vor Jahren sah ich in Zürich ein peinlich genau nachgemachtes körperliches Abbild der Hand, mit der L. N. Tolstoi seine unsterblichen Werke geschrieben hat. Es war aus irgendeinem Stoff angefertigt und hatte einen Metallüberzug. Diese Hand machte auf mich den Eindruck des wunderbarsten Denkmals, das je vom Menschen einem gewaltigen Geist gesetzt worden ist.

Viel mehr als das Gesicht erzählt die Hand vom Geist, dem sie dient. Das Gesicht verzeichnet die Spuren der Eindrücke, die das Leben hinterlassen, die Hand wird von den Befehlen geformt, mit denen der Geist ins Leben eingreift. Die Hand ist der verkörperte Lebenskampf, das verkörperte Leben des Menschen.

Blättert man in der Weltgeschichte herum, folgt man aufmerksam dem Aufstieg und dem Abstieg großer Menschheitsteile, versucht man den roten Faden aus jenen Abschnitten des weltgeschichtlichen Geschehens, die abgeschlossen hinter uns liegen, herauszuziehen, so findet man immer wieder mißglückte Versuche, die körperliche Arbeit unnötig zu machen.

Alle großen Kulturen der Vergangenheit fingen mit ausgiebiger Handarbeit an. Der seßhaft gewordene Barbar wächst immer weiter in seine Erde hinein und beginnt, sie zu bebauen. Er wird Bauer. Der Lebenskampf des Bauern ist außerordentlich schwer. Jeder Bauer ist ein Schwerarbeiter.

Aus dem Bauernvolk steigen Handwerker auf, die eine um so feinere Hand bekommen, je erfolgreicher sie sind. Es gibt Handwerker, die wahre Künstler sind, deren Arbeit außerordentlich durchgeistigt ist. Allmählich wächst in dem emporstrebenden Volk die Unlust, schwere körperliche Arbeit zu leisten. Sie drängt zu Lösungen, die folgenschwer sein müssen.

Die Weltgeschichte erzählt uns immer wieder von Sklavenarbeit, mit der sich der aufsteigende Menschheitsteil in seine Blütezeit emporschwingt. Was ist der Sklave? Ein Mensch? Nein, nur ein Motor. Der Sklave ist für das Herrenvolk immer nur ein künstlicher Arbeiter.

Ganz große, voll erblühte Menschheitsteile beschäftigten zuerst Sklaven, später ganze Sklavenvölker. Spanien, Gallien, Nordafrika, Griechenland, Kleinasien, Ägypten waren für das riesige römische Weltreich große Maschinen, die lediglich die Aufgabe hatten, unermessliche Mengen künstlicher Arbeit zu leisten. Aus der ganzen damals bekannten Welt strömte Zusatznahrung nach Italien, nach Rom.

Ähnlich, im Wesen ebenso, war es seinerzeit in Babylon, in Ägypten. Der aufsteigende Menschheitsteil schiebt immer wieder die körperliche Arbeit zurück, ist bestrebt, sie durch künstliche Arbeit zu ersetzen, und trachtet danach, neben der eigentlichen möglichst viel Zusatznahrung zu bekommen.

Man kann nicht mehr Sklaven in die Tretmühle stecken, als es Kriegsgefangene und deren Nachkommen gibt, man kann auch

nicht mehr Sklavenvölker in riesige Arbeitsmaschinen umwandeln, als man Nachbarvölker unterjochen kann. Deshalb begleiteten erfolgreiche Kriege immer wieder den Aufstieg eines großen Volkes, deshalb waren verlorene Kriege immer wieder Totengräber großer Kulturen.

Der Sklave ist indessen kein wirklicher Motor. Es ist ein großer Fehler des künstlichen Arbeiters, wenn er einen eigenen Verstand hat. Der Kriegsgefangene wäre ein wunderbarer Helfer, wenn er beim Eintritt in die Sklaverei sein Bewußtsein verlieren würde. Er verliert es nicht. Das unterjochte Volk läßt sich zähneknirschend zu einer riesigen Arbeitsmaschine herunterdrücken. Es bleibt wach, es denkt.

Das Bewußtsein, der Verstand des Sklaven und des Sklavenvolkes ist das Gift, das jedes noch so blühende Menschheitsgebilde früher oder später zersetzen und zerfetzen muß. Der große unverzeihliche Fehler aller bisherigen Versuche der Menschheit, aus der körperlichen Arbeit herauszusteigen, war, daß immer wieder ein Menschheitsteil der Kopf sein wollte, dem die übrige Menschheit als Körpermotor dienen sollte.

An diesem und nur an diesem Fehler sind bisher alle großen Kulturen gescheitert und untergegangen. An diesem verhältnismäßig leicht erkennbaren Fehler wird die Menschheit immer wieder scheitern. Er ist ihr schon so oft verhängnisvoll geworden, daß es wirklich höchste Zeit ist, sich aus seinen Klauen herauszuwinden.

Das neunzehnte Jahrhundert brachte, von diesem Standpunkt aus besehen, eine entscheidende Wendung ins große Menschheitsgeschehen. Es erfand Sklaven ohne Bewußtsein, ohne Verstand — Maschinen. Es fand endlich das Gegengift, an dem die Menschheit genesen kann.

Es ist kein Zufall, daß gerade das neunzehnte Jahrhundert die Sklaverei mit aller Kraft zu unterdrücken begann. Es ist kein Zufall, daß es mit der Leibeigenschaft aufräumte, die ja doch nur eine Art Sklaverei war. Es ist auch kein Zufall, daß der jüngste Teil der nordeurasisch-nordamerikanischen Welt, Nordamerika,

in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts um die Sklavereifrage einen blutigen Bürgerkrieg führen mußte.

Man kann indessen tief eingewurzelte Fehler nicht mit einem einzigen Griff herausreißen. Der Mensch schleppt sein geistiges Erbgut mit sich, das er ebensowenig loswerden kann wie sein körperliches Erbgut. Tief in unseren schlummernden Gedanken, die uns von unseren Vorfahren vermacht worden sind, sitzt die Überzeugung, daß wir Sklaven brauchen.

Die Leibeigenen sind frei geworden, die Sklaven konnten ihre Ketten abstreifen. Doch das neunzehnte Jahrhundert zeugte neue Sklaven, neue Sklavenvölker. Die Selbstsucht unersättlicher Menschen füllte Werkstätten und Schreibstuben mit Arbeitern und Schreibern, die ja doch nur neuzeitige Sklaven waren. Die Habgier großer Völker zwang andererseits ungezählte unentwickelte Völkerschaften in die Tretmühle, die Sklavenvölker aus ihnen machte.

Der Kapitalismus und der Imperialismus können einander die Hände reichen: sie ziehen beide ihre Lebensäfte aus der gleichen vergifteten Wurzel, sie sind beide Symptome der gleichen Krankheit. Diese Krankheit tobt schon seit undenklichen Zeiten im Menschheitskörper und läßt ihn nicht zu Kräften kommen.

Das Maschinenzeitalter ist noch jung. Sein erstes Jahrhundert hatte alle Hände voll Arbeit, weil es mit dem Gerümpel der Sklavenezeit aufräumen mußte, bevor es das neue Leben anfachen konnte. Es erlitt einen gefährlichen Rückschlag: Kaum war die alte Sklaverei abgeschafft, als schon die neue wieder eingeführt war.

Das Heer der leblosen, der bewußtseins- und vernunftlosen künstlichen Arbeiter, der Arbeits- und der Antriebsmaschinen, wuchs indessen unaufhaltsam, und seine Arbeit überdonnerte allmählich den Lärm, der um alte, überlebte und neue, kranke Gedanken und Vorurteile streitenden Menschheit. Die Sklaven aus Eisen und Stahl mußten sich schließlich durchsetzen.

Das zwanzigste Jahrhundert brachte eine gewaltige Unruhe. Es wollte und mußte endgültig mit der düsteren Vergangenheit des Menschheitsgeschehens brechen. Die Erkenntnis, daß es

keine lebenden Sklaven mehr geben darf, auch nicht in der Tarnung des Hochkapitalismus, machte sich mit Urgewalt Luft. Sie ist es, die letzten Endes den Weltkrieg 1914 bis 1918 entfesselte.

Wer auch den gewaltigen Begebenheiten der Weltbühne, die dem Weltkriegstoben folgten, nicht entnehmen kann, daß der Mensch kein Sklave, kein Zugtier mehr sein will, daß er wohl bereit ist, für sich und auf dem Umweg über die Gemeinschaft wiederum für sich, keineswegs jedoch für unersättliche und habgierige Mitmenschen zu arbeiten, dem ist nicht zu helfen. Und wer nicht sieht, daß der zweite, jetzt tobende Krieg auch wieder eine Auseinandersetzung zwischen der alten und der neuen Zeit ist, versteht das Menschheitsgeschehen, seine Fehler und Erfolge, sein Irren und Zurechtfinden, sein Suchen und Finden, sein Vorstoßen und Zurückweichen nicht, versteht vor allem nicht, daß das Leben ein Kampf ist, daß die Menschheit kämpft, indem sie arbeitet, daß die Arbeit die wichtigste Angelegenheit des Menschheitsgeschehens ist.

GELD

Entflieht man im Sommer der brütenden Hitze, dem quälenden Staub und der zermürbenden Unrast der Stadt, lechzend nach Ruhe, Frische, Luft und Einsamkeit, so atmet man wohl erleichtert auf, wenn man endlich den Wald um sich herum rauschen hört, die von den Bergen entgegenkommende Kühle spürt und reine Luft in vollen Zügen trinkt. Die Gedanken verstummen dann bald in Gottes herrlicher Natur, und das Herz fängt wieder an, hörbar zu schlagen. Die längst toten Vorfahren werden im Ausflügler wach und fangen an zu erzählen. Er hört ihnen andächtig zu und versinkt selig in süße Träumereien. Sein Auge sucht wunschlos die Höhen der Berggipfel, die Tiefen der Täler und Schluchten, das Grün der alten Bäume, die Klarheit der Bäche. Ganz leise meldet sich ihm dann wohl auch ein Märchen, das er irgendeinmal gehört, irgendwo gesehen hat. Es hat keinen festumrissenen Inhalt, es schwimmt wie ein zarter Schleier in der Luft, hängt in den hohen Bäumen und singt kaum hörbar im rauschenden Wasser — — —

So wanderte auch ich vor Jahren einen Gebirgsbach entlang. Ich folgte willig den Windungen und Krümmungen des Pfades, blieb stehen, wenn auf einer Lichtung der Blument Teppich das Auge festhielt, und schaute zuweilen durch den den Wasserlauf verdeckenden, aus Bäumen und Sträuchern gewobenen grünen Vorhang ins klare Wasser. Und dann erblickte ich plötzlich ein wirkliches Märchen: eine Mühle.

Wer bliebe nicht stehen und hielte nicht den Atem an, wenn er eine Waldmühle entdeckt? Ist es nicht ebenso, wie wenn man ein Reh auf einer Waldlichtung oder einen herrlichen Schmetterling auf einer Blume entdeckt? Hat man nicht Angst, das liebe Wesen zu verscheuchen, das zarte Bild zu zerreißen?

Die Mühle braucht ihre Ruhe und kann nur in ihrem Versteck leben. Alte Bäume wachen über ihrem Dach und tiefgrüne Sträucher schützen sie vor zudringlichen Blicken. Das sich unbeholfen drehende Rad und die Wasserrinne sind mit Moos bedeckt. Sie wollen beide grün sein, grün wie die Bäume, die Sträucher, das Gras. Sie wollen nicht auffallen, nicht entdeckt werden.

Das alte Mühlrad brummt unermüdlich sein Liedchen, und das frische Wasser summt mit. Der Müller hört ihnen zu, hört auch seinen Mühlsteinen zu, füllt von Zeit zu Zeit die Mahlgänge und nickt dann wohl zuweilen ein wenig ein. Draußen rauscht das Wasser, draußen rauscht der Wald — — —

Wer möchte nicht so ein Müller sein, tief drinnen in der grünen, frischen Einsamkeit leben, dem Klappern der Waldmühle lauschen, den Wald, das Wasser rauschen hören und seinen Lebenskampf in ein Märchen umwandeln?

Bauern kommen aus der Umgebung und bringen Getreide in die Mühle. Sie bringen auch Neuigkeiten, sie klagen, holen sich Rat. Sie bleiben gern ein wenig sitzen und vergessen ihre Sorgen, wenn das Mühlrad das Wort ergreift. Sie holen sich das Mehl, bringen als Entgelt für das Mahlen Eier, Fleisch, Erdäpfel. Es gibt keinen Streit in der alten Waldmühle, keine peinlichen Abrechnungen, keine Häßlichkeiten des Lebenskampfes. Das Märchen am Waldbach ist zu alt, zu ehrwürdig, zu schön, um entweiht werden zu dürfen.

Stundenlang saß ich damals am Bachufer und schaute hinüber. Ich wurde nicht müde, dem bemoosten Rad zuzusehen, wie es arbeitete, wie es seine alten Knochen drehte, wie es mit dem Wasser spielte und brummte. Ich wurde nicht müde, das wunderbar junge, klare, kecke Wasser zu beobachten, das um Steine und Felsen herumhüpfte, übermütig der Wasserrinne entwich, das alte Rad verspottete und frisch davoneilte, als hätte es keine Mühe gehabt, ein wenig zu arbeiten.

Aus fernen Tagen, die mich als Kind kannten, schwebten zart verblaßte Bilder heran, Märchen, die ich geliebt, Erzählungen, die meinen jungen Kopf stark beschäftigt haben. Ich versank

in die Vergangenheit, als ich gedankenlos der Waldmühle zusah. Ich vergaß die rauhe Wirklichkeit, den schweren Lebenskampf und war wieder ein Kind — — —

Doch ich mußte endlich weiterwandern! Der Abend nahte, der Wald wollte schlafen gehen, und die Mühle wich mehr und mehr in den Schatten zurück. Ich hatte noch ein tüchtiges Stück Weg vor mir: Ganz oben, wo der Bach den Berghängen entweicht, stand ja die Hütte. Ich riß mich los, ging leise weiter, damit die Mühle mich nicht hörte, und hatte ein schweres Herz.

Immer tiefer wurde der Schatten, die Kühle wurde stärker und stärker. Ich wanderte und träumte. Die Waldmühle stand noch greifbar vor mir, ihr Bild begleitete mich ausdauernd durch die Dämmerung. Das Rauschen des Wassers wurde härter: Die Nacht war nahe.

Plötzlich tauchten Lichter aus dem Dunkel auf: die Hütte. Unklar sah ich gewaltige schwarze Mauern vor mir: die Berge. Hoch oben irgendwo sauste der Wind. Bäume stöhnten in der Finsternis, als hätten sie Angst — — —

Wie unheimlich muß es des Nachts dort unten sein, wo die Waldmühle steht, dachte ich mir. Das Wasser ist sicherlich kalt, die Bäume und die Sträucher schwarz. Der Müller hat gewiß die Tür und die Fenster verriegelt und liegt betend im Bett. Er hat schon lange die Leerlaufschütze emporgezogen, damit das Wasser unbeschäftigt vorbeifließen kann. Das alte Rad ruht, es schläft.

Im finsternen Wald schleichen jetzt wohl Geister umher, die in der Nacht lebendig werden. Die Vorfahren des Müllers waren auch Müller. Sie saßen dort am Bach, ließen das Rad arbeiten, hörten ihm und dem Wasser zu, lebten ruhig und kannten keinen tobenden Lebenskampf. Jetzt, in der Nacht, schweben sie über der alten Mühle und bewachen sie.

Glücklicher Müller! Wie schön ist sein Leben, wie milde seine Arbeit, wie herrlich seine Ruhe. Wie alt sind die Tiefen seines Lebens, die von Geschlecht zu Geschlecht führen und schier unerschöpflich erscheinen. Wie süß ist sein Schlaf, über dem die Väter und Urväter wachen!

Ich lag dort, in der Hütte, im Bett und fand keinen Schlaf. Dem rauhen Lebenskampf kaum entwichen, konnte ich die neue wunderbare Ruhe noch nicht genießen. Meine Alltagsmühle liegt leider nicht im grünen Wald und wird nicht von Vorfahren behütet. Mein Mühlrad ist nicht ehrwürdig, unbeholfen und bemoost. Meine Mahlsteine müssen derb zupacken.

Sonderbare Bilder stiegen damals aus dem Dunkel der Nacht. Irgendwie ist die friedliche Waldmühle doch ein Bild des Lebenskampfes, und irgendwie ist jeder Mensch doch ein Müller! Ich fühlte Geheimnisse, die ich nicht enträtseln konnte, weil ich müde, weil ich abgekämpft war, weil die würzige Bergluft, die durch das offene Fenster meines Zimmerchens eindrang, die Lunge ungewöhnlich beanspruchte.

Das Märchen im Walde, das ich gesehen, belauscht und genossen habe, ist wie alle Märchen: Es birgt sorgsam eine tiefe Wahrheit. Diese Wahrheit muß ich herausfinden, sagte ich mir, als ich den erlösenden Schlaf erwartete. Morgen, wenn die Sonne wieder den Wald durchdringen, das alte Mühlrad wecken und das Wasser durchleuchten wird, werde ich alles sehen! — —

Wir sind alle Müller, wir mahlen alle und haben alle mit Mahlsteinen zu tun. Allerdings, die meisten Menschen mahlen mit bloßen Händen. Es gibt jedoch Müller, die gewaltige Mühlen besitzen, in denen unzählige Mahlgänge arbeiten. Es gibt Mühlen und Mühlen. Es gibt ungezählte Getreidearten, die gemahlen werden müssen. Es gibt Mühlräder, die vom Dampf, von der Elektrizität, vom Erdöl getrieben werden. Es gibt eine unübersehbare Menge von Mehlartern, die aus den Mühlen der arbeitenden Menschen kommen.

Wo immer ein Mensch kämpft, fließt ein Bach. Meist ist es ein kümmerlicher Nahrungsbach. Zuweilen fließt ein Kohlenstrom an der Mühle vorbei und treibt gewaltige Räder. An der Werkbank des Handwerkers fließt ein elektrisches Bächlein vorüber und läßt ein merkwürdiges elektrisches Mühlrädchen summen.

Wir sind alle dabei, dem Stoff ein geheimnisvolles Etwas, das wir unseren Mühlrädern entnehmen, beizumischen, um Gegenstände besonderer Gestalt und besonderen Inhalts zu erhalten. Der Müller macht aus den Getreidekörnern Mehl, der Tischler aus Holzbrettern Möbel, der Schlosser aus Eisenstücken Schlüssel, der Schwerarbeiter aus einem Wiesenstreifen ein Stück Straße. Getreide und Mahlarbeit gibt Mehl, Holzbrett und Hobelarbeit Möbel, Eisenstück und Feilarbeit den Schlüssel, Erde, Schottersteine und Arbeit des Spatens die Straße.

Wir sitzen in unsern Mühlen, überwachen die Mahlgänge, warten auf das Getreide, liefern Mehl ab — und leben vom Entgelt für unsere Arbeit. Wehe uns, wenn das Getreide ausbleibt, das Mühlrad aufhört sich zu drehen, und niemand ein Entgelt bringt!

Die Waldmühle, die ich auf meinem Sommerausflug entdeckt habe, ist ein Märchen. Die unzähligen Mühlen des Menschheitskampfes sind leider keine Märchen. Sie sind leider voller Lärm, Staub, Unrast, Unzufriedenheit, sie bedrängen einander, sie reißen einander das Getreide aus der Hand, mahlen fiebernd und streiten mit ihren Besuchern.

Der Alltagsmüller ist nie sicher, daß er wird mahlen können, er zittert immer davor, daß sein Bach austrocknen, sein Mühlrad zerbrechen wird. Er braucht als Entgelt für seine Mahlarbeit Dinge, die er oft nicht bekommt, nicht bekommen kann. Er kann nicht so genügsam sein wie der Waldmüller, der von den Eiern, den Kartoffeln und dem Fleisch, das die Bauern bringen, ruhig dahinlebt, der sich zuweilen ein Stück Stoff für ein Kleid wünscht und es auch bekommt.

Und doch gehört Mut dazu, sich in eine Waldmühle zurückzuziehen und mit Mühlrad und Mahlgängen den Lebenskampf zu führen. Die Bauern könnten doch ausbleiben. Ihr Getreide könnte auf anderen Wegen als auf dem Waldweg Mehl werden. Der Hunger könnte wie ein Wolf aus dem Dickicht herangeschlichen kommen.

Der Bauer ist ein viel vorsichtigerer Kämpfer als der Müller. Er bebaut seine Erde, sein Mühlrad ist die Hand. Er mahlt die

Erdsäfte, und seine Mahlgänge liefern alles: Getreide, Kartoffel, Gemüse, Fleisch, auch Wolle und Leinwand. Der Bauer kann ohne Besucher leben. Wenn es sein muß, mahlt er sein Getreide selbst.

Die ersten Müller waren gewiß Bauern. Vorsichtig und langsam zogen sie sich von ihren Feldern zurück und verlegten sich mehr und mehr aufs Getreidemahlen. Sie tasteten sorgsam die Gefahren des neuartigen Lebenskampfes, in den sie einschwenken wollten, ab. Als sie ganz sicher zu sein glaubten, setzten sie sich in den Wald.

So machten es schließlich alle Müller: der Schmied, der Schlosser, der Schneider, der Tischler. Sie alle waren ursprünglich Bauern. Sie alle waren mutige Kämpfer, mutigere Kämpfer, als es der Bauer ist. Immer wieder gibt es entschlossene Gesellen, die sich aus der bereits gesicherten Kampfreihe herauslösen und ins Ungewisse vorstürmen. Lauter Müller.

Der Lebenskampf des Bauern ist ungemein durchsichtig. Bestünde die Menschheit aus lauter Bauern, so hätte die Wirtschaft keine Tiefen. Allerdings, die Erde ist ein launischer Mahlgang, und die Ernte ist nur zu sehr ein Spielball des Zufalls, der mit Frösten, Winden, Regen und Hagel spielt, ohne dabei vom Menschen gestört werden zu können. Doch der durchschnittliche Bodenertrag ist den Launen des Zufalls entrückt und eine unüberwindliche Waffe des Verstandes.

Warum sind die Menschen nicht Bauern geblieben, warum fingen sie an, Müller zu werden? Weil der Lebenskampf des Bauern keinen Fortschritt verspricht, weil er sich im Kreis herumdreht, weil er Erfolge bringt, die sofort eingesetzt werden müssen, damit sie in derselben Gestalt immer wieder zurückkehren. Weil der Mensch einen Sinn in seinem Lebenskampf sucht und ihn nicht findet, wenn alle Anstrengungen doch immer wieder zu demselben Ausgangspunkt zurückführen.

Wir wissen es nur zu gut, daß der Bauer das Rückgrat des Volkes, des Staates, der Menschheit ist. Wir wissen, daß es um das Volk schlecht bestellt ist, in dem der Bauernstand dahinsieht. Doch wir wären bestürzt, wenn wir das Volk auf dem

Wege sehen würden, vollständig zu verbauern. Müller muß es in jedem gesunden Volk, in jeder aufblühenden Wirtschaft geben. Die Müller brauchen indessen Bauern, denen sie das Getreide mahlen, von denen sie die Lebensmittel als Mahlentgelt beziehen können.

Eine wunderbare Klarheit liegt auf dem Bild der Waldmühle, das ich nicht vergessen kann, ausgebreitet. Diese Waldmühle und ihre Umgebung sind ein herrliches Stück Welt. Die Arbeit der Mahlgänge und die Arbeit der Bauern, die die Mühle besuchen, scheinen unzertrennliche Gefährten geworden zu sein. Wenn doch die ganze Menschenwelt in lauter Waldmühlenbezirke zerfallen könnte!

Doch nein! Das Leben ist Kampf, und das Menschheitsgeschehen kennt kein Sichbescheiden. Die Waldmühle kann Jahrhunderte hindurch eintönig klappern, und diese ganze Zeit braucht sich auf den Feldern der Bauern, die zur Mühle pilgern, fast nichts zu ändern. Es gibt keine Mühle, keine Mühlenmannigfaltigkeit, mit der sich die Menschheit dauernd begnügen könnte. Immer wieder müssen andere Getreide- und Mehlarnten auftauchen, immer wieder müssen andersartige Mühlen entstehen.

Könnten nicht schließlich alle Menschen Müller werden und gleichzeitig einander Getreide zubringende Bauern sein? Gewiß. Sie sind es schon, denn der Bauer ist ja schließlich doch auch eine Art Müller, obwohl er hauptsächlich für sich selbst mahlt. Es gibt bereits unzählige Müllerarten, die füreinander mahlen, jeder von ihnen auf seine Art, jeder ein anderes Getreide, jeder auf seine eigene Mehlarnte eingestellt.

Es mußte dazu kommen, denn die Menschheit wird von unwiderstehlichen Gewalten vorwärts getrieben. Die Klarheit und die Übersichtlichkeit des Lebenskampfes sind dabei längst verlorengegangen. Die ungezählten Müller tapen im Finstern umher, fürchten sich, sind aufgereggt und leben ein schweres Leben. Deshalb sind sie so selig, wenn sie in mühsam erkämpften freien Stunden im Waldfrieden aufatmen, deshalb bleiben sie voller Schwermut vor der entdeckten Waldmühle stehen und glauben ein Märchen aus uralten Zeiten vor sich zu haben.

Wenn der Bauer sein Mehl aus der Mühle holt, nimmt er Lebensmittel mit, damit er den Müller bezahlen kann. Die Lohnarbeit des Müllers ist leicht entgolten: Kartoffel, Eier, Milch, Fleisch sind in der Waldmühle stets willkommen. Es gibt keinen Müller, den der Bauer nicht auf seine einfache Art bezahlen könnte: Der Schmied, der Schlosser, der Schneider, der Tischler, der Arzt, der Rechtsanwalt sind Müller, die alle essen müssen und alle keine Felder bebauen können.

Der Bauer hat immer Geld, er hat, genauer gesagt, Geld, das immer einen wirklichen Wert hat, er hat immer die Möglichkeit, die verschiedenartigsten Müller für Dienste zu bezahlen, die sie ihm leisten. So arm er zuweilen sein mag, ist er doch ein Herr. So wenig er haben mag, es ist doch immer vollwertig.

Schwerfällig sind die Abrechnungen, die der Bauer mit einem anderen Bauern in Ordnung zu bringen hat. Sie sind mit Eiern und Kartoffeln nicht zu schlichten. Lebensmittel sind zwar ein vollwertiges, immer verlässliches, aber doch aus dem Bauernstand heraus gerichtetes Geld. Der Bauer zahlt einen anderen Bauer mit einem Kalb, einem Lamm; wenn es sein muß, mit einem Ochsen, einer Kuh.

Das Viehgeld ist ein ungeschlachtetes Bauerngeld. Als die Römer noch ein frisches, junges und gesundes Bauernvolk waren, zahlten sie mit dem Vieh. Deshalb nannten sie später das Geld pecunia, was Viehgeld bedeutet. Es liegt etwas urwüchsiges in dieser alten, ehrwürdigen Geldart, aber auch etwas gesundes, festes, unverwüstliches.

Das Lebensmittelgeld, das eigentlich mit den Müllern auftaucht, ist gewiß ein feineres Geld als das Viehgeld, es hat indessen einen herben Beigeschmack: nach Abhängigkeit, Unsicherheit, Unselbständigkeit. Es ist launisch, weil es wenig dauerhaft ist, und verbirgt schlecht seine Kampfnatur.

Während des großen Weltkrieges 1914—1918 waren wir Städter lauter arme Müller, denen das Lebensmittelgeld — das einzige wirkliche Geld jener schweren Zeit — die schon vergessene Abhängigkeit vom Bauern, die Unsicherheit aller Müllerberufe

und die Unselbständigkeit des Müllerdaseins kräftig ins Bewußtsein zurückrief.

Die Bauern kommen miteinander mit Viehgeld aus, sie werden mit den Müllern aller möglichen Arten mit Lebensmittelgeld fertig. Doch wie sollen die Müller einander bezahlen? Der Schlosser kann den Arzt doch nicht gut mit lauter Schlüsseln entlohnen, der Lehrer noch viel weniger mit lauter guten Lehren den Rechtsanwalt, den Priester. Die unzähligen Müller haben nur verschiedenartige Mehlarthen — jeder von ihnen seine besondere — zur Verfügung, sie haben gleichsam jeder sein eigenes Geld. Deshalb haben sie alle zusammen kein wirkliches Geld, keine wirkliche Entlohnungsmöglichkeit.

Die Müller, diese verwegenen Gesellen, die sich von der sicheren Scholle losgerissen haben, um ungewohnte Stöße ins feindliche Land zu unternehmen, die eigenartige Beutestücke aus dem Lebenskampf nach Hause schleppen, haben eine merkwürdige Unruhe in die Beziehungen der kämpfenden Menschen zueinander hineingebracht. Sie haben das Müllergeld aufgebracht, das weder Vieh- noch Lebensmittelgeld ist, das Geld schlechtweg geworden ist und eigentlich von allem Anfang an ein bloßes Gedankending war.

In der Tat: Das Viehgeld ist Vieh, das für geleistete Dienste hergegeben wird. Das Lebensmittelgeld ist Nahrung, die als Entgelt für Arbeit überlassen wird. Das Geld schlechtweg ist weder Vieh noch Nahrung. Es ist eine Entgeltmöglichkeit, an die man glaubt.

Wir tauschen alle ohne Bedenken, ohne Angst, die Beutestücke, die wir aus dem Lebenskampf heimbringen und nicht selbst verbrauchen können, für Geld um. Wir holen uns mit einer unübertrefflichen Selbstverständlichkeit immer wieder die Beute fremder Lebenskämpfe mit unserem Geld in der Hand, das wir gegen die begehrten Dinge eintauschen. Wir sind überzeugt, daß das Tauschmittel, das Geld, ein Wertding ist, daß es sogar der König unter den Wertdingen ist. In Wirklichkeit hat das Geld nur einen übersinnlichen Wert: den Wert, den ihm unser Glaube gibt.

Man lächelt gern über die Einfalt der Wilden, die mit Muschelgeld zahlen wollen und auch wirklich zahlen. Die Muschel ist doch für das menschliche Leben vollständig wertlos. Man kann sie nicht verzehren, man kann ihr keine Energie entnehmen, man kann sie zu keinem Gebrauchsding umformen. Doch, sind denn die anderen Geldarten der Müllerwelt anders als das Muschelgeld? Kann ich denn Banknoten essen? Kann ich aus ihnen Energie herausziehen?

Ich kann glauben, daß die Banknote ein Klümpchen Gold vertritt. Was ist jedoch Gold? Ein seltener Stoff, ein unverwüstliches, wunderschönes, glänzendes Metall? Kann ich mit der Unverwüstlichkeit, mit der Schönheit, mit dem Glanz den Hunger meines Körpers oder den Hunger eines Motors stillen?

Das Goldgeld hat ebenfalls einen bloß geglaubten, es hat einen eingebildeten Wert, es ist dem Muschelgeld in keiner greifbaren Weise überlegen. Die Wilden haben Recht, wenn sie unsere Einfalt, die sich ihnen in unserem Goldgeldverkehr offenbart, belächeln. Ihr Muschelglaube ist ebensogut wie unser Goldglaube.

Es ist sonderbar, daß alle gelehrten Theorien des Geldes, die dickleibige Bücher füllen, nicht merken, wie sie kleinlaut werden, sobald es gilt, das Geheimnis des Goldwertes zu begründen und zu enthüllen. Sie stellen alle einfach fest, daß die Menschheit seit jeher und überall den Tauschwert des gleißenden Goldes kennt und richtig schätzt. Sie alle bringen jedoch keine tragfähige Begründung für diese Feststellung.

Der tätige Mensch lebt vom Ertrag seiner Arbeit, er genießt indessen, wenn er nicht ein sehr einfaches Leben führt, die Beute seines Lebenskampfes mittelbar. Er ist fest überzeugt, daß es immer möglich ist, das, was er selbst nicht braucht, gegen Gebrauchsdinge einzutauschen, die andere kämpfende Menschen haben und selbst nicht brauchen. Diese feste Überzeugung ist der Glaube, der dem Geld als Tauschmittel seinen Wert verleiht, ohne den es machtlos wäre. Diese feste Überzeugung panzert sich mit dem Glanz, mit der Unverwüstlichkeit, mit der Seltenheit des Goldes.

Macht es denn der gläubige Mensch nicht immer so? Die Welt ist ihm ohne Gott unverständlich, die Bewußtseinsvernichtung im Augenblick des Todes unerträglich, und, was vielleicht am wichtigsten ist, der Tausch guter und schlechter Werke des Erdenlebens gegen den Lohn und die Strafe des Jenseits erscheint ihm gewiß. Er ist fest überzeugt, daß er über das Erdenleben hinaus wirtschaften kann. Diese Überzeugung ist der Hauptinhalt des Gottglaubens, ohne den die Menschheit nie ausgekommen ist. Diese Überzeugung panzert der Mensch mit dem Glanz des Gottesdienstes, mit der Unverwüstlichkeit der Gotteshäuser und mit den Schätzen der Tempel und Kirchen.

So heftig ist der Lebenskampf, so restlos füllt er das Tun und Lassen des Menschen, so unbarmherzig beherrscht er jeden Gedanken des Erdenbürgers, daß er fraglos über das Lebensende hinausgreift, daß er Erträge liefert, die im Leben selbst unverwertbar bleiben, vom Kämpfer jedoch, der sie gewonnen hat, unbedingt verwertet werden wollen, wenn es nicht anders geht, nach dem Tode, im Jenseits. Ohne Himmel und Hölle, ohne einen gerecht richtenden, belohnenden und bestrafenden Gott, wäre der Gottesglaube leer.

Es klingt furchtbar, ist jedoch wahr: Die Seligkeiten des Himmels und die Qualen der Hölle sind Geld. Sie haben einen Wert wie Gold und Silber, wenn man an sie glaubt. Aber eigentlich sind die Urteile des richtenden Gottes Geld und die himmlischen Seligkeiten beziehungsweise die Höllenqualen dasjenige, das man für die Gottesurteile eintauscht. Diese verwegene Erkenntnis führt zum Nebeneinanderstellen des Gottes- und des Geldbegriffes, das, so abstoßend es auch erscheinen mag, doch ein merkwürdiges Licht auf das rätselvolle Wesen des Geldes wirft.

Die Menschheit hat immer an Götter geglaubt, sie hat immer auch Geld gehabt. Ohne Gott und ohne Geld hat bisher eigentlich kein Volk, keine Menschengemeinschaft leben können. Die Geschichte erzählt uns von allen möglichen Göttern, von groß-

artigen und abstoßenden, von gütigen und finsternen, von mächtigen und schwächlichen, sie erzählt uns ebenso von allen möglichen Geldarten, von blendenden, herrlichen und lächerlich-einfältigen, von machtvollen, gewaltige Menschheitsteile beherrschenden und kümmerlich dahinsiechenden. Gott und Geld wandeln durch die Menschheitsgeschichte in unaufhörlich wechselnden Gestalten, zuweilen miteinander kämpfend, zuweilen wieder einander unterstützend. Sie beherrschen die Köpfe der kämpfenden Menschen, bilden Weltanschauungen und Wirtschaftssysteme und sind stark oder schwach, je nachdem der sie tragende Glaube glüht oder welkt.

Es hat Zeiten und Völker gegeben, denen die Genüsse des Lebens nach dem Tode alles und die Bedürfnisse des Erdenlebens nichts waren. Ihnen galt nur das göttliche Geld, und ihre Gedanken waren nur auf Gott gerichtet. Dann wieder kamen Zeiten und Menschen, denen Gotteslohn wertlos war, denen der Glaube an Gott fehlte. Desto stärker war der Glaube dieser gottlosen Zeiten und Menschen an das Geld.

Es hat Menschengemeinschaften gegeben, die viele Götter gleichzeitig verehrt haben. Ebenso hat es Zeiten und Völker gegeben, die mehrere Geldarten nebeneinander geschätzt und begehrt haben. Die großen Religionen haben sich alle zu einem einzigen, allmächtigen Gott emporgeworfen. Die großen Wirtschaftssysteme andererseits haben entschlossen mit der Vielgelderei aufgeräumt. Das Gold ist entschieden ein allmächtiger Götze gewesen, der keinen Nebenbuhler neben sich geduldet hat.

Scheußliche Verbrechen sind von der armen Menschheit im Namen Gottes verübt worden. Menschenopfer im Gottesdienst, Religionskriege, Ketzerverfolgungen, Hexenverbrennungen haben Ströme von Blut vergossen. Wahnwitzige Untaten sind dem Geld zuliebe verbrochen worden. Raubmorde galten dem Gelde. Raubzüge in die Goldländer Amerikas haben schreckliche Folgen gezeitigt. Es gab Kriege zwischen Gold und Silber.

Der Gottesglaube ist indessen älter und ursprünglicher als der Geldglaube. Der Mensch, der ganz allein auf der Erde lebte, würde zweifellos kein Geld brauchen und deshalb auch nicht an

seinen Wert glauben. Das unermeßliche Weltall und sein vielfältiges Geschehen würde ihm wohl die Gottesidee aufzwingen.

Allerdings, der Gott des einsamen Menschen wäre nur Schöpfer und Lenker der Welt, er hätte keine Veranlassung zu richten, zu belohnen und zu strafen. Der Menschheitsgott ist ein anderer Gott als derjenige, den der einsame Mensch braucht.

Erst wenn der Mensch seine Selbständigkeit zu verlieren und Zelle eines Lebewesens höherer Art, der Menschheit, zu werden anfängt, melden sich der Götze Geld und der richtende Gott. Der Gottesglaube ist demnach nur teilweise ursprünglicher als der Geldglaube.

Die vollständige Gottesidee und die Geldidee sind unzweifelhaft die Leitideen des Aufstieges des Menschen zur Menschheit. Ihre Wandlungen, Läuterungen und Vervollkommnungen sind un-
gemein kennzeichnend für den Fortschritt des Menschheits-
zusammenhaltes.

Es ist kein Zufall, daß große Umwälzungen im Menschheitsgeschehen immer sowohl den Gottes- als auch den Geldglauben erschüttern. Die große französische Revolution des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts warf Altäre und Kirchen um, setzte den allmächtigen Christengott ab und spielte übermütig mit neuen Gottesideen. Sie verhöhnte gleichzeitig den Geldglauben, wütete mit Assignaten und landete in einem geldlosen wirtschaftlichen Wirrwarr.

Die große russische Revolution der Weltkriegszeit packte mit eiserner Faust den Götzen Geld und zerschmetterte ihn. Sie hatte kein Erbarmen mit dem alten Gott, der vor ihr die weiten russischen Ebenen beherrscht hatte. Kirchen wurden im fiebernden Rußland genau so behandelt wie Geldtempel.

Die unruhige Zeit des heranreifenden zwanzigsten Jahrhunderts hat überhaupt wenig Ehrfurcht sowohl vor Gott als auch vor Geld. Der Menschheitszusammenhalt sucht offenbar neue Formen und Gestalten. Er braucht einen neuen Gott und ein neues Geld. Der alte Geldgötze, das Gold, hat sich bereits jämmerlich verkrochen.

Noch gibt es Menschen, die mit ungeheurer Kraft am alten Glauben hängen. Zweifellos gibt es noch Köpfe, deren Gedanken ganz auf das Jenseits gerichtet sind, deren Glück noch ausschließlich im Himmel auf sie wartet. Sie wandeln durch das Tränental, einen felsenfesten, unbeirraren Gottesglauben im Herzen, und sammeln gute Werke, um sie dereinst gegen die Seligkeiten des Himmels einzutauschen.

Noch gibt es Menschen, die mit zitternden Händen ihre Goldstücke zählen, denen Gold alles ist, die bereit wären, sofort alle ihre Ansprüche auf den Himmel zu verkaufen. Sie haben alle ihre Gedanken auf Geld und Gelderwerb eingestellt, sie denken gar nicht daran, für ihr Geld Gebrauchsdinge des Erdenlebens einzutauschen. Geld, Gold, ist ihr Himmel, ihr Glaube, ihr Gott.

Es gibt heute große Menschheitsteile, die sich vom Gold losgesagt haben, die keinen wirklichen Geldglauben mehr haben und dahintergekommen sind, daß das Goldgeld nur so lange einen greifbaren Wert hat, als man daran glaubt. Andererseits gibt es Menschheitsteile, die erbittert den alten Geld- und Goldglauben verteidigen.

Leben wir nicht am Ende im Zeitalter neuartiger Religionskriege? Vor Jahrhunderten blutete die nordeurasische Welt in Kriegen, die den Wandlungen des Gottesglaubens galten. Heute sind die Wandlungen des Geldglaubens auf der Tagesordnung. Ihnen gelten blutige Auseinandersetzungen der Völker.

Das finstere Mittelalter stand unter der Herrschaft eines alles beherrschenden Gottesglaubens, und deshalb kannte es nur einen verhältnismäßig schwachen Geldglauben. Das Zeitalter der Aufklärung lockerte die Fesseln des auf das Jenseits eingestellten Lebenskampfes und schob seinen Schwerpunkt mehr und mehr ins Erdenleben. In dem Ausmaße, wie Gott zurückgedrängt wurde, rückte das Gold vor.

Das neunzehnte Jahrhundert war das Zeitalter des Goldgötzen, und der Hochkapitalismus war ein mächtiger, die Erde umspannender, unerschütterlich erscheinender Geldglaube. Dieses

Jahrhundert war ein ziemlich gottloses Zeitalter. Überall ließ es Geldtempel entstehen: Fabriken, Banken, Börsen.

Leben wir im zweiten Zeitalter der Aufklärung? Wird es dem Geldglauben ebenso ergehen wie dem keinen Widerspruch dulgenden Gottesglauben des Mittelalters? Wird die Wissenschaft auch dem Geld die Allmacht aus den Händen reißen und ein nüchternes Bild seines eigentlichen Wesens geben?

Die Wissenschaft dringt mit ungeheurer Kraft in die Geheimnisse des Weltalls ein und kämpft unverdrossen gegen alte Vorurteile, durch nichts begründete Annahmen und einfältige, ererbte Bilder. Es ist ihr bereits gelungen, die Weltallgebilde als Teilchenmannigfaltigkeiten zu entlarven und Naturgesetze auf Wahrscheinlichkeitszusammenhänge zurückzuführen. Sie hat allmählich die Gottesidee außerordentlich geläutert und vereinfacht.

Die Wissenschaft könnte bereits die Menschheit als Menschenmannigfaltigkeit sehen, so wie ich sie sehe. Sie könnte das Menschheitsgeschehen als einen eigenartigen Teilchentanz auffassen, so wie ich ihn auffasse. Von der Vernunft, dieser eigenartigen, ordnenden Kraft gelenkt, müßte somit die Menschheit gegen den Unordnung verbreitenden, das Weltall beherrschenden Zufall geschlossen auftreten. Die vernünftige Verwertung der Erträge des Lebenskampfes ist für die kämpfende Menschheit außerordentlich wichtig. Diese Verwertung muß das Geld ermöglichen. Das ist die nüchterne, allen leeren Glaubens entkleidete Aufgabe des Geldes.

Als wir Teilnehmer an dem Welschachturnier im Februar 1927 nach der Landung im New Yorker Hafen müde und nervös im Manhattan Square Hotel ankamen, überraschte uns der lebenswürdige Sekretär des Turnierausschusses mit der Aufforderung, das ganze Geld in der Hotelkasse aufzubewahren und nur zehn Dollar bei uns zu behalten.

Ich sah ihn verärgert an. Warum denn? Wen geht denn mein Geld an? Der Mann verstand meine stumme Frage. „Lieber

Freund“, meinte er, „Amerika ist ein sonderbares Land, und New York ist ein sehr gefährlicher Winkel dieses Landes. New York wimmelt von Gangstern. Auf dem Broadway, mitten im Menschengewimmel, in der Untergrundbahn, mitten unter den Reisenden, kann es geschehen, daß Ihnen ein Revolverlauf auf den Rücken gedrückt wird. Was werden Sie dann tun? Selbstverständlich werden Sie Ihren Geldbeutel ziehen und ihn wortlos ausliefern. Den Gangstern sitzen die Kugeln sehr locker im Lauf. Wäre es nicht schade um jeden überflüssigen Dollar im Geldbeutel? Um den Geldbeutel selbst wäre es schade. Schließen Sie ihn lieber in Ihren Koffer ein und tragen Sie das unentbehrliche Kleingeld einfach in der Tasche. Mehr als zehn Dollar Kleingeld brauchen Sie nicht.“

Meinte er es ernst? Übertrieb er, um mehr Eindruck zu ernten? Der Eindruck, den er wirklich erzielte, war jedenfalls ungünstig. Verdammter Dollar! Ich empfand plötzlich einen Ekel vor ihm, den ich nie mehr ganz überwunden habe. Die viehische Gier, deren Kinder die Gangster sind, füllte plötzlich den Hintergrund des vor mir auftauchenden Dollarbildes. Ich erinnerte mich zahlloser Berichte aus Amerika über ungemein waghalsige Angriffe auf Banken, auf Bankangestellte, auf Eisenbahnreisende, auf harmlose Spaziergänger. Ich fand keine Antwort.

Es war vielleicht ein Verhängnis, daß der allererste Eindruck, den mir das amerikanische Geld gab, der schlechteste war von allen, die ich in Amerika gesammelt habe. Ich hatte wahrlich keine Mühe, eine große Sammlung von Dollarbildern anzulegen. Auf Schritt und Tritt hatte ich mit dem Dollar zu tun. Das europäische Geld ist bei weitem nicht so anmaßend, so aufdringlich, so vorlaut wie das amerikanische.

Ich fand natürlich bald heraus, daß dem Amerikaner der Dollar alles ist. Er ist ihm vor allem die einzige wirklich genießbare Frucht der amerikanischen Erde, die einzige Beute des Lebenskampfes, der all sein Sehnen gilt. Der Dollar ist ihm Nahrung, Waffe, Siegespreis. Der Dollar ist dem Amerikaner sogar die alles beherrschende Maßeinheit. Der Dollar mißt in Amerika

tatsächlich alles: Längen, Höhen, Geschwindigkeiten, Kräfte, Fähigkeiten, Gedankenwerte.

Ich erinnere mich eines Besuches des Museums, das fast Nachbar unseres Hotels war. Es war voll wertvollster Gemälde. Italienische Meister füllten gewaltige Säle. Es besaß auch mehrere Rembrandts. Ich verfallte Gemälden viel schwerer als Musikstücken. Rembrandt jedoch hat dieselbe Gewalt über mich wie Wagner oder Beethoven.

Vor einem Selbstbildnis Rembrandts blieb ich stehen. Lange, andächtig, genoß ich das herrliche Werk des großen Künstlers. Ich vergaß dabei meine Begleiter, die irgendwo in den Sälen umherwanderten. Es tat mir unsäglich wohl, daß ich mit meinem Bild allein war.

Plötzlich beschlich mich das Gefühl, daß jemand hinter mir steht. Ich drehte mich um. Unser Führer war es. Wahrscheinlich hatte er mich vermißt und gesucht. Er lächelte stolz: „Fünftzigtausend Dollar, mein Herr!“ sagte er mit Nachdruck.

Ich sah es ihm an, daß ihn sein Meßergebnis durchaus befriedigte. Was hätte ich erwidern sollen? Daß die allmächtige amerikanische Maßeinheit kaum an unsterbliche Werke angelegt werden dürfte? Daß ich an Dollar unmöglich denken kann, wenn ich Rembrandts Bilder betrachte? Daß mir keine Dollarmenge, und wäre sie noch so groß, den soeben erlebten Genuß ersetzen kann?

Neun Jahre später traf ich in New York den ehemaligen Sekretär des Weltschachturniers vom Jahre 1927. Wir schlenderten die Fünfte Avenue entlang und weckten Erinnerungen an Schachkämpfe, an lustige Erlebnisse, an Großmeister Nimzovitsch, der uns beiden seinerzeit viel zu schaffen gemacht hatte.

Plötzlich blieb ich stehen. Vor mir strebte der höchste Wolkenkratzer New Yorks, das Empire State Building, kühn in die Höhe. Der großartige Bau unterbrach das Gespräch und hemmte mit Urgewalt meine Schritte. Ich betrachtete ihn mit lebhafter Bewunderung.

In der Saveebene meiner Heimat steht nahe Ljubljana ein einsamer Berg, den ich oft bestiegen habe. Dreihundertundsechzig

Meter über der Ebene thront auf diesem Berg ein Marienkirchlein. Unzählige Male habe ich vom Saveufer aus zum Kirchlein auf dem Berggipfel hinaufgeschaut und dabei immer wieder den Höhenunterschied ganz beachtenswert gefunden: Er versprach einen mehr als einstündigen scharfen Aufstieg.

Hier, vom Pflaster der Fünften Avenue aus, schaute ich dreihundertundachtzig Meter hinauf zum Türmlein, das das Empire State Building krönt. Unwillkürlich verglich ich die beiden Bauten, den göttlichen und den menschlichen. Es ging mir nicht in den Kopf, daß dieser wundervolle künstliche Berg im Herzen New Yorks höher sein könne als der Marienberg in meiner Heimat.

Ich vergaß meinen Begleiter, ich vergaß das Menschengewimmel der Fünften Avenue, ich hörte kaum noch ihren Lärm, der vorher das Gespräch erschwert hatte. Offenbar gefiel meinem Begleiter meine Bewunderung seines Berges. Er eilte meinen Betrachtungen liebenswürdig zu Hilfe: „Zweiundzwanzig Millionen Dollar, Herr Professor“, meinte er trocken.

Er hatte es fertiggebracht, die wunderbare Höhe, den Umfang, die Masse, die Bedeutung des Riesengebäudes auf die denkbar einfachste Art, mit dem denkbar einfachsten Maßstab auszumessen. „Hol dich der Teufel“, dachte ich mir, „hol der Teufel deine amerikanischen Augengläser und deinen Dollar. Deine Bilder sind trocken, eckig. Sie kennen keine Poesie. Sie kennen keine Schönheit, ohne die kein Mensch leben kann. Verdammter Dollar!“

In jenen zwei Monaten, die ich im Frühjahr 1927 in New York verlebt habe, klimperte der Dollar überall, wo ich ging, stand, saß, unermüdlich umher. Selbst während der schweren Schachpartien des Turniers entging ich ihm nicht. Der Saal, der unser Schlachtfeld war, füllte sich immer wieder mit Zuschauern. Sie belagerten, stehend, unsere Tische und warteten ungeduldig auf unsere Züge. Dabei hatten sie die Hände in den Hosentaschen und klimpten mit dem Geld.

Der immer aufgeregte Nimzovitsch tobte. Alle Zuschauer hatten Angst vor ihm. Wenn sein drohender Blick auf sie fiel, er-

starten die Hände in den Taschen, und die vorlauten Geldstücke duckten sich. „Unverschämt“, zischte der große Meister, „unverschämt, die schwer arbeitenden Nerven mit diesem geschmacklosen Geklimper zu reizen. Doppelt unverschämt, den schweren Kopf mit Geld zu quälen, das seinem Körper so sehr fehlt!“

Der Dollar raschelte auch in unseren freien Stunden. Abends stiegen wir in die Hotelbar hinunter, wo Capablanca und Aljechin ihre erbitterten Billardwettkämpfe auszutragen pflegten. Ich schaute gern zu. Dabei beobachtete ich aufmerksam auch das übrige Getriebe dieser Unterwelt. Im Nebenzimmer fielen geräuschvoll Karten auf den Spieltisch. Poker!

Das Poker ist ein waschechtes amerikanisches Spiel. Lebhaft, gefährlich. Es enthält Kombinationen, die einander in ungemein bunten Bildern ablösen. Ein Glückspiel reinsten Wassers! Doch ein Spiel, in dem der Zufall den Wagemut, die Frechheit, den amerikanischen Bluff zum Tanz auffordert. Die Pokervetten füllen den Spieltisch mit klingender Münze, reizen die Geldgier, klettern zuweilen zu grausamen, abstoßenden Höhen und treiben das Blut der Spieler in Fieberschauer.

Das Pokerspiel ist ein furchtbarer Kampf, dessen Beuteertrag Dollar sind. Während meiner freien Abendstunden warf es in unserer Hotelbar unbarmherzig und unermüdlich Dollarhaufen hin und her. Es gab Spielgewinne von Hunderten, von Tausenden von Dollars an einem einzigen Abend, an einem einzigen Spieltisch. Unaufhörlich klimperten die Geldstücke. Nein, nein! Das Schach ist kein Spiel, das dem Amerikaner zusagen könnte. Das Poker ist sein Spiel! Das Poker kann ohne den es ständig begleitenden Dollar nicht leben. Das Poker bewertet seine Kombinationen sofort, auf der Stelle, scharf, genau, grausam. Mit dem einzigen denkbaren, wirklich zuverlässigen Maß. Mit dem Dollar.

Zuweilen floh ich vor dem Dollar aus der Hotelbar und suchte in der geräumigen Hotelhalle meine Zuflucht. Doch war es dort nicht viel besser. Dort saßen Leute herum, die unermüdlich von

Börsenkursen, von Preisen, von wilden Unternehmungen, von Booms, vom Geld, kurz, vom Dollar sprachen.

Allüberall standen im Frühjahr 1927 in New York Geräte herum, die in den Vormittagsstunden gewissenhaft und unverdrossen Börsenkurse meldeten, als hätten sie die Aufgabe, Nachrichten von einem sehr nahen Kriegsschauplatz in aufregender Eile einander jagen zu lassen. In jenen Tagen war die Börse unerhört lebhaft und beschäftigt. Ganz New York spielte damals an der Börse, ganz Amerika war in Börsenwetten verstrickt.

Sehr oft waren die Meldegeräte ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen, und die von ihnen gebrachten Nachrichten blieben dann hinter den Ereignissen auf dem Dollarkriegsschauplatz zurück. Es gab Verspätungen, die zwei, auch mehr Stunden ausmachten. Wallstreet war damals das wild klopfende Herz Amerikas.

Wallstreet war voll des Dollarlärms. Der Widerhall dieses Lärms kam über den weiten Atlantischen Ozean aus London, Berlin, Paris, Zürich zurück. Die New Yorker Börse beunruhigte damals die ganze Welt. Ihr Dollar, ihr goldener, göttlicher Dollar war damals Herr der Welt.

An das Gold, an diesen gewaltigen Gott, dessen auserwähltes Volk im Jahre 1927 die Amerikaner waren, dessen Tempel während meines ersten Amerikabesuches überall voll waren, dessen Ruhm und Größe damals alle Gedanken galten, habe ich nie geglaubt. Im Frühjahr 1927 war er mir ein abstoßender Götze.

So aufgeklärt wir auch sein mögen, entschließen wir uns doch immer wieder schwer, ein Gotteshaus zu besuchen, das nicht dem Gott unserer Väter geweiht ist. Die frommen Ahnen erheben in uns ihre toten Köpfe, wenn wir uns der Schwelle eines Tempels nähern, die sie nie überschritten hätten. Vielleicht war es eine Hemmung dieser Art, die mich vom Besuch Wallstreets lange erfolgreich zurückhielt. Doch sie mußte schließlich überwunden werden.

Eines Vormittags machte ich mich im März 1927 zögernd auf den Weg. Ich erreichte, aus dem Hotel kommend, den Broadway, schlug die Richtung nach der Unteren Stadt ein und wanderte zunächst sieben Häuserblocks hinunter, bis zur Siebzigsten Straße. Dort, beim Alamac Hotel, stieg ich zur Untergrundbahn hinunter.

Ich war kaum auf dem Bahnsteig, als auch schon der Expreßzug herangedonnert kam. Ich sprang in den ersten besten Wagen hinein. Wir fuhren ab. Die Räder hämmerten ohrenbetäubend in die finstere Unterwelt hinein. Zuweilen blitzte ein Licht am Wagenfenster vorbei. Haltestellen tauchten aus der Nacht empor. Wir überfahren sie rücksichtslos und versanken sofort wieder in das Dunkel. Dann quietschten endlich gequält die Wagenbremsen. Times Square.

Rasch war das Aus- und Einsteigen der Reisenden beendet. Der Zug stürzte abermals in die Nacht. Ich saß gedankenlos da und wartete. Der Zug brauste mit unerhörter Geschwindigkeit dahin. Waren es achtzig, hundert, hundertzwanzig Stundenkilometer? Ich weiß es nicht. New York ist ein langgestrecktes Dorf!

Wir hielten nochmals, als es galt, in Richtung nach Brooklyn umsteigen. Dann kam das Ende der Oberen und der Anfang der Unteren Stadt. Wir fuhren in das Geschäftsviertel hinein, in das ureigenste Reich des allmächtigen Dollars.

Als ich endlich meinen Zug verließ, eilte ich ungeduldig ans Tageslicht, in die freie Luft. Ich stand wieder, oder besser gesagt, noch immer, auf dem Broadway. Doch hier unten war der Broadway eine schmale Straße, eine enge, tief zwischen die Wolkenkratzer hineingeschnittene Furche. Mit Recht nennt der New Yorker dieses Broadwayende: Grand Cañon.

Aus der Unterwelt emporgetaucht, stand ich vor einer schmalen, vom Broadway senkrecht abgehenden Gasse: Wallstreet. Das war also das Allerheiligste des großen amerikanischen Gottes! Eine düstere, unfreundliche, auf eine sonderbare Art schmutzige Gasse!

Wolkenkratzer ringsherum, Geschäftshäuser, Banken, Schreibstuben. Die Luft voller Kurse, Abrechnungen, Zinsen, Währungen, Gold, Geld, Anleihen, Aktien, Pfandscheine, Maklergeschrei, Gier, Verzweiflung. Eine schwere, ekelhafte, feiste Götzenhand legte sich würgend auf meinen Hals. Ich wich zurück. Ich floh Wallstreet entlang, zurück zum Broadway.

Wie angewurzelt blieb ich dort stehen. Vor mir stand eine Kirche, die unbeweglich in die finstere Wallstreet hineinblickte. War es nicht ein kleines bescheidenes Kirchlein? Unscheinbar, gedrückt, irgendwie gedemütigt erschien mir diese bekannte Dreifaltigkeitskirche mitten unter den gewaltigen Wolkenkratzern.

Diese Kirche ist ein Überbleibsel aus alten Zeiten, als die Holländer noch darauf ausgingen, auf dem Manhattanfelsen eine europäische Stadt aufzubauen. Damals war ihr Gott noch mächtig, damals war er der gütige, vorsorgliche Führer der Einwanderer. Die Kirche ist noch immer von einem Friedhof umgeben. Sie erinnert deshalb stark an unzählige europäische Kirchen.

Weiß Gott, wie es diese alte Kirche auf ihrem Platz bis in unsere Tage hinein aushalten konnte. Sicherlich war sie in ihrer Jugend der Sammelplatz von Jung und Alt, der Mittelpunkt der Ansiedelung, und ihr Turm thronte damals gewiß über niedrigen Häusern. Gläubige Menschen suchten zweifellos oft und oft in ihrem kühlen Frieden Trost und Stärkung. Damals gab es natürlich noch keinen anmaßenden Dollar.

Später wuchsen die sie umgebenden Häuser in die Höhe. Ihre Besucher wurden spärlicher und spärlicher. Die Kirche bekam mehr und mehr Nachbarn, die sich um sie nicht kümmerten. Das lärmende New York wuchs aus dem kalten Manhattanfelsen unaufhaltsam heraus. Wolkenkratzer begannen die Untere Stadt zu füllen. Die alte Kirche blieb ruhig sitzen. Sie wartete gott ergeben auf ihr Ende.

Sie sank allmählich. Heute liegt sie schon tief unten, auf dem Boden des Grand Cañon, des tiefen Einschnittes. Sie schaute, als ich sie das erste Mal sah, müde, nachsichtig in die Wallstreet

hinein, in die dunkle Gasse, wo der neue Gott sich breit macht: der große amerikanische Gott, der Dollar.

Am Abend nach dem Wallstreetbesuch erzählte ich unserem Turniersekretär, wie verlassen und verstoßen ich die Dreifaltigkeitskirche gefunden hatte, und wie ich mich wundere, sie überhaupt noch lebend gesehen zu haben. Er lächelte nachsichtig: „Das Quadratmeter Grund, auf dem die Kirche steht und in dem ihr Friedhof ruht, kostet wohl Zehntausend Dollar.“ Ich verstand: Der Dollar wird das Gotteshaus niederreißen, wenn er es der Mühe wert finden wird.

Neun Jahre später stand ich wieder vor der alten Dreifaltigkeitskirche. Ich war in einem Maklerklub Gast gewesen und hatte beim Lunch besorgten Gesprächen meiner Gastgeber zugehört. In der Zwischenzeit zwischen meinem ersten und meinem zweiten Besuch der Wallstreet war allerhand geschehen. Die große Weltkrise, die im Jahre 1931 Europa und Amerika überschwemmt hatte, war im Jahre 1936 noch gewaltig spürbar.

Wo war im Jahre 1936 der alte protzige, anmaßend freche, goldene Dollar? Wo war der ehemalige glühende Goldglaube, wo das Goldfieber des Jahres 1927? Bleich, zerknirscht schlichen jetzt die Geldleute umher, und das Mißtrauen, mit Angst gemischt, schaute aus allen Wallstreetaugen. Der Dollargott war krank!

Ich hatte diesmal, vor der Dreifaltigkeitskirche stehend, den sonderbaren Eindruck, daß sie irgendwie frischer und jünger geworden sei, daß sie nicht mehr unbeweglich in die finstere, schmutzige Goldgasse hineinstarre, daß sie wieder lebe, wieder mit sich selbst beschäftigt sei. Ich konnte der Versuchung, sie zu besuchen, nicht widerstehen. Ich trat ein.

Überrascht stellte ich sofort fest, daß sie sorgfältig gepflegt wird. Sie war außerdem sehr gut besucht. Ich versank in Gedanken. Haben es die Amerikaner am Ende doch eingesehen, daß der Dollar nicht alles ist? Daß es doch nicht genügt, die Taschen mit Geld zu füllen? Daß das Geld allein dem Leben keinen richtigen Inhalt geben kann?

Heute sehe ich klarer, urteile unbarmherziger. Der arme Mensch dient zwei Göttern, weil er im Diesseits und im Jenseits Güter

für seine Anstrengungen eintauschen will. Schmeichelt ihm der Erfolg in seinem täglichen Leben, so steckt er unaufhörlich auf der Bank, an der Börse und vernachlässigt die Kirche. Erleidet er Verluste im Wirtschaftsleben, treffen ihn schwere Schicksalsschläge, so wankt sein Geldglaube, und sein Gottesglaube erwacht.

Der Schwerpunkt des amerikanischen Lebens wandert zwischen der Dreifaltigkeitskirche auf dem Broadway und der Wallstreetbörse hin und her. Jahrhunderte hindurch glitt er unaufhaltsam von der Kirche zur Börse hin. Immer kleiner und einsamer wurde die Kirche, immer größer und lärmender wurden die Geschäftshäuser der Wallstreet. Immer schwächer wurde der dreieinige Gott, immer mächtiger und mächtiger der Geldgott.

Der Schlag der Weltkrise des Jahres 1931 war furchtbar. Deshalb schob er den Schwerpunkt des amerikanischen Lebens um ein kräftiges Stück die dunkle Wallstreet hinauf, gegen den Broadway hin. Wird Amerika diesen Schlag jemals überwinden? Wird ihr Goldgott je wieder in seinem alten Glanz erstrahlen?

Wir Europäer sind natürlich keine Heiligen, und wir kriechen ebenfalls zwischen den Thronen unserer Götter hin und her. Unser Herumtappen ist indessen unauffälliger als das amerikanische. Wir haben auch andere Götter als die Amerikaner. Außerdem: Europäer und Amerikaner wissen bereits, daß etwas gewaltiges, neues im Werden ist: Die Götterdämmerung ist da.

Der Lebenskampf kennt Gleichgewichtslagen, die auf die Dauer unerträglich sind. Von den beiden Gegnern, die im Leben miteinander ringen, kennt der eine, der Zufall, keine Unerträglichkeit, er tappt blind, taub, bewußtseinslos, unermüdlich umher und sät mit unbeirrbarer Beharrlichkeit Unordnung. Der andere Gegner, der Verstand, sieht, daß ihm alles, was er mühsam erkämpft, zerrinnt, und weiß, daß er geschwinder sein muß als sein Gegenspieler. Das Geschwindigkeitsgleichgewicht ist ihm unerträglich. Er will siegen, das heißt, den Zufall überholen, oder untergehn, das heißt, in wachsender Unordnung ertrinken.

Der kämpfende Verstand ist eben ein Zeitwesen. Er darf deshalb die Zeit nicht erstarren lassen. Er ist ohne Bewegung tot, zum mindesten scheintot. Er will vorgehen oder zurückweichen; stehenbleiben kann er nicht. Deshalb fürchtet er Gleichgewichtslagen, die die Bewegung ersticken.

Wenn der Bauer seinem Acker gerade diejenige Lebensmittelmenge abringen kann, die sein Leben braucht, wenn ihm Jahr auf Jahr vergeht, und immer wieder dieselbe Arbeit geleistet werden muß, wenn er, allmählich erlahmend, sein Stück Erde den frischeren Händen seines Sohnes übergeben muß, damit der eintönige Kreislauf des Lebenskampfes nicht versiegt, so muß er schließlich die furchtbare Frage aufstellen, wozu dieser kein Ende kennende Kampf eigentlich geführt wird.

Ist es nicht ein Glück, daß der Zufall launisch und unberechenbar ist, daß er mit Hagel, Überschwemmungen, Dürre, andererseits wieder mit ungewöhnlich günstiger Witterung überrascht, daß er gute und schlechte Ernten abwechseln läßt? Wäre vollständige Eintönigkeit nicht tödlich?

Der noch unentwickelte, schwach glimmende Verstand läßt sich von kleinen, in ihrem Wesen bedeutungslosen Erzitterungen der Gleichgewichtslagen seines Lebenskampfes irreführen und lebt in den Bewegungen, die sie bringen, so unscheinbar sie auch sein mögen. Doch schließlich merkt er doch, daß er nicht vom Fleck kommt, daß ihm die Zeit fast stillsteht, daß er nicht wirklich leben kann. Er fühlt dabei die Bleischwere seiner erfolglosen Anstrengungen und fängt unwillkürlich an, vom ungebundenen Dahinstürmen in der Zeit zu träumen.

Im Paradies war es schön. Dort war alles geordnet, alles vorhanden, was das Leben braucht. Dort gab es keine Arbeit, keinen Lebenskampf. Der erfolgreichste Kampf ist schließlich doch der unnötige Kampf. Gibt es einen schöneren Traum als den Traum vom Sieg, vom Sieg ohne Kampf, vor dem Kampf?

Nun, das war einmal. Das Paradies ist verloren, es ist verspielt worden. Das kampflöse Leben ist dem törichten Menschen weggenommen worden, er hat es nicht verstanden, es zu genießen. Er hat gesündigt und wurde bestraft. Der alles zer-

störende Zufall ist auf die Welt losgelassen worden, und der sündige Mensch muß kämpfen.

Der arme Teufel reißt sich vom Traum, der weit in die Vergangenheit zurückschaut, los und bohrt verzweifelt seinen müden Blick in die Zukunft: Die Mühen des Lebens dauern, Gott sei Dank, nicht ewig. Es gibt ein Ende des aussichtslosen Ringens, es gibt ein nachheriges ewiges Leben ohne Arbeit. Das Paradies ist noch da, es liegt im Jenseits. Es will allerdings erkämpft, erarbeitet werden.

Die unstillbare Sehnsucht, die aus der Klage vom verlorenen und aus der Hoffnung auf das im Jenseits liegende, wieder erkämpfbare Paradies spricht, gilt dem endgültigen Sieg über den Lebensfeind. Der Mensch will endlich einmal fertig sein, auf seinen Lorbeeren ausruhen, er will sicher sein, daß ihn der Zufall nicht mehr überholen kann. Wovon er träumt, ist eigentlich eine aus dem Kampf herausgeholt Beute, die nicht zerrinnt und nicht zerfällt, die unzerstörbar, die ewig ist.

Ist es da ein Wunder, daß schließlich die Ohnmacht des alles zerstörenden Zufalls, die es im verlorenen Paradies gab und im Himmel wieder geben wird, auch im Erdenleben eifrig gesucht und gefunden wurde? Alle Güter, denen der Lebenskampf gilt, sind vergänglich, sind Spielbälle des feindlichen Zufalls. Doch alle Güter sind gegen Geld eintauschbar. Wenn das Geld unzerstörbar, ewig wäre, wären es auch die Erträge des Lebenskampfes. Diese Erkenntnis gibt dem Goldgeld seinen unheimlichen Wert. Das Gold ist unglaublich dauerhaft, unerhört beständig, es trotz scheinbar allen Angriffen des Zufalls.

Man verkennt das Geheimnis des Goldgeldes, wenn man es als ein unverwüstliches Tauschmittel ansieht. Das Goldgeld will kein Tauschmittel sein, es will nicht wandern, nicht hin- und hergeworfen werden, es will ruhen, vom Lebenskampf abrücken, herrschen, unnahbar sein. Das Goldgeld will überhaupt kein Kampfmittel, es will Kampfzweck, Kampfziel sein.

Menschen, die, bewußt oder unbewußt, das scheinbar Ewige im Gold anbeten, jagen dem Goldgeld nach, nicht, um es auszugeben, um es gegen genießbare Güter einzutauschen, sondern

um es zu besitzen, um es in den Geldschrank einzusperren, um beim Zählen der Goldstücke wollüstig zu erschauern, um sich den Gefahren des Lebenskampfes entrückt zu fühlen. Den Goldanbetern ist ebenso wie den Gottanbetern das Erdenleben eine belanglose Angelegenheit und der Genuß des Goldbesitzes die Glückseligkeit des Himmels.

Es gibt somit wirklich unverkennbare Zusammenhänge zwischen dem Gott- und dem Geldglauben. Beide wurzeln in der Sehnsucht des Menschen, dem zermürbenden Lebenskampf zu entinnen, beide haben die Aufgabe, den sinkenden Kampfswillen zu halten und zu stützen, beide versprechen dem sich abquälenden Menschen den endgültigen Sieg.

Es ist natürlich außerordentlich wichtig, daß die kämpfende Menschheit weiß, oder wenigstens zu wissen glaubt, um was sie kämpft, wo ihre Kampfziele liegen, daß es einen Sieg gibt, daß es der Mühe wert ist, alle Kräfte einzusetzen, tapfer zu sein, den Mut nicht sinken zu lassen. Deshalb kann es ohne Gott- und ohne Geldglauben keine richtige Kampf Stimmung im schwer ringenden Menschenheer geben, solange der Verstand nicht klar sieht.

Andrerseits kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Kampfweise und die Kampfrichtung in hohem Maße vom Wert und von der Lage des angestrebten Ziels abhängig sind. Es ist also nicht einerlei, wie der Gott- und der Geldglaube, denen sich die kämpfende Menschheit anvertraut, beschaffen sind, und wie Gott und das Geld miteinander auskommen. Die Wandlungen des Gottesglaubens müssen im Menschheitsgeschehen ebenso ihre Spuren hinterlassen wie die Wandlungen des Geldglaubens.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß der Gottesglaube vor allem dämpfend oder anspornend auf die Kämpfe der Menschheit wirken muß, je nachdem ob er den Sieg weit ins Jenseits verschiebt oder dem Erdenleben näherrückt. Der Geldglaube greift jedoch begreiflicherweise schärfer ins Menschheitsgeschehen ein und beeinflußt die Kampfweise und die Kampfrichtung unmittelbarer. Deshalb liegt es nahe, vor allem den

Wandlungen des Geldglaubens nachzugehen, wenn man die Wandlungen des Menschheitskampfes, der Wirtschaft, verstehen will.

Ganz besonders aufschlußreich sind die Wandlungen des Goldgeldes, die tief in das Tun und Lassen der Menschheit hineingegriffen haben, die Wirtschaftssysteme entstehen und vergehen ließen, die gewaltige Erschütterungen gebracht und ungeheure Umwälzungen verursacht haben. Wir leben zwischen zwei Zeitaltern, die sich hauptsächlich durch ihre Einstellungen zum Geldglauben, durch ihr Verhalten zum Gold, voneinander unterscheiden werden. Wie sie sich gegeneinander abgrenzen werden, kann man bereits ahnen.

Die ärgerliche Vergänglichkeit der Lebenskampferfolge, das stille Wissen um das unermüdliche Wühlen, Nagen, Mahlen des Zufalls, dieses unsichtbaren, so lange unbekanntes, doch seit jeher geahnten Beherrschers des Weltalls, nährte den heißen Wunsch nach der Unvergänglichkeit, seit es Menschenköpfe gibt, seit es ein bewußtes Kämpfen auf der Erde gibt. Dieser unstillbare Wunsch äußerte sich in vielen Gestalten. Er blieb trotzdem, was er immer war: die große Triebfeder des Menschheitsgeschehens.

Er baute vor allem Religionen. Er erfand die Unvergänglichkeit des Lebens im Jenseits, das er allerdings in mannigfaltige Erwartungsformen kleidete. Er erfand die Unsterblichkeit der Seele. Er entdeckte das verlorene Paradies. Er flüchtete oft aus den über den Tod und vor die Geburt hinausgreifenden Träumen ins greifbare Erdenleben, schwelgte in der Unsterblichkeit der Taten großer Feldherrn, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler, belohnte enttäuschte Erfinder, nährte den Ehrgeiz und stählte die Arbeitskraft. Schließlich erfand er das Gold, das Goldgeld, die Verewigung der Lebenskampferfolge aller Art.

Je wacher der Verstand ist, je weiter er sieht, je klarer er die Welt, die sein Kampffeld ist, erkennt, je weniger er daran

zweifelt, daß er ein Zeitwesen ist, um so schwächer muß sein Glaube an die zeitlose Unvergänglichkeit werden. Es ist unvermeidlich, daß der erstarkende Verstand auch vor der angeblichen Unvergänglichkeit des Goldgeldwertes nicht haltmachen kann. Wie er sie langsam benagt, erschüttert und untergräbt, ist ein ungemein reizvoller und aufschlußreicher Vorgang.

In alten Zeiten war das Gold ein Lebensgut, an dessen Wert man glaubte, ohne zu wissen oder wissen zu wollen, warum. Der junge Goldglaube war unerschütterlich, weil es keine Gedanken gab, die ihn erschüttern wollten. Jeder Glaube ist fest und scheinbar unangreifbar, solange keine Zweifel geboren werden, die ihn angreifen könnten.

Das junge Gold war als höchstes Lebensgut gegen alle Lebensgüter umtauschbar, und die Goldmengen waren Wertmaße der Lebensgüter. Seit jeher mißt der Mensch Stoffmengen mit der Waage. Deshalb wurde das junge Goldgeld mit der Waage gezählt. Bei Käufen und Verkäufen wurde in alten Zeiten das Goldentgelt zugewogen.

Seit jeher gab es indessen unehrliches Wägen in der menschlichen Wirtschaft. Deshalb mußte früher oder später die gefährliche Waage aus dem Goldgeldverkehr verschwinden. Man erfand sorgfältig abgewogene Goldstücke gleicher Größe, die miteinander verglichen werden konnten, und deren Goldinhalt verbürgt werden konnte. Die Gemeinschaft, der Staat, übernahm die Bürgschaft für den richtigen Wert der Goldstücke, der Staat übernahm die Waage. Man verließ sich gern auf sein Wägen: Er hatte ja kein Interesse daran, zu betrügen; er wußte außerdem nicht, wen er betrügen würde, wenn er es doch täte.

Es wurde trotzdem betrogen. Die vom Staat gewissenhaft abgewogenen Goldstücke wanderten von Hand zu Hand. Sie kamen oft in unehrliche Hände. Sie wurden in unauffälliger Weise beschabt, befeilt. Sie verloren im Verkehr unsichtbare Teile ihres Inhaltes, sie schmolzen dahin. Sie waren eben doch vergänglich. Derselbe Mensch, der sich an die scheinbare Unvergänglichkeit des Goldgeldes klammert, untergräbt sie.

Das Goldgeld — das Silbergeld ist ja nur eine Abart des Goldgeldes — muß unangreifbar sein, sonst hat es keine wirkliche Macht. Der glühende Goldglaube konnte keine benagbaren Münzen dulden. Deshalb wurden die genau abgewogenen, untereinander gleichen Goldstücke mit aufgeprägten Bildern und Aufschriften versehen und außerdem sorgfältig berandet. Jede gewollte oder ungewollte Beschädigung des Goldstücks wurde auf diese Art sofort sichtbar: Dem unehrlichen Menschen wurde als Feind der Unvergänglichkeit des Goldgeldes das Handwerk gelegt.

Die Gemeinschaft, der Staat, ist als Behüter des Goldgeldwertes dem einzelnen gegenüber ehrlich, er prägt seine Gold- und Silbermünzen mit Sorgfalt, er wägt sie von Zeit zu Zeit nach. Leider braucht der Staat auch Geld. Er kam bald auf den Gedanken, die ganze ihm erreichbare Menschengemeinschaft zu betrügen, selbst alle Gold- und Silberstücke zu beschaben, das heißt, leichtere Goldstücke zu prägen und sie mit dem alten größeren Wert umlaufen zu lassen.

So unbeholfen und einfältig dieser Betrugsversuch auch erscheinen mag, wurde er doch immer wieder gewagt. Das Münzsystem Karls des Großen hat das Geldwesen West- und Nordeuropas ein langes Jahrtausend beherrscht. Es setzte bekanntlich ein Pfund Silber als Geldeinheit fest, teilte es in zwanzig Solidi ein und zerlegte den Solidus in zwölf Denare. Noch heute hält England an diesem Münzsystem fest. Doch das heutige Pfund ist lange nicht mehr das, was es zur Zeit Karls des Großen war.

Das neugeborene Pfund hatte wahrscheinlich 409,32 Gramm Silber. Sein Solidus war ein Silberstück wie der Vorkriegstaler. Im Laufe der Jahrhunderte schmolz der Solidus auf die Größe eines Silberfranken zusammen. Die Hälfte, zwei Drittel des Edelmetallinhaltes verschwanden allmählich aus der scheinbar für die Ewigkeit bestimmten Geldeinheit.

Die Gemeinschaft stellte sich so, als bemerke sie die unsauberen Machenschaften des Staates, des Goldstückbehüters, nicht. Sie ließ sich indessen nicht betrügen. Sie paßte den dahinschwin-

denden Eintauschwert des Geldes dem jeweiligen Geldstückinhalt an: Die Preise stiegen.

Setzt man die allgemeine Preislage des Jahres 1800 auf hundert fest, so war sie hundert Jahre vorher auf neunzig, um das Jahr 1600 auf fünfundsiebzig und zu Beginn der Neuzeit auf fünfunddreißig. Gewiß darf der dahinsiechende Edelmetallinhalt des Pfundes nicht ausschließlich für die sich durch Jahrhunderte hinziehende allgemeine Preissteigerung verantwortlich gemacht werden. Daß diese Preissteigerung ein Ausdruck des unerschütterlichen Glaubens an die Unvergänglichkeit des Edelmetallwertes ist, kann indessen schwerlich bezweifelt werden.

Die Kämpfe der Edelmetalle miteinander, die Strömungen des Goldgeldes, die bald diesen, bald jenen Erdteil beglückten, beziehungsweise bedrückten, das Erschließen immer neuer Gold- und Silberquellen, die aus Amerika nach Europa hereinbrechende Goldflut sind lauter Erscheinungen, die den Goldglauben bald stärkten, bald schwächten. Sie alle konnten indessen dem Glauben an die Unvergänglichkeit der Goldbeute nichts anhaben. Nach der Abwehr der Angriffe des einzelnen durch sorgfältige Prägung der Goldstücke und der Eingriffe der Gemeinschaft durch Anpassung der Preislage an das Gewicht des Goldstückes stand der uralte Glaube an die Unvergänglichkeit der Goldbeute fester da als je zuvor.

Doch die Angst vor heimtückischen Angriffen auf die heiligen Goldstücke steckte dem Menschen des späten Mittelalters schon im Blut. Er wollte sich deshalb ein für allemal sichern, er wollte das erworbene Gold ganz unzugänglich machen. Er fand einen scheinbar todsicheren Weg: Man sperrt die Goldstücke in einen unangreifbaren Schrank ein, läßt sich bestätigen, daß sie da sind, läßt sich Bestätigungsscheine für je ein Goldstück oder für je fünf, zehn Goldstücke ausstellen und setzt diese Scheine als Vertreter der Goldstücke in Umlauf. Der Geld-, der Goldschein ist unangreifbar.

Niemand kann vom Goldschein Gold herunterschaben oder herunterfeilen. Niemand kann durch Änderung der Goldscheine

das Gewicht der hinter ihnen stehenden Goldstücke ändern. Der Staat mag das Pfund, den Solidus, goldärmer machen. Das Geldscheinpfund bleibt was es war.

Die Bank von Genua nimmt im sechzehnten Jahrhundert den entscheidenden Kampf um die Unvergänglichkeit des Goldgeldes auf: Sie läßt die ersten Geldscheine, die ersten Banknoten, umlaufen. Bald folgen ihr die Londoner Goldschmiede.

Es ist immer gefährlich, geglaubte Wahrheiten zu stark untermauern zu wollen. Der Glaube an Gott wird durch jeden Versuch, das Dasein Gottes zu beweisen, geschwächt. Der Glaube braucht keine Beweise. Was mir bewiesen wird, weiß ich; ich brauche es dann nicht mehr zu glauben.

Beweise tauchen immer erst dann auf, wenn sich Zweifel regen. Sobald man anfängt, die Unvergänglichkeit der Goldstücke mit Banknoten zu beweisen, gibt man zu, daß Angriffe auf diese Unvergänglichkeit möglich sind. Damit weckt man das vorher schlummernde Mißtrauen. Erwacht, fragt es sofort: Sind denn die Geldscheingoldstücke wirklich in der Kasse?

Plötzlich ist es klar, daß der Mensch an den Geld-, an den Goldwert, glaubt. An der Banknote hängt der Goldglaube viel sichtbarer als an den Goldstücken, die sie vertritt. Mit den ersten Banknoten beginnt im Reich des Geldes das Zeitalter der Aufklärung.

Die Bank bewacht die eingeschlossenen Goldstücke, prüft die ihr vorgelegten Geldscheine, löst sie gegen die ihnen entsprechenden Goldstücke ein, stellt gegen eingebrachte Goldstücke neue Scheine aus und ist eifrig bestrebt, den neuartigen Geldverkehr zu fördern. Sie ist stolz auf ihre Erfindung, auf ihre Noten. Sie freut sich der endlich gesicherten Unvergänglichkeit des Goldgeldes. Bereitwillig zeigt sie jedem Goldstückeinleger den ihr anvertrauten Schatz.

Doch das stärker gesicherte Gold ist immer noch angreifbar. Einbrüche in die Bankschränke sind nicht ausgeschlossen. In

Kriegszeiten gibt es Plünderungen. Allerdings, der einzelne, der seine Goldstücke in seiner Wohnung verwahrt, ist Einbrüchen und Plünderungen ebenfalls, vielleicht noch stärker ausgesetzt.

Banknoten können gefälscht werden. Eine neue Gefahr? Eine Schwäche der Banknote? Kaum. Goldstücke können selbst, vielleicht sogar leichter, gefälscht werden als die sie vertretenden Noten. Die Bank bürgt für die Echtheit der aufbewahrten Goldstücke und gibt schwer nachahmbare Noten heraus.

Im Laufe der Zeit entdeckt die Bank eine merkwürdige Tatsache: Es ist nicht unbedingt notwendig, daß alle Goldstücke, die draußen von den Banknoten vertreten werden, in den Schränken ruhen. Nicht alle Notenbesitzer sind gleich mißtrauisch, sie sind zum mindesten nicht alle zur gleichen Zeit mißtrauisch. Sie kommen nie alle auf einmal auf die Bank, um sich ihre Goldstücke zeigen zu lassen. Sie machen Stichproben, merken es nicht, daß man mehrmals dasselbe Goldstück zeigt, und ziehen befriedigt von hinnen. Sie **g l a u b e n**, daß hinter jeder Banknote die entsprechenden Goldstücke stehen.

Die Bank nimmt einen Teil des ihr anvertrauten Goldes und fängt an, mit ihm zu wirtschaften, als gehöre es ihr. Es gehört ja ihr. Ist sie denn nicht jederzeit bereit, jede Banknote gegen Goldstücke einzulösen? Wenn du es nicht glaubst, wenn du mißtraust, versuche es!

Die Bank ist bei ihrem ersten Versuch, fremdes Gold als ihr eigenes zu betrachten, unsicher. Sie hat doch ein schlechtes Gewissen. Sie ist unruhig. Es vergehen Tage, Wochen, Monate. Niemand ist unruhig, niemand ahnt, was vorgeht. Alle Notenbesitzer glauben fest, daß die Banknote Gold ist. Die Banknoten mögen ja ursprünglich golden gewesen sein. Doch bald enthielten sie Gold **u n d** Papier.

Schließlich trifft einmal ein schwerer Schlag die wirtschaftende Notenbank. Er leert den Goldschrank. Der Zusammenbruch ist da, sobald sich der Besitzer einer großen Banknote oder eines großen Notenhaufens meldet, um sein Gold zu holen. Er bekommt es nicht, fängt an zu toben. Der Lärm lockt die

übrigen Banknotenbesitzer heran. Die Unruhe wächst, steigert sich zum Sturm. Die Banknote ist zerfetzt, ein wertloses Stück Papier.

Der Glaube macht aus Papier Gold, der Mißbrauch des Glaubens drückt die Banknote unter die Papierfetzen zurück. Es gibt immer wieder Mißbräuche. Der Glaube an das Papiergold wird immer wieder umgeworfen. Die Banknote kann sich nicht einbürgern.

Doch sie ist zäh. Die Gemeinschaft, der Staat, sieht den schweren Kampf des sich hinter Anweisungen versteckenden Goldes und greift ein. Der Staat betreibt keine gewagten Geschäfte wie die Bank. Wenn er die Goldstücke in Verwahrung nimmt, sind sie gegen Mißbräuche gesichert. Der Staat übernimmt also die Rolle der Notenbank und gibt selbst Noten gegen hinterlegtes Gold aus.

Diesmal geht es glatter. Wem soll man denn vertrauen, wenn nicht dem eigenen Staat? Die Banknoten sind wieder Gold. Sie laufen um, werden eingelöst, kommen wieder in den Umlauf, sind gutes Geld. Ein Geld, an das man glauben kann und deshalb glaubt.

Der Staat hat indessen auch seine Schwierigkeiten. Schwache Ernten schmälern die Steuereingänge. Kriege fressen Gold. In schweren Zeiten muß man alles einsetzen, um die bedrohte Gemeinschaft zu retten. Der Staat sieht das ihm anvertraute Gold und erliegt der Versuchung.

Das alte Spiel beginnt in größerem Maßstabe. Die unzähligen Notenbesitzer werden doch nicht alle auf einmal kommen, um ihre Banknoten gegen Gold umzutauschen! Man kann ruhig ein Drittel, vielleicht sogar die Hälfte des eingeschlossenen Goldes lebendig werden, kämpfen, lassen; der Rest wird immer noch für die glatte Einlösung der Noten groß genug sein!

Der Staat steigt in den Sumpf. In denselben Sumpf, in dem vor ihm viele Notenbanken umgekommen sind. Allerdings, die sündige Bank fand ihren Richter, der Staat braucht nicht Rede und Antwort zu stehen. Vom Zusammenbruch ereilt, kann er gewalttätig werden. Er erklärt kurz und bündig: Die Banknote

ist Geld, die Banknote ist Gold. Wer es nicht glaubt, wird schwer bestraft.

So entstand schließlich das Papiergeld. Der an ihm hängende Glaube war ein erzwungener, war kein Glaube mehr. Das Papier täuscht nicht die Unvergänglichkeit vor wie das Gold, es betört nicht mit seinem Glanz, wie es das Gold tut. Das Papiergeld ist kein Lebensgut. Es schleppt sich müde und kraftlos von Mensch zu Mensch und ist kaum imstande, den Gütertausch ordentlich zu vermitteln.

Soll man also doch die Goldstücke umlaufen lassen? Soll man den sinnreichen Versuch, der sie allen Angriffen entziehen wollte, als vollständig verunglückt abschließen? Ist am Ende jeder Versuch, das Unvergängliche im Goldgeld zur vollen Geltung zu bringen, zum Mißerfolg verurteilt?

Warum scheiterte die Banknote? Weil die Banken unehrlich waren. Weil sich der Staat an dem ihm anvertrauten Gold vergriff. Doch halt! Kann man nicht Notenbanken gründen, die vom Volk und von der Staatsgewalt gemeinsam verwaltet werden, deren Goldschränke doppelt verschlossen sind, von den Goldeinlegern und Goldbewahrern nur gemeinsam geöffnet werden können? Der Gedanke ist großartig. Er siegt.

Endlich ist das Gold gesichert. Große Staaten bauen Goldfestungen, die jedem Einbruchversuch trotzen, die keine Plünderung zu fürchten haben. Fällt die Festung, fällt auch der Staat. Die Noten der neuzeitigen Volksnotenbanken sind endlich wieder vollwertig, sind endlich Gold. Sie bedrängen die möglicherweise gleichzeitig umlaufenden Goldstücke in keiner Weise, sie weichen ihnen allerdings auch nicht aus. Sie sind selbst Goldstücke.

Der Geld-, der Goldglaube erlebt im neunzehnten Jahrhundert eine Stärke, eine Blüte, die unheimlich ist. Überall in Europa und Amerika betet man das Geld an, jagt unermüdlich den Goldstücken und den Banknoten nach, träumt vom arbeitslosen Leben, von Zinsen, Renten, fetten Ruhebezügen. Man kämpft nicht mehr um genießbare, sondern um aufbewahrbare Lebensgüter.

In diesem stürmischen Geldjahrhundert schlägt das Gold seinen alten Nebenbuhler, das Silber, nieder. Der nordamerikanische Sezessionskrieg gilt nur scheinbar der Sklavenfrage. Er ist in Wirklichkeit ein Gold-Silber-Krieg. Ein Staat nach dem anderen geht zur Goldwährung, zum Goldgeld, das sich der schützenden Banknote bedient, über.

Es ist kein Zufall, daß im neunzehnten Jahrhundert der Gottesglaube dahinsiecht, daß sich die Menschen mehr und mehr von den im Himmel erkämpfbaren Lebenskampffolgen abwenden und ihre Anstrengungen mehr und mehr auf die in Gold ausdrückbaren Ergebnisse richten. Seit sie ihr unangreifbares Geld haben, brauchen sie nicht mehr Trost im Jenseits zu suchen. Das Diesseits kann ja so schön sein!

In den großen Volksnotenbanken sitzen Vertreter des Volkes und der Staatsgewalt und bewachen das Gold. Sie mißtrauen einander, kämpfen miteinander und pflegen sorgfältig den das Menschengetriebe erhaltenden Geldglauben. Sie sind Priester in den Tempeln des neuen gewaltigen, allmächtigen Gottes.

Doch der kritische Verstand ist wach. Er ist seit jeher Feind des Glaubens und untergräbt ihn, wo er nur kann. Er weiß, daß die Goldnoten nie gleichzeitig vorgewiesen werden, um gegen Goldstücke eingelöst zu werden. Er weiß, daß man das Geld vermehren kann, ohne seinen Goldwert zu schmälern, wenn man mehr Banknoten ausgibt als Gold vorhanden ist.

Die Möglichkeit der mühelosen Geldvermehrung schmeichelt dem Volk und der Staatsgewalt. Stellt sie denn nicht einen ungeheuern Lebenskampf Erfolg in Aussicht? Die gefahrlose Geldvermehrung ist ja gleichzeitig Goldvermehrung. Der Verstand zaubert mit ihr Gold aus dem Nichts hervor, wenn man ihn walten läßt.

Der Verstand siegt. Er betrügt nicht, er mißbraucht nicht die Staatsgewalt. Er spricht ganz offen von der Golddeckung der Banknoten. Er verheimlicht niemanden die Tatsache, daß weniger

Goldstücke vorhanden sind als Goldstückscheine. Er brüstet sich sogar mit seiner Erfindung.

Die Golddeckung fängt an zu sinken. Alle Welt sieht es und bleibt doch ruhig. Man bekommt ja doch für seine Noten Gold, wann immer man will. Man hat zweifellos Gold in der Hand, wenn man Banknoten hat. Man kann Banknoten ebenso, sogar leichter als Goldstücke, sammeln und kann beim Zählen der Geldscheine ebenso wollüstig erschauern wie beim Zählen der Goldstücke.

Die Golddeckung fällt auf ein Drittel: Einem Goldstück im Schrank der großen Notenbank stehen draußen drei Goldstückscheine gegenüber. Trotzdem laufen Noten und Goldstücke nebeneinander um und sind immer noch ebenbürtig. Der Geldglaube ist noch ungeheuer stark: Er sieht im Papier Gold, das es schon lange nicht mehr gibt.

Man merkt nicht, daß die gewöhnlichen Banken ganz unauffällig abermals dort anfangen, wo die Bank von Genua im sechzehnten Jahrhundert ihren schicksalsvollen Schritt gewagt hat. Jetzt, im neunzehnten Jahrhundert, lassen sich die zahllosen Banken Geld anvertrauen und geben Bestätigungen aus: Sie eröffnen ihren Kunden laufende Rechnungen.

Das alte Spiel beginnt im Dunkel der Bankkonten. Man braucht nicht mehr das Geld, die Banknoten, zu Hause aufzubewahren, man kann es sich von der Bank holen, wann man will. Doch die Bank weiß, daß nie alle Einleger auf einmal kommen, um ihr Geld abzuheben. Sie leiht deshalb mehr Geld aus, als sie anvertraut bekommt. So entsteht das Buchgeld, das Kreditgeld. Das Buchgeld ist schwach gedecktes Geld und das Geld ist schwach gedecktes Gold. Schließlich entspricht mehreren Buchgeldeinheiten nur eine einzige Notengeldeinheit und mehreren Notengeldeinheiten nur eine einzige Goldgeldeinheit.

Kreditgeld ist anerkanntes Glaubensgeld. Das reife neunzehnte Jahrhundert ist schon so aufgeklärt, daß es um den Geldglauben weiß, daß es sieht, wie dieser Glaube schwächer und schwächer untermauert ist, wie das Gold im Geld dahinschmilzt. Es lebt dahin, als wäre das Gold noch allmächtig, als stünden

hinter allen Buchposten der Banken noch vollzählige Goldstücke, als hätte man noch unangreifbare Lebenskampfserträge. Doch allmählich sinkt es in eine merkwürdige, müde Verzagt-heit. Leise wenden sich seine Gedanken wieder dem Übersinnlichen zu — — —

Es gibt keine Unvergänglichkeit der Erfolge im Lebenskampf. Das Gold hat nur einen geglaubten Wert. Es mag unvergänglich sein; als Tauschmittel, als Ausdruck der Lebenskampfserträge hat es keinen Bestand. Es nützt nichts: Der Lebenskampf ist zeitgebunden, weil er vom Verstand geführt wird, der ein reines Zeitwesen ist. Die Ergebnisse der Lebenskämpfe sind vergänglich, weil das Leben zeitgebunden ist. Das Leben ist Kampf. Man kann es dem Kampf nur entziehen, wenn man es tötet.

Das anbrechende zwanzigste Jahrhundert bringt das Erwachen einer sonderbaren Unruhe. Die Menschheit weiß, daß sie um etwas kämpft, das nur solange einen Wert hat, als nicht irgend etwas Unerwartetes geschieht. Sie weiß, daß die Banknoten immer wieder Papierfetzen geworden sind, sobald ein unvorhergesehener Schlag auf die sie ausgehende Bank fiel. Sie weiß wohl, daß die großen Volksnotenbanken ungemein stark sind, daß sie nur ganz schweren Schlägen erliegen können, daß sie vielleicht sogar erst dann zusammenbrechen können, wenn sie alle gleichzeitig getroffen werden. Ihre Unruhe wird eben deshalb unheimlich. Gezwungen, an ganz große Gefahren zu denken, bekommt sie gewaltige Angst.

Gewitterschwüle liegt über der Menschheit, die zu lange und zu sehr dem Goldgott ergeben war, die mit verwegenen Kniffen diesen ihren Herrn allzu dreist betrogen hat. Plötzlich saust der Blitz hernieder. Der Weltkrieg bricht aus.

Die kämpfenden Staaten ziehen schnell den Vorhang über die Banknotenausgabe. Um ihr Leben kämpfend, schieben sie alle erprobten Notendeckungsvorschriften beiseite. Sie sperren die Goldeinlösung der Banknoten, weil sie müssen, weil sie das Geld nicht erschlagen dürfen.

Die Völker bluten und zittern. Sie wissen, daß das Gold, das wirkliche und das geglaubte, dahinschmilzt. Sie sehen, daß das

angebliche Gold in ihren Händen immer wässriger wird, und ihr Geldglaube fängt an, schneller und schneller zu sinken. Der große Zusammenbruch ist da.

Über die nordeurasisch-nordamerikanische Ebene rast wieder einmal eine gewaltige Welle von Osten nach Westen. Diesmal ist es eine Goldwelle. Der Goldgott verläßt Rußland. Der Rubel bricht zusammen, wird Papier. Rußland zerschlägt die Geldtempel, zertritt den Goldglauben, versucht, das Geld überhaupt abzuschaffen. Rußland schäumt vor Wut, schlägt die Tür hinter dem flüchtenden Goldgott zu und wendet sich einem neuen Glauben zu. Es beginnt ein neues Leben, bricht vollständig mit der Vergangenheit und ist entschlossen, keine alten Götter mehr zu dulden.

Der Goldgott flüchtet aus Mitteleuropa: Die Goldkrone zerbricht. Ihr Wert fällt auf ein Drittel, auf ein Zehntel, auf ein Zehntausendstel. Entsetzt eilt der europäische Westen zu Hilfe, versucht zu retten, was gerettet werden kann. Doch das Gold weicht immer wieder aus. Nach Westen.

Der Goldgott verläßt Deutschland, Italien. Die Lira, die Mark, der Franken werden schwindsüchtig. Die Mark fällt ins Bodenlose: Schließlich haben zwei Billionen Mark den Wert der ehemaligen Goldmark. Das schwer getroffene, doch noch immer kampfwillige Deutschland beginnt, an ein neues Geld zu denken.

Der nach Westen fliehende Goldgott versucht in Paris Fuß zu fassen, er klammert sich an London, diese alte, mächtige Goldfestung. Doch erst in Amerika, in New York, findet er endlich eine sichere Zufluchtstätte. Amerika nimmt ihn mit offenen Armen auf, wirft sich vor ihm in den Staub, betet ihn an und ist selig.

Der Golddollar der dem Weltkrieg 1914—1918 folgenden Jahre, kraftstrotzend und vollblütig, ist das einzige unbeschädigt gebliebene Geld der alten Zeit. Er glaubt an keinen Wandel, hält den alten Glauben hoch und schaut empört über den Atlantischen Ozean hinüber auf das gottlos gewordene Europa. Er ist entschlossen, den Goldgottlästerern das frevelhafte Handwerk

zu legen, er fühlt sich berufen, Europa zur Vernunft zurückzubringen, die zerstörten Goldgeldtempel wieder zu öffnen und die Europäer in die alte Tretmühle zurückzutreiben.

Die Goldwelle, in Amerika am Ziel angelangt, schäumt hoch auf und flutet zurück. Gegen Osten. Der Dollar überschreitet den Atlantischen Ozean, stärkt London und Paris, überschwemmt Deutschland, dringt nach Mittel- und Osteuropa. Er ist allmächtig, übermütig, gefürchtet.

Doch der Goldgott schreitet unsicher nach Osten. Die Menschen glauben nicht mehr an ihn. Sie betrachten ihn mit kalten, hassenden Augen. Je weiter er sich nach Osten vorwagt, um so schlechter wird er aufgenommen. Vom Osten her weht ihm ein scharfer Wind entgegen.

Die vom Weltkrieg 1914—1918 ausgelöste Goldschwingung ist mit der Goldwanderung nach Westen und der Goldrückkehr nach Osten keineswegs beendet. Im Jahre 1931 bricht die Weltkrise aus, die vor allem das Gold wieder nach dem Westen treibt. Die Weltkrise ist indessen mehr als eine einfache Fortsetzung der Goldschwingung, sie ist ein neuer Schlag, der den Goldgötzen vernichtend trifft.

Der Geldglaube wankte diesmal auch in Amerika. Der goldene Dollar muß sich Aderlässe gefallen lassen, die ihn stark schwächen. Er muß seine Welteroberungspläne begraben, schleicht bleich und verstört umher und fängt an zu zittern. Das Mißtrauen verfolgt ihn. Er kämpft verzweifelt um sein Leben, um die Köpfe, die ihm einst so ergeben waren, um sein Amerika, um die alte Zeit.

Das Gold zieht sich schließlich auf uneinnehmbare Festungen zurück. Es verschwindet in den schwer gepanzerten Kellerschränken der großen Volksnotenbanken des Westens. Ist es besiegt, erledigt? Hat es abgedankt? Ist es tot? Sind die ungeheuren Goldkeller in Paris, London und New York Festungen oder Gruften?

Hat die törichte Menschheit durch Jahrtausende in den Eingeweiden der Erde herumgewühlt und schweißtriefend Gold hervorgeholt, um es schließlich wieder in die Tiefen des Erd-

bodens versinken zu lassen? Hätte sie den Goldgott nicht ebenso anbeten können wie sie es tat, ohne ihn ans Tageslicht zu zerren, ihn Gefahren auszusetzen und von schmutzigen Händen betasten zu lassen?

Hat die verblendete Menschheit Amerika mit Strömen von Blut besudelt und das dort geraubte Gold nach Europa geschleppt, um es in Europa Unglück säen zu lassen, und um es schließlich wieder nach Amerika zurückzutragen?

Dieser furchtbare Goldgott hat auf der Erde erscheinen müssen, wo er Geld geworden ist, hat unter den Menschen gewelt, die ihn angebetet, mißbraucht, betrogen und schließlich verworfen haben. Er ist erschlagen und in ein gewaltig ausgebautes Grab gelegt worden. Wird er auferstehen?

In der nordeurasisch-nordamerikanischen Ebene, die schon so viel Bewegung, so viel Unruhe gesehen, die Völkerwanderungen, unerhört gewaltige Schwingungen des Menschheitsgeschehens erlebt hat, wütet in diesen Tagen ein Sturm, der alles niederzureißen droht. Seine Richtung ist unverkennbar: Es ist die alte ostwestliche Richtung.

Was, wer hat ihn ausgelöst? Wir leben in den Wirbeln des großen Gewitters, sehen es von innen, sind ihm zu nahe, um seine Geheimnisse verläßlich aufdecken zu können. Hält der Goldgott sein Strafgericht? Kündigt sich eine neue Zeit mit ihren Frühlingsstürmen an?

Hat der begrabene Goldgott am Ende sein Grab gesprengt? Ist er auferstanden, um sein großes Reich zurückzuerobern, um noch einmal die Menschheit auf die Knie zu zwingen, um sie wieder zu beherrschen? Ist der jetzt tobende Krieg ein Glaubenskrieg?

Der anspruchslose Bauer holt aus seinem Lebenskampf alles heraus, was er braucht. Er kommt ohne Gütertausch aus, er braucht deshalb kein Geld. In seinen einfachen klaren Gedanken ist kein Platz für den Goldgott, und sein Geldglaube ist nie sehr fest gewesen.

Der Müller dagegen kann ohne Gütertausch nicht leben; er war gezwungen, das Geld zu erfinden, er mußte den Geldglauben pflegen und behüten, wenn er sich nicht selbst aufgeben wollte. Der Aufstieg vom Einzelnen zur großen Gemeinschaft, vom Menschen zur Menschheit, ist schwierig. Als Lebewesen höherer Art braucht die Menschheit Blut, das von Zelle zu Zelle, vom Menschen zum Menschen eilt und den großen Stoffwechsel vermittelt. Das Geld ist das Blut der Menschheit.

Ist es nicht auffällig, daß einzellige Lebewesen kein Blut haben? Sie brauchen eben keins. Auch einfache mehrzellige Wesen kommen noch ohne Blut aus. Der anspruchslose Bauer ist eigentlich ein einzelliges, die Familie des Bauern ist gewiß noch ein sehr einfaches mehrzelliges Lebewesen. Das Blut tritt in der Tierwelt erst auf, wenn sich bei höher entwickelten Lebewesen Organe auszubilden beginnen. Alle Organe sind Müller, sind Müllergemeinschaften.

Das Blut machte in der Tierwelt einen langen Entwicklungsvorgang durch, weil die Tierwelt selbst langsam und schwerfällig zu höheren und höheren Formen aufstieg. Das Geld als Menschheitsblut konnte ebenfalls nicht sofort das sein, was es dereinst sein wird, was es allmählich werden muß. Wir Menschen erleben die Menschheitsblutentwicklung von innen heraus. Deshalb sehen wir vieles, was uns erschüttert, ängstigt, quält.

Die Gefahren des Goldgeldglaubens haben eigentlich leicht aufdeckbare Wurzeln. Solange der Mensch ein selbständiges Lebewesen sein will, solange er sich nicht als lebende Zelle der Gemeinschaft unterordnen will, solange er frei, ungebunden leben will, ist sein Geld ein trügerisches Lebensgut und sein Gold überflüssige, gehamsterte Nahrung. Der wirklich freie, ungebundene Mensch braucht in Wirklichkeit kein Geld. Deshalb treibt er Mißbrauch mit ihm.

Der Aufstieg vom Menschen zur Menschheit hat schon längst begonnen. Je höher er vordringt, um so unfreier, gebundener ist der einzelne, um so stärker vermüllert er. Wenn nun der Mensch noch immer der Vergangenheit nachhängt und das sich ihm aufdrängende Menschheitsblut, das Geld, als etwas anderes auf-

nimmt, als es in Wirklichkeit ist, muß er in Schwierigkeiten geraten. Er muß sonderbaren Vorstellungen verfallen und sich in unhaltbare Widersprüche verstricken.

Seit jeher kämpft der Mensch mit den Geheimnissen des ihn umgebenden Weltalls. Er versuchte zuerst, ihnen mit unbeholfenen Bildern seiner unerfahrenen Einbildungskraft näherzukommen, klammerte sich an wundersame Schöpfungsgeschichten, ergab sich erdachten Göttern und kämpfte dabei erbittert um seine Stellung: Er war immer der Mittelpunkt des Alls.

Allmählich kamen haltbare Erkenntnisse; der erwachende Verstand schob nach und nach die wirren Wunschträume beiseite und fing an, beharrlich an dem großen Bild des Weltalls zu malen, in dem der Mensch fast ein Nichts, ein Würmchen, ein Gebilde unter unzähligen ist, in dem der Mensch als Mitwirkender auftritt und sich dabei vom Weltall fast bis zur Bedeutungslosigkeit zurückdrücken lassen muß.

Der Mensch kämpft seit jeher auch mit den Geheimnissen der Menschheit, in der er lebt. Auch diesen Geheimnissen versuchte er mit unbeholfenen Bildern seiner Einbildungskraft näherzukommen. Er kämpfte dabei erbittert um seine Stellung, das heißt, um seine Freiheit, Ungebundenheit. Jeder einzelne war immer Mittelpunkt der Menschheit.

Der erwachende Verstand muß nach und nach die Wunschträume zurückschieben, die dem Menschen ein zügelloses, ungebundenes Leben versprechen, er muß den einzelnen auf seine Bedeutungslosigkeit aufmerksam machen, er muß feststellen, daß der Mensch auf dem Wege ist, Zelle eines Lebewesens höherer Art zu werden.

Dieses Lebewesen höherer Art ist zweifellos ein Bauer höherer Art, das heißt, ein Wesen, das aus seinen Lebenskämpfen alles herausholt, was es braucht. Seine Zellen kämpfen, jede von ihnen auf ihre Art, die gleichartigen jagen alle derselben Beuteart nach, sind deshalb Organe. Die Menschheit braucht deshalb Blut, Geld.

Das Menschengeld war Goldgeld, das Menschheitsgeld ist Blutgeld, es ist wenigstens im Begriffe, Blutgeld zu werden. Damit

nun dieses Blutgeld, dieses echte, endgültige Geld, wirklich ins Menschheitsgeschehen eingreifen kann, damit das Geld nach so vielen Irrungen, Kämpfen und Nöten endlich wird, was es werden muß, muß die Menschheit als Lebewesen höherer Art ihren Blutkreislauf einrichten und ordnen. Sie ist dabei, es zu tun.

Vielleicht werden Jahrhunderte, Jahrtausende vergehen, bevor dieses Ziel erreicht sein wird, bevor die Geburtswehen und -krämpfe überstanden sein werden. Es ist möglich, daß das große Werden, dessen Stürme wir fassungslos miterleben, scheitern wird. Wer weiß es.

Doch wenn wir seine Richtung ahnen, wenn wir uns dem Glauben an ein heraufkommendes Gemeinschaftsleben des Menschen anvertrauen, müssen wir entschlossen allen Wunschträumen entsagen und die Zeitzeichen scharf beobachten. Der Verstand muß endlich die Führung der Menschheit übernehmen. Sie hat lange genug Irrlichtern nachgejagt.

Der kühle Verstand sagt uns, daß wir Menschen aufeinander angewiesen sind, daß wir nebeneinander nur leben können, wenn wir uns aufeinander verlassen können, daß wir bereits so weit sind, daß ein jeder von uns Lebensgütern besonderer Art nachjagt, und daß es kein Zurück zum selbständigen Bauernleben mehr gibt.

Der Verstand sagt uns, daß wir alle unsere Lebenskampfeträge in einen gemeinsamen gewaltigen Beutehaufen abliefern müssen, aus dem jeder von uns alles herausholen kann, was er braucht. Der Verstand weiß, daß es kein wüstes Herausholen geben darf. Er weiß auch, daß das Geld die Aufgabe hat, die von der Gemeinschaft erkämpfte Gesamtbeute auf die Gemeinschaftsteilnehmer zu verteilen.

Das wahre, vernünftige Geld kann offenbar nur eine Anweisung auf Lebensgüter sein, es kann nur Lebensgüterbezugschein sein. Es braucht keinen eingebildeten Wert zu haben, es braucht von keinem Glauben gestützt zu werden, es kann und darf nicht unvergänglich sein. Eine Anweisung, einen Bezugschein, kann man auf ein Stück Papier schreiben. Sie hat es nicht nötig, dem

gleißenden Gold nachzulaufen, obwohl sie natürlich auch auf ein Goldstück geschrieben werden kann. Sie ist kein Papiergeld. Dieses auf Papier geschriebene Geld braucht nur eine Deckung: Das Recht, am Ertrag des Gemeinschaftskampfes teilzunehmen.

Worauf könnte sich wohl dieses Recht stützen? Zweifellos nur auf die Teilnahme am gemeinsamen Lebenskampf, auf die geleistete Arbeit. Das wahre, das vernünftige, das aufgeklärte Geld, das Bezugscheingeld, kann und darf nur Arbeitsentgelt, Arbeitsgeld sein. Die Arbeit ist mehr als Gold, mehr als Silber, mehr als dem Menschen aufgezwungene Scheingüter. Die Arbeit ist kein Gut, sie steht über allen Lebengütern, sie steht bestimmt hoch über den Edelmetallen. Die Arbeit schafft Lebengüter. Sie hat deshalb zweifellos das Recht, sie zu verteilen.

Merkwürdig, wie Gedanken, die scheinbar einander fremd sind, die durch uralte Vorurteile voneinander geschieden werden, die im Zusammenhang zu denken wir uns kaum trauen, kühn nebeneinandergestellt, ungeheure Ausblicke öffnen können! Tappen wir wirklich nur deshalb im Finstern umher, weil wir zu feige sind, ins Licht zu schauen? Sind wir wirklich hilflose Sklaven der Vergangenheit, der unbeholfenen Gedanken toter Vorfahren?

Wie bin ich denn eigentlich dazu gekommen, von Geld, Gold und Arbeit zu träumen? In New York beschlich mich einst das Gefühl, eine unklare Erkenntnis, in ein tosendes Schlachtfeld hineingeraten zu sein. Ich erlebte dort den Lebenskampf so lebhaft, daß er meine Gedanken gefangen nahm. Ich schloß nachdenkend vom Schlachtfeld und Kampf auf Krieg, auf den großen Menschheitskrieg.

Dann tauchte das gewaltige Kriegsgebiet vor meinen geistigen Augen auf: die nordeurasisch-nordamerikanische Ebene. Sie ließ mich die räumlichen Ausmaße des Menschheitskrieges ahnen, sie erweiterte mir auch den Zeitrahmen. Schließlich konnte ich die Frage nicht mehr zurückdrängen: Wer ist der große Feind der Menschheit?

Ich mußte ihn außerhalb der Menschenwelt suchen. Diese Erkenntnis führte ins Weltall hinaus und zwang mich, die Menschheit von außen zu betrachten. Man kann sich im Weltall nur mit den Augengläsern der Physik bewaffnet zurechtfinden. Ich sah mich deshalb in der physikalischen Bildergalerie um.

Über das Trümmerfeld der klassischen Weltallbilder hinwegschreitend, fand ich das Durcheinander der Stoffteilchen, aus denen die Weltallgebilde aufgebaut werden. Ich erblickte plötzlich die Menschheit als Weltallgebilde, sah, daß sie ebenfalls aus Teilchen, aus Menschen, zusammengesetzt ist, und erkannte, daß sie demselben Weltgesetz unterworfen sein muß wie alle Weltallgebilde: dem zügellosen Durcheinander, dem Gesetz der großen Zahl.

Nun war es klar: Wenn alles in der großen Welt vom Zufall bestimmt wird und die Menschheit auch ein Weltallgebilde ist, muß der blinde Zufall die von außen auf die Menschheit einwirkende Kraft sein. Der Zufall ist demnach der gesuchte große Feind, mit dem die Menschheit kämpft.

Doch in der Menschheit gibt es etwas Sonderbares: den Verstand. Der Verstand ist es, der in der Menschheit gegen den blinden Zufall aufgetreten ist. Der Verstand haßt das sinnlose Durcheinander, er sucht bestimmte Formen und Gestalten und will sie, sobald sie einmal gefunden sind, festhalten. Das Gegeneinanderwirken des Verstandes und der Zufallskräfte ergibt den Kampf, den Lebenskampf, den Menschheitskrieg.

Von dem so errungenen Standpunkt aus war es nicht schwer zu entdecken, daß die Wirtschaft alle Lebensäußerungen umfaßt. Ein scharfes Licht fiel jetzt auf das Menschheitsgeschehen, und eine Unmenge von Vorurteilen und veralteten Anschauungen mußte ihm weichen. Im Mittelpunkt des neuen Wirtschaftsbildes erschien die Arbeit als Kampfhandlung.

Der Mensch kämpft, indem er arbeitet. Er erkämpft sich Lebensgüter. Er erkennt im Mitmenschen den Mitkämpfer. Er sucht Anschluß, findet ihn, sieht in der Vereinigung der Einzelbemühungen erhöhte Aussichten. Er steigt vom Selbstversorger

zum Facharbeiter, vom Bauern zum Müller auf. Der Gütertausch drängt ihm das Geld auf.

Merkwürdig! Es gibt eine geschlossene Gedankenkette vom Planckschen Quant bis zur Goldwährung, von der Atomtheorie bis zu den Stürmen des Menschheitsgeschehens, vom Gott bis zum Geld! Es gibt unzweifelhafte Zusammenhänge zwischen den Umwälzungen der Physik und den Umstellungen der Menschheitsgebilde.

Im Hintergrunde meiner so sonderbar einander jagenden Gedanken steht das dunkle Ahnen eines großen Werdens, des Aufstiegs des Menschen zur Zelle eines Lebewesens höherer Art, der Menschheit. Dieses unheimliche Werden baut aus der Menschenmannigfaltigkeit eine festgefügte Gemeinschaft, aus den Einzelkämpfern ein geordnetes Menschheitsheer, aus dem Kleinkrieg der Lebewesen den Großkrieg des Verstandes gegen den blinden Zufall.

Der Lebenssaft der als Lebewesen höherer Art werdenden Menschheit, sein Blut, ist das Geld. Das Geld, das einen langen Entwicklungsgang hinter sich, das wahrscheinlich noch immer einen langen Entwicklungsgang vor sich hat. Das Geld, das einst ein unbeholfenes, zuweilen kindlich unzulängliches Tauschmittel war, das später als Lebensgut angesehen werden mußte, um gegen wirkliche Güter eintauschbar zu sein, und damit Spielball der Einbildungskräfte wurde, das schließlich vom Goldglauben zum höchsten Gut emporgehoben wurde, das ein mächtiger Gott war, das schließlich der Aufklärungsarbeit des voll erwachten und heranreifenden Verstandes allmählich erlag.

Jetzt ist es klar: Das Geld hat die Aufgabe, die Gesamtbeute des Menschheitsheeres auf die einzelnen Kämpfer zu verteilen. Es ist kein eingebildetes Lebensgut mehr, es wird auch nicht mehr lange Tauschmittel bleiben. Es entwickelt sich zum Güterverteilungsmittel. Deshalb wird es mehr und mehr Bezugsschein.

Der sich selbständig fühlende Mensch, der Mensch, der nicht weiß, daß er bloß Zelle eines Lebewesens höherer Art ist, glaubt natürlich, daß er seinen Lebenskampf selbständig führt, und daß

er deshalb das alleinige Verfügungsrecht über die Beute hat, die er erobert. Deshalb maßt er sich das Recht an, Teile seiner Lebenskampferträge gegen fremde Lebenskampferträge einzutauschen. Ihm ist das Geld Tauschmittel.

Der Glaube an die Lebensselbständigkeit des einzelnen ist hohl. Wir Menschen sind genau so selbständig wie die Soldaten eines großen Heeres. Es ist außerordentlich leicht, darauf zu kommen, daß die Erfolge unserer Anstrengungen in sehr starkem Ausmaße von den Anstrengungen unserer Mitmenschen abhängig sind. Das Recht auf die Lebenskampfbeute, die in den Händen des einzelnen landet, ist ein eingebildetes, durch nichts außer durch die Eigenliebe und die Selbstsucht begründetes Recht.

Es ist unvernünftig, eingebildete Einzelrechte gegeneinander auftreten und sinnlose Kämpfe austragen zu lassen. Es ist doch klar, daß es ein höheres, ganz klar begründetes Recht gibt: das Verfügungsrecht der Gesamtheit über die Gesamtbeute. Dieses Recht, das keinen Glauben als Stütze braucht, macht aus dem Geld, das ein Tauschmittel war, das Geld, das ein Verteilungsmittel ist.

WIRTSCHAFT UND POLITIK

Die Margarethenbrücke, eine der vier großen Brücken, die, die mächtige Donau überspannend, aus den beiden Stadtteilen Buda und Pest eine einzige, wunderbare, Stadt machen, ist geknickt. Sie wird als erste von den sich vom Norden heranzwälzenden Wassermassen getroffen. Man schaut unwillkürlich stromaufwärts, wenn man sieht, daß der Brückenkörper wie ein eingedrückter Stab stromabwärts durchhängt.

Überrascht entdeckt man den gesuchten vermeintlichen Missetäter: die berühmte Margaretheninsel. Sie liegt mitten im Strom wie ein ungeheurer Baumstamm, ihre Längsachse hat sich der Stromrichtung angepaßt, und ihr vorderes Ende drückt auf die Brücke genau dort, wo sie geknickt, eingedrückt ist — — —

Oft bin ich auf der Margarethenbrücke gestanden und habe stromabwärts geschaut. Für meinen Geschmack gibt es keinen anziehenderen Aussichtspunkt in Budapest. Von der Knickstelle der Brücke aus überblickt man beide Ufer der Donau mit ihren Palästen und Kais, sieht rechts die gewaltige Königsburg auf ihrem langgestreckten Hügel thronen und über den Strom hinweg auf das geräumige Volksvertretungshaus herabschauen, entdeckt schließlich im Hintergrund den Gellerthügel, auf dem eine Zitadelle hockt.

Ich kenne kein schöneres Stadtbild. Von den Strahlen der frischen Frühlingssonne übergossen, ist es unvergeßlich. Ich kenne jedoch noch ein anderes Bild, das man von derselben Knickstelle der Margarethenbrücke aus erblicken kann, das wenig bekannt ist und noch weniger beachtet wird. Es ist eigentlich dasselbe Bild, nur ohne Sonne, ohne Tageslicht. Wenn die Nacht ihren

tiefschwarzen Schleier über Budapest zieht, wenn man die Donauufer nur noch ahnt, wenn die Burg, die Paläste und die Hügel im Dunkel der späten Abendstunde verschwinden, sieht man links und rechts nur ein Meer von Lichtpunkten und geradeaus, vor sich, ein breites, schwarzes Band, das die beiden Lichtpunktlager voneinander trennt.

Man kann träumen, wenn man dieses geheimnisvolle Bild vor sich hat und seine Gedanken hinter den Lichtpunkten im Dunkel untertauchen läßt. Ich habe oft geträumt, wenn ich spät abends über die Margarethenbrücke gewandert und in ihrer Mitte stehen geblieben bin. Es ist schon lange her. Doch jedesmal, wenn mich das Leben wieder nach Budapest führt, besuche ich die Margaretheninsel. Ich rede mir ein, daß es sich mir um das Abendessen handelt. Es gibt dort ausgezeichnete Gasthäuser. Doch bevor ich von der Brücke auf die Insel einschwenke, bleibe ich jedesmal stehen — — —

Etwas Geheimnisvolles, Unheimliches strahlt aus dem Lichtpunktmeer einer großen, von der Nacht übergossenen Stadt. Aus großer Höhe besehen, mag das Lichtpunktgewimmel zu einem schwachen Lichtschein zerfließen und ein harmloser Lichtfleck sein. Doch wenn man Lichtpunkt neben Lichtpunkt sieht und weiß, daß dahinter Wohnungen, Häuser, Fabriken sind, und daß Menschen wie Motten um die einzelnen Leuchten tanzen, spürt man ein schwer zu beschreibendes Gruseln.

Deutlich steht das Bild des abendlichen Budapest, das ich so oft gesehen, vor mir. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich genau, wo sich die Lichtpunkte häufen, wo sie auseinanderstreben, und wo sie im tiefen Dunkel der Nacht untergehen. Das Bild spricht auf mich ein, verstummt, verblaßt, verschwindet. Doch plötzlich taucht es abermals auf, verändert, gewaltiger, unheimlicher.

Ich stehe draußen im Weltenraum und schaue auf die Erde hinunter. Von Sonnenstrahlen überflutet, ist die Erdoberfläche wie eine unermessliche Stadt. Ich sehe Häuser, Gärten, Wiesen, Wälder, Berge. Meere liegen zwischen den einzelnen Teilen der Menschheitsstadt.

Dann senkt sich die Nacht auf das wunderbare Bild. Alles verschwindet im Dunkel. Ich stehe weit draußen und habe Augen, die alles sehen können, auch geheimnisvolle Strahlungen. Diese Augen entdecken plötzlich einen merkwürdigen schwachen Schein, der die Erdoberfläche einhüllt und aus der Nacht herauschimmert.

Was bedeutet dieser Schein? Er kennt nichts seinesgleichen im Weltall. Er verrät eine ganz eigenartige, sonderbare Strahlung. Was ist es? Stammt es aus einem anderen, fremden Weltall? Der Verstand ist es, der da aus der Menschheit strahlt und in das Weltall eindringen will.

Ich rücke näher, die Erscheinung zieht mich an. Der Schein wird stärker. Plötzlich zerfällt er in Lichtpunkte. Jetzt sehe ich ihn aus genügender Nähe. Ein Lichtpunktmeer liegt vor mir. Eine unheimliche Lichtpunktmanigfaltigkeit!

Hinter jedem dieser Lichtpunkte ahne ich einen Kopf. Millionen, Milliarden Köpfe glühen dort unten in übersinnlichem Licht. In jedem dieser Köpfe sitzt der Verstand. Er ist es, der strahlt, der den Lichtpunkt vortäuscht.

Merkwürdig! Der in der Menschheit wachgewordene Verstand, dieser Fremdling, dieser Eindringling, der den alten Beherrscher des Weltalls besiegen und vertreiben will, ist kein einheitliches Etwas. Er zerfällt in denkende Menschenköpfe, in Verstandes-
a t o m e.

Ich erwache. Die Traumbilder verblassen. Ich stehe nicht mehr weit draußen im Weltall, ich stehe nicht mehr auf der geknickten Margarethenbrücke des in die Nachtruhe versinkenden Budapest. Ich habe wieder festen Boden unter den Füßen. Doch ich habe eine sonderbare Erkenntnis aus den Träumen mitgenommen, die das Tageslicht nicht zu fürchten braucht: Der kriegerische Menschheitsverstand, so sehr er Fremdling im Weltall sein mag, ist doch aus Teilchen zusammengesetzt, wie die Weltallgebilde. Wir erleben ihn als Kopfmannigfaltigkeit.

Eine furchtbare Ahnung steigt in mir auf. Wenn mein Weltbild richtig ist, wenn der blinde Zufall deshalb Herr der Welt ist, weil alle Weltallgebilde Teilchenhaufen sind, mit denen man

wirre Tänze aufführen kann, ist auch der Menschheitsverstand in Gefahr, ein Spielzeug des täppischen Zufalls zu sein, weil er atomisiert, weil er auch ein Teilchenhaufen, weil er eine Kopfmannigfaltigkeit ist.

Am Ende hat der Zufall gleich beim Eintritt seines Todfeindes, des Verstandes, in das Weltall den vernichtenden Schlag geführt. Einem einzigen Riesenkopf als Träger des zusammengeballten Menschheitsverstandes gegenüber hätte er jämmerlich unterliegen müssen. Der Kopfmannigfaltigkeit gegenüber hat er ein leichtes Spiel. Wenn Kopf gegen Kopf wirkt, wenn ein Durcheinander der Vorstöße denkender Köpfe entsteht, kann nichts Vernünftiges, das heißt der bestehenden Weltallordnung, die ja eine wachsende Weltallunordnung ist, gefährliches zustande kommen.

Ein wirklich unheimliches Bild, das man nicht loswerden kann, wenn man das Leben als Kampf des Verstandes mit dem blinden Zufall auffaßt und besorgt seinen Anstrengungen folgt, die unermessliche Zeiträume füllen! Ein Bild, das irgendwie den tiefsten Geheimnissen des Menschheitsgeschehens zu Leibe zu gehen scheint.

Die Köpfe sind außerordentlich verschieden. Es gibt unheimlich starke, es gibt auch unheimlich schwache Köpfe. Eine sonderbare Mannigfaltigkeit, diese Kopfmannigfaltigkeit! Daß ihre Teilchen, ihre Atome, gleichartig sind, kann man nicht leugnen. Doch gleich sind sie entschieden nicht.

Am Ende ist die Menschheit doch kein Gebilde, das man mit den Weltallgebilden vergleichen könnte. Nimmt denn die zeitgenössische Physik nicht an, die Urteilchen der Weltallgebilde seien nicht nur gleichartig, sondern auch gleich, sofern sie derselben Art angehören? Das Elektron ist ihr doch immer dasselbe Ding. Hat sie aber ein festes, genau abgezirkeltes Bild vor Augen, wenn sie von einem Wasserstoffatom spricht?

Man kann der sonderbaren Atomisierung des Menschheitsverstandes nicht entgehen, wenn man sich an die Feststellungen

der Physik anzuklammern sucht. Daß das Atom, das kleinste Teilchen irgendeines Stoffes, immer und überall eine fest abgezielte Gestalt hat, wird von der Physik nicht behauptet. Im Gegenteil. Jedes Atom ist doch ein winziges Sonnensystem. Es ist jeden Augenblick anders, weil seine Wandelsternchen umlaufen. Es erleidet sogar immer wieder starke Erschütterungen, die es umgestalten: Seine Elektronen springen aus der einen in die andere Bahn, senden dabei Lichtstrahlen aus und schlucken sie.

Die neuere Physik geht sogar ausdrücklich und grundsätzlich vom Standpunkt, daß es für sie nur Durchschnittsatome gibt, aus. Sie nimmt ein wirres Gestaltenspiel in der Atomwelt an. Sie gibt zu, nur Durchschnittsbilder ermitteln zu können. Deshalb ist die Wahrscheinlichkeitsrechnung ihr anerkanntes Werkzeug. Mit deren Hilfe hat sie eben alle klassischen Bewegungsgesetze als Wahrscheinlichkeitsgesetze, als Gesetze der großen Zahl, entlarvt.

Ja, wird man vielleicht einwenden, der im Kopf eingeschlossene Verstand ist doch kein Atom, kein Sonnensystem, keine Molekel, sondern ein einheitliches Etwas, ein Urteilchen, wenn man will, vielleicht ein Urteilchen eines anderen, fremden, geistigen Weltalls! Die Verschiedenheit der Köpfe ist doch unanzweifelbar.

Man muß sich der Feststellung fügen, daß die sonderbarste aller Strahlungen, der Verstand, ein atomisiertes Gebilde ist. Der Mensch hat es besonders leicht, diese beunruhigende Atomisierung festzustellen, weil er die Kopfmannigfaltigkeit von innen beobachtet. Von außen, aus großer Entfernung auf die Kopfmannigfaltigkeit herunterblickend, wäre er wahrscheinlich genötigt, nur den Durchschnittskopf zu berücksichtigen.

Wenn es also wahr ist, daß der Menschheitsverstand gezwungen war und noch ist, in unzählige denkende Köpfe zerlegt in den Krieg zu ziehen, wenn zugegeben werden muß, daß der blinde Zufall seinen ins Weltall eindringenden großen Gegner mit einem ersten wuchtigen Schlag in unzählige Teilchen zerrieben hat, so müßte man eigentlich den kaum angefangenen Krieg des Verstandes gegen den Zufall schon als aussichtslos ansehen.

Doch der Verstand wäre nicht das, was er in seinem Wesen ist, er wäre nicht der große Hasser des Durcheinander, der wirren Teilchentänze, des Gesetzes der großen Zahl, wenn er nicht die Gefahren der Unordnung im ureigensten Lager, in seiner Kopfmannigfaltigkeit, erkannt und aufs Korn genommen hätte. Er begann deshalb früh, der großen Aufgabe, seine Kopfmannigfaltigkeit zu ordnen, auszurichten und in Ordnung zu erhalten, einen großen Teil seiner Kräfte zu widmen.

Dieses Ordnen, dieses Ausrichten der Kopfmannigfaltigkeit, aus der der Menschheitsverstand ausstrahlt, erleben wir als Politik. Dieses Ordnen und Ausrichten der Köpfe baut aus den Menschen die Menschheit. Wir erleben deshalb in der Politik den Aufstieg vom Menschen zur Menschheit als Lebewesen höherer Art.

Der Menschheitsverstand kann nur einen Teil seiner Kräfte auf seiner inneren Front einsetzen, denn die Menschheit muß vor allem leben, das heißt, vor allem ihre äußere Front halten. Die Kopfmannigfaltigkeit ist unversehens in einen grausamen Krieg hineingestolpert, ohne die Zeit gehabt zu haben, sich zu einem geordneten, wohlversorgten und wohlbewaffneten Heer zu ordnen.

Diese Gleichzeitigkeit der äußeren und der inneren Anstrengungen und Kämpfe, die das Leben der Menschheit füllen, erleben wir als das sinnverwirrende Durcheinander unserer sogenannten Wirtschaft und unserer sogenannten Politik.

Stellt man sich nun auf den Standpunkt, daß die Gesamtheit aller Lebensäußerungen Wirtschaft ist — dieser Standpunkt soll festgehalten werden — so erscheint natürlich die Politik als ein Teil der Wirtschaft. Die Politik ist dann der nach innen, in die Menschheit hinein gerichtete Teil, der rein geistige Teil der Wirtschaft. Daß sie, wenigstens vorläufig, der wichtigste Teil des Menschheitsgeschehens ist, kann nicht bezweifelt werden.

Vergißt man für einen Augenblick das Bild des Menschheitsgeschehens, das man gewinnt, wenn man aus der Menschheit

heraussteigt und sie von außen betrachtet, so gerät man, vor die Frage gestellt, was Politik ist, unversehens in einen dichten Nebel. Politik? Wir alle wissen doch genau, was Politik ist, wir glauben wenigstens, daß wir es wissen. Versuchen wir es indessen, den Politikbegriff scharf zu umgrenzen, so sehen wir überrascht, daß er uns zerfließt.

Verärgert schlagen wir in Büchern, die sich eingehend mit der Politik beschäftigen, nach. Sie erzählen uns gern und ausführlich, was die Politik tut, welches Hilfsmittel sie sich bedient, wo sie ihre Erfolge sucht und findet. Was sie ist, verschweigen sie uns. Wir entlocken ihnen höchstens verschwommene Umschreibungen des Politikbegriffes. Wir erfahren allerdings aus gelehrten Büchern ebenso schwer und ebensowenig, was Wirtschaft ist.

Kann man sich mit der Erklärung, die Politik sei die Wissenschaft vom Staate, abfertigen lassen? Sie ist uralte. Plato und Aristoteles tauchen hinter ihr auf. Doch das, was wir, Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts, Politik nennen, ist keine Wissenschaft, sondern ein Geschehen, ein Werden.

Es ist merkwürdig, aber wahr: Die Menschen, selbst sehr gebildete Menschen, ja sogar Wirtschaftler und Politiker vom Rang, haben außerordentlich unklare, überraschend unscharfe Vorstellungen vom Wesen der Wirtschaft und der Politik. Es gibt sehr wertvolle Köpfe, die nichts mit der Wirtschaft zu tun haben wollen, denen die Politik ein Greuel ist. Sie wirtschaften und politisieren trotzdem, einfach deshalb, weil sie leben.

Das menschliche Leben ist unlöslich mit der Wirtschaft und mit der Politik verknüpft, seine Äußerungen sind eben Wirtschaft. Daß die Politik Lebensäußerungen erzeugt, denen sich niemand entziehen kann, die überall in die Wirtschaft eingreifen, ist unverkennbar.

Ja, kann man denn wirklich wirtschaften, ohne zu wissen, was Wirtschaft ist? Kann man wirklich Politik treiben, ohne eine Ahnung zu haben, was Politik eigentlich ist? Oh, gewiß! Man kann doch, man muß sogar leben, ohne die leiseste Ahnung zu haben, was das Leben ist. Man kann elektrische Maschinen

bauen und gewaltige elektrische Stromversorgungsnetze entwerfen, ohne eine Vorstellung zu haben, was Elektrizität ist.

Wenn nun der Mensch gezwungen ist, mit ganz unklaren, sehr verschwommenen Begriffen von Wirtschaft und Politik auszukommen, wie soll er dann das sinnverwirrende Ineinandergreifen der erlebten politischen und wirtschaftlichen Geschehnisse begreifen, wie soll er wissen, wo die Politik aufhört und die Wirtschaft beginnt? Wie soll er die ihn unaufhörlich beunruhigende, jedoch eigentlich sinnlose Frage beantworten, wem die Führung des Menschheitsgeschehens gebührt: der Wirtschaft oder der Politik?

Wir kennen heute die Großwelt, das Weltall, sehr gut. Wir haben längst das sinnverwirrende Getriebe der Weltraumkörper durchschaut, wir sehen weit, weit hinein in den unermesslichen Raum. Das Treiben unseres großen Feindes, des blinden Zufalls, ist uns schon lange nicht mehr geheimnisvoll. Wir kennen heute die Kleinstwelt fast ebenso gründlich wie die Großwelt. Wir finden uns sogar schon im Wogen des unübersehbaren, den Raum füllenden Energiemeeres gut zurecht. Der zwischen die Groß- und die Kleinwelt gestellten Menschenwelt gegenüber ist unsere heutige Wissenschaft merkwürdigerweise hilflos.

Die Erscheinung des Lebens ist uns noch immer ein Rätsel. Wir wissen nicht, woher das Leben kommt und wohin es geht. Wir wissen eigentlich nicht einmal, was in unseren Körpern vorgeht. Wir haben jedoch vor allem noch keine richtige Ahnung davon, was in der Menschheit vorgeht.

Warum? Haben wir uns am Ende um alles andere gekümmert und nur unsere Menschenwelt, die für uns wichtigste Welt, leichtsinnigerweise vernachlässigt? Haben wir uns mit unseren bohrenden Gedanken lieber in die Groß- und in die Kleinwelt geflüchtet, statt die Menschheit zu durchsuchen, um nur ja nicht niederschmetternde Wahrheiten zu entdecken?

Es gibt eine sehr einfache Erklärung für den befremdenden Zustand unserer heutigen Wissenschaften. Wir beobachten sowohl die Groß- als auch die Kleinwelt von außen. Wir sehen wohl auch uns selbst, allerdings nur teilweise, von außen. Im Inneren

der Menschheit sitzend, haben wir indessen gerade der Menschenwelt gegenüber einen ganz einzigartigen Beobachtungsstandpunkt.

Das ist der Haken! Es ist ungeheuer schwer, vielleicht sogar unmöglich, aus sich herauszusteigen. Es ist sehr schwer, aus der Menschheit herauszukriechen. Es ist sogar nicht leicht, auf den Gedanken zu kommen, den Beobachtungsstandpunkt der Menschenwelt gegenüber zu wechseln.

Allmählich wird klar, daß man es tun muß, daß man aus der Menschheit heraussteigen muß, um sie ebenfalls von außen sehen zu können, um der Menschenwelt gegenüber denselben Standpunkt einzunehmen wie gegenüber der Groß- und der Kleinwelt.

Tut man es, so verschwinden rasch die quälenden Begriffsschwierigkeiten, und das vernebelte, vom Menschheitsinnern aus erhältliche Bild weicht sofort einfachen, klaren Einsichten. Von außen sieht man sofort, daß alles, was die Menschheit treibt, Kampf des Verstandes mit dem Zufall, das heißt, Wirtschaft ist. Genauer zusehend, entdeckt man sodann, daß der Verstand in unzählige denkende Köpfe zerschlagen ist, daß er bestrebt sein muß, sich zu sammeln, daß er seine Kopfmannigfaltigkeit ordnen und ausrichten muß. So erkennt man schließlich: Auf seiner inneren Front kämpfend, treibt der Menschheitsverstand Politik.

Die Kopfmannigfaltigkeit ordnen und ausrichten heißt aber nichts anderes, als sich v e r s t ä n d i g e n.

Wie nötig solche Verständigungsversuche sind, zeigt eine ganz einfache Überlegung. Zwei Menschen mögen die Menschheit bilden, jedoch nicht wissen, daß sie gleichartige Wesen sind. Der eine greift nach einer Frucht, zum Beispiel nach einem Apfel. Der zweite tut dasselbe. Beide ziehen an demselben Apfel. Wenn sie gleich stark und starrköpfig genug sind, bleiben sie beide ohne Nahrung. Sie sind dem gemeinsamen Feind, dem Zufall, gegenüber viel hilfloser als jeder einzelne von ihnen, wenn sein Mitmensch fehlt.

Die Verständigung wirkt Wunder. Ein Apfel hängt zu hoch oben auf dem Baum, als daß ich ihn erreichen könnte. Ich verständige mich mit meinem Mitmenschen: Er läßt mich auf seine Schultern steigen. Dafür bekommt er den halben Apfel. Das ist Politik, die wirtschaftliche, das heißt greifbare wirtschaftliche Erfolge zeitigt.

Wenn zwei Köpfe einander bemerken, wenn sie sehen, daß in dem anderen Kopf auch der Verstand sitzt, so kommen sie unter dem ungeheuren Druck des Lebenskampfes früher oder später darauf, daß es empfehlenswert ist, die beiderseitigen Verstandeskräfte zusammenzulegen, zu vereinigen. Sie nennen dies bezeichnenderweise: **sich verständigen**. Die Kleinarbeit der Politik wird mit Verständigungen bewältigt. Doch auch die Großarbeit der Politik kann ohne Großverständigungen nicht auskommen. Unwillkürlich wendet sich die Aufmerksamkeit der mit der Politik beschäftigten Gedanken vor allem den Verständigungen zu.

Jede Verständigung spannt eine geistige Brücke von Kopf zu Kopf. Es gibt nun merkwürdigerweise keinen Weg von Kopf zu Kopf, der nicht durch das dem Zufall unterworfenen Weltall führen würde. Vielleicht wird es dereinst geistige Brücken von Mensch zu Mensch geben, die keine Umwege mehr brauchen werden. Möglich, daß es in vereinzelt Fällen schon Gedankenübergänge gegeben hat, die von Kopf zu Kopf durch eine uns unbekanntes Welt geführt haben. Will man sich jedoch nicht in Träumen verirren, so muß man damit rechnen, daß der blinde König des Weltalls die von Kopf zu Kopf eilenden Nachrichten sein Lager durchqueren läßt.

Ich kann einen Gedanken mit einem ausdrucksvollen Blick übertragen. Er wird von Lichtstrahlen befördert, die ich auffange und lenke. Ich kann den Gedanken in Worte kleiden und aussprechen. Schallwellen, die ich selbst erzeuge, übernehmen die Vermittlung. Ich schreibe meinen Gedanken nieder, damit er

gelesen und aufgenommen, das heißt verstanden wird. Der Weg führt abermals offenkundig durch das mir feindliche Weltall.

Wie lange muß es gedauert haben, bevor die gegeneinander abgeschlossenen Köpfe die ersten wirklich brauchbaren Fäden durch eine fremde Welt hindurch gezogen haben, um deren Enden festzuhalten? Wie schwer muß es gewesen sein, erst eine Blicksprache, sodann eine Gebärdensprache, schließlich eine Zeichensprache zu finden! Welche längst vergessenen Kämpfe mußten in den Niederungen des Lebens getobt haben, bevor es gelang, Lichtstrahlen zu lenken.

Nachrichten eilen auf Licht- und auf Luftwellen von Kopf zu Kopf. Welch ein Fortschritt liegt zwischen dem Lenken der Lichtstrahlen einer unbeholfenen Blicksprache und dem Erzeugen der Schallwellen der klaren gesprochenen Sprache! Ist es nicht ein Wunder, daß der Verstand nicht zertreten wurde, bevor er überhaupt mit dem Ordnen und Ausrichten der Köpfe beginnen konnte?

Es kam das niedergeschriebene Wort. Es ist ein Riese im Vergleich mit dem ausgesprochenen. Mit Blicken und mit Lauten kann man nur verhältnismäßig kurze Raumstrecken, die den Kopf vom Kopf trennen, überbrücken. Das niedergeschriebene Wort kann alle in Betracht kommenden Entfernungen überwinden, auch zeitliche.

Es hat indessen doch lange gedauert, bis die Verständigungen von Kopf zu Kopf endgültig die räumlichen Hindernisse überwunden haben. Noch länger dauerte es, bis die zeitlichen Hindernisse erledigt waren. Papyrusrollen, Handschriften und mit der Hand geschriebene Bücher sind sehr unbeholfene Gedankenvermittler.

Das gedruckte Buch ist gewiß ein Lebenskampfeserfolg ersten Ranges und ein Verständigungswerkzeug von durchschlagender Kraft. Wichtiger ist indessen das Lesen- und Schreibenlernen der breitesten Menschheitsschichten. Was nützt das Buch, was nützt der Brief, wenn man nicht lesen, wenn man nicht schreiben kann!

Bücher und Briefe überwinden alle Raumhindernisse der menschlichen Welt. Sie brachten eine grundsätzliche Lösung des allgemeinen Verständigungsproblems. Sie stießen indessen auf Schwierigkeiten, die die Blick- und die Lautsprache nicht kennen. Die Verständigungsdauer schaltete sich mit ihnen störend zwischen Kopf und Kopf.

Noch im achtzehnten Jahrhundert brauchte ein Schiff, um aus England geschriebene Anordnungen, Anweisungen und Befehle nach Nordamerika zu bringen, zuweilen zwei volle Monate für seine Verständigungsreise. Noch schwerfälliger waren die Verständigungsreisen zwischen England und Ostindien, sie schleppeten sich durch lange sechs Monate hindurch. Längst war damals in Europa der blutige Streit zwischen England und Frankreich geschlichtet, als drüben in Amerika und hinten in Indien immer noch der Krieg tobte, der Krieg, der ja schon beendet war.

Das neunzehnte Jahrhundert bringt unerhörte Fortschritte. Eisenbahnen und Dampfschiffe drängen die zeitlichen Hindernisse der Verständigungsversuche mit riesiger Kraft zurück. Der Telegraph und der Fernsprecher drücken die Zeithindernisse bis zur Bedeutungslosigkeit nieder. Doch sie kämpfen immer noch mit großen Schwierigkeiten: Ihre Netze sind doch nur Netze; innerhalb der Maschen sitzen unzählige Köpfe, die nur umständlich zu erreichen sind.

Endlich kommt die drahtlose Zeichen- und Lautübertragung. Der die Köpfe ordnende und ausrichtende Verstand kehrt mit ihr zur Blick- und zur Lautsprache zurück. Die Blicke und Laute haben endlich den Raum vollständig überwunden, mit ihm aber auch die Zeit.

Die gewaltigen, Jahrhunderte und Jahrtausende überspannenden Anstrengungen haben also unerhörte Erfolge gebracht. Politische? Nein, keineswegs. Die Verständigungsmöglichkeit scheint wohl endlich in sehr zufriedenstellender Weise gesichert zu sein. Doch die Möglichkeit der Verständigung, der Ausrichtung der Köpfe, ist noch keine Verständigung. Die Sprache, das Buch, der Brief, der Telegraph, der Fernsprecher, die Eisenbahn, das Dampfschiff, das Luftschiff, das Rundfunkgerät sind

Lebenskampfesfolge, sind dem Zufall abgerungene Beutestücke. Sie sind auf der äußeren Kampffront erkämpft worden, bedeuten demnach wirtschaftliche Erfolge im engeren Sinne des Wortes. Sie bahnen Wege, die die Politik braucht. Sache der Politik ist es, diese Wege wirklich zu benutzen.

Die Tatsache, daß es Wege von Kopf zu Kopf nur durch das feindliche Weltall hindurch gibt, daß diese Wege erkämpft werden müssen, erklärt die grundlegenden Verknüpfungen, die die eigentliche Wirtschaft an die Politik fesseln. Es gibt selbstverständlich noch weitere Zusammenhänge zwischen der eigentlichen Wirtschaft und der Politik. Sich verständigend, greifen die Köpfe gewiß anders in das feindliche Weltall ein, als keine Rücksicht aufeinander nehmend.

Die eigentliche, aus der Menschheit heraus gerichtete Wirtschaft und die Politik können und konnten nie voneinander loskommen. Sie beeinflussen einander unausgesetzt, sie helfen und stören einander, sie sind gezwungen, ihre Schritte einander anzupassen und füllen gemeinsam das Menschheitsgeschehen.

Es ist ebenso wie in einem großen kämpfenden Heer. Jedes Heer hat zwei Fronten. Vor der äußeren liegt der Feind, das feindliche Heer. Der Kampf an der inneren Front gilt der Ordnung, der Zucht, der Verpflegung, der Feldzugsplanung. Das Heer kann nicht erfolgreiche Schlachten schlagen, ohne in Ordnung und Zucht gehalten zu sein, es kann nicht kämpfen, wenn ihm das Brot fehlt oder wenn kein Kriegsplan ausgearbeitet ist. Die inneren Zustände des Heeres beeinflussen die Kriegführung dauernd. Man kann die nach innen gerichtete Kriegführung von der nach außen gerichteten nicht trennen. Beide zusammen ergeben die Gesamtkriegführung. Die Wirtschaft ist eine ungeheure Gesamtkriegführung. Ihr nach innen gerichteter Teil, die Politik, ist offenbar ungemein wichtig.

Wenn man die unerhörten Erfolge auf dem Gebiete der Sicherung der Verständigungsmöglichkeiten aller Art, die die Menschheit errungen hat, aufmerksam betrachtet, wenn man staunend

vor dem Wunder des drahtlosen Fernsprechens und Fernschreibens steht, dem kein Winkel der Erdoberfläche unerreichbar ist, wenn man sich die Berge der gedruckten Bücher, den Wald der bedruckten Zeitungsblätter, die Unmenge der Briefe, das Meer der gesprochenen Worte vergegenwärtigt und bedenkt, daß sich diese Verständigungshilfsmittel immer wieder erneuern und einander unaufhörlich durch die Menschenwelt jagen, so muß man sich schließlich fragen: Warum verständigt sich denn die Menschheit nicht endgültig, warum hat sie sich nicht überhaupt schon längst verständigt? Hat ihr der Verständigungswille gefehlt?

Der Wille, durch Verständigung ein leichteres, bequemerer Leben zu erreichen, das heißt einträchtig dem großen äußeren Feind die Stirn zu bieten, hat nie gefehlt. Der Verstand ist ein Ordnungsgeist. Er will alles ordnen, auch die Köpfe der menschlichen Kopfmannigfaltigkeit, in die er selbst zerbröckelt wurde. Der Verständigungswille ist wach, seit es einen Verstand in dieser Welt gibt.

Wer hat denn die Zeichen- und die Lautsprache gefunden, wer hat das geschriebene und das gedruckte Wort gesucht, wer hat die ans Wunderbare grenzenden Fernverständigungsmöglichkeiten in das leblose Weltall hineingezaubert, wenn nicht der unermüdliche Verständigungswille des Menschheitsverstandes?

Warum ist also die Kopfmannigfaltigkeit wirklich noch nicht geordnet und ausgerichtet? Wenn der Verständigungswille wie ein ewiges Feuer brennt und die Verständigungswege gebahnt und sorgsam gepflegt sind, was fehlt denn noch? Was kann überhaupt noch fehlen?

Es fehlt der Verständigungsstoff, genauer gesagt, der endgültige, für alle Köpfe annehmbare, den Menschheitsverstand restlos befriedigende Verständigungsplan. Die Kopfmannigfaltigkeit möchte sich ausrichten, sie weiß nur nicht in welcher Richtung. Sie hat den Willen und die Ausrichtmittel. Was ihr fehlt, ist das klar erkennbare Ziel.

Das ist der Jammer! Die von Ziel zu Ziel schwankende, meist mehreren Zielen gleichzeitig zustrebende, von Irrlichtern hin und her gezogene Menschheit verständigt sich einmal so, das andere Mal anders, in diesem ihrer Teile diesem, in jenem anderen ihrer Teile jenem Ziel nachstrebend. Sie tappt umher, sucht, stürmt begeistert dahin, wenn sie ein Licht zu sehen glaubt, weicht enttäuscht zurück, erliegt der Verzweiflung, spaltet sich in Gruppen, die auseinanderstreben und aufeinanderstoßen, und sieht immer wieder, daß ihr der endgültige Verständigungsstoff fehlt.

Ja, wenn die Kopfmannigfaltigkeit einen Ausrichtungs- und Ordnungsplan vor sich hätte, nach dem jeder Mensch seinen Platz auf der Erde hätte, der jedermann die ihm zusagende Arbeit zuweisen würde, der jedem Erdenbürger den Hunger, und zwar den Hunger im weitesten Sinne des Wortes, stillen würde, der alle Ungerechtigkeiten verhindern und vor allem klar erkennen lassen würde, daß der Mensch am erfolgreichsten für sich selbst kämpft, wenn er für die Menschheit kämpft, dann allerdings wäre der endgültige Verständigungsstoff gefunden, und die Verständigung bliebe dann zweifellos nicht mehr lange aus.

Ein grausames Geschick hat die Menschheit in eine ihr unbekante Welt hineingestoßen und sie außerdem gezwungen, sofort zu marschieren. Wohin? Wohin sie will. Sie muß während des Marsches die Richtung suchen. Sie darf nicht stehen bleiben. Sie muß sich Irrfahrten aussetzen, ob sie will oder nicht. Sie muß sich Schlägen aussetzen, um zu erfahren, daß die gewählte Richtung falsch ist. Sie muß alles auskosten, alle Leiden, alle Enttäuschungen, alle Demütigungen auf sich nehmen, um allmählich herauszufinden, wie sie nicht vorgehen darf, wo sie der größte Geschoßhagel erwartet, wo Niederlagen unvermeidlich sind, und wo endlich der Sieg, der große endgültige Sieg über ihre eigene Unzulänglichkeit, erkämpft werden kann.

Früh, sehr früh hat die Menschheit herausgefunden, daß es außerordentlich gefährlich ist, gleichzeitig mehreren Zielen nachzujagen. Früh hat sie gemeinsame Wege für ihre Köpfe

gesucht. Im Finstern tappend, hat sie sich an jedes Licht angeklammert, das ihr irgendwo angezündet worden ist. Deshalb hat sie Religionen erdacht und gepflegt.

Gezwungen zu leben, das heißt, sich vorwärts zu bewegen, ohne zu wissen wie, denkt sich die Menschengemeinschaft eine gemeinsame Richtung aus und schenkt ihr willig ihren Glauben. Je stärker der Glaube, um so größer das Sicherheitsgefühl. Gott ist der Anfang und das Ende. Der Mensch kommt von Gott und endet in Gott. Gott ist die Lebensrichtung, die Richtung, ohne die man nicht leben kann, ohne die es keine Verständigung mit den unwissenden Mitmenschen geben kann. Der Glaube ist die Brücke über den gefährlichen Abschnitt des Menschheitsgeschehens, der um kein endgültiges Lebensziel weiß. Der Glaube ist Wissensersatz.

Es ist kein Wunder, daß noch kein Stamm, daß noch kein Volk ohne Religion ausgekommen ist. Es ist auch kein Wunder, daß es so viele Religionen gegeben hat. Jede Religion versucht das große Rätsel, das die verständigungsbereiten Köpfe quält, auf ihre Art zu lösen. Doch die Religionen raten nur herum. Das Wissen allein kann die einzige wirkliche, endgültige Lösung bringen. Erst, wenn der Mensch weiß, um was, warum er kämpft und wie er kämpfen muß, braucht er keinen Glauben mehr.

Es hat erstaunlich aufrichtige Religionen gegeben, die kein Geheimnis daraus machten, daß sie sich im Weltall nicht auskennen und deshalb auch keine Marschrichtung durch das Gebiet des blinden Zufalls angeben können. Sie zerlegten ganz einfach das Leben in zwei sehr ungleiche Teile: in das Erdenwallen und das ewige Leben im Jenseits. Das kurze Diesseits ist ihnen ganz und gar unwichtig; es verdient nicht, ernst genommen zu werden. Wie man es durchquert, hat keine Bedeutung, es sei denn, daß man auf dem kurzen Wege seine Mitmenschen zertritt, sie bedrängt und belästigt, was im Jenseits bestraft wird.

Ganz urwüchsig waren jene Religionen, die den ersten besten Lichtpunkt als Menschheitslenker anerkannten, zum Gott erhoben und ihn anbeteten. Die Sonne ist wahrscheinlich der

älteste Gott. Der Sonnengottglaube verrät unverkennbar die gemeinsame Wurzel aller Religionen: das Richtungsuchen.

Man gebe sich keiner Täuschung hin: Religionen sind samt und sonders Hilfsmittel der Politik. Das Ausrichten der Weltanschauungen ist sogar hohe Politik. Es hat noch keine Kirche gegeben, die nicht unverkennbar Politik getrieben hätte. Je unerfahrener, unwissender der betreffende Menschheitsteil, um so williger überläßt er seine Politik der Kirche, den Priestern.

Es ist auch nicht wahr, daß die Wissenschaft bestimmt wäre, nur sich selbst zu leben. Die Wissenschaft hat eine ganz klare Aufgabe. Sie muß herausfinden, wo die Menschheit lebt, wie sie leben kann, welche Gefahren ihr drohen, wie sie sich ordnen soll, und wie sie das Weltall erobern kann. Sie muß allmählich das Herumraten durch das Finden, das Glauben durch das Wissen ersetzen. Sie allein kann den endgültigen Verständigungstoff zusammentragen und abzirkeln, um ihn der Kopfmannigfaltigkeit vorzulegen und zu erklären. Die Wissenschaft ist das mächtigste Werkzeug der Politik.

Das Verhältnis der Wissenschaft zur Religion, zu irgendeiner Religion, läßt sich nach all dem ganz einfach beschreiben. Solange jedes Wissen fehlt, brauchen der Mensch und die Menschengemeinschaft einen Wissensersatz. Das in aller Eile, unter dem Druck der Not erdachte Weltallbild, in dem man festen Fuß faßt, erhält einen Zeitstrom, in dem man schwimmen kann. Der Zeitstrom muß irgendwo seine Quelle haben: in Gott. Er trägt den Menschen, der sich ihm glücklich anvertraut, froh eine Richtung gefunden zu haben, zu Gott.

Jede Religion trägt denselben Todeskeim in sich: Sie legt sich mit ihrem angeblichen Wissen fest. Die Wissenschaft dagegen steigt aus allerbescheidensten Anfängen herauf, schämt und fürchtet sich nie, ihre Irrtümer einzugestehen, schwankt, weicht, wenn es sein muß, zurück, um eine andere Richtung einzuschlagen, und vermehrt ständig ihren Besitz. Die Religion kann nicht nachgeben, kann nicht umlernen: Sie darf sich nicht irren.

Ganz einfache Religionen sagen wenig aus und sind deshalb gegen gefährliche Wissensstöße gut gesichert. Vorgeschrittelte Menschheitsteile brauchen klarere, einfachere Aufklärungen über das große Woher, Wo und Wohin. Ihre Religionen müssen sich deshalb weitgehend festlegen. Das macht sie leicht verwundbar.

Die Wissenschaft keimt und entwickelt sich im Schatten der Religion. Solange sie schwach ist, muß sie der Religion dienen. Doch sie wächst, während die Religion unverändert dasteht. Eines Tages wächst die Wissenschaft unweigerlich der Religion über den Kopf.

Die echte Wissenschaft ist, ob sie will oder nicht, Feindin jeder dogmatischen Religion. Sie ist die berufene Führerin der Kopfmannigfaltigkeit, die nach Klarheit, Eintracht und Sicherheit strebt. Es gibt nur eine einzige wahre Wissenschaft, während es eine Unmenge Religionen gibt und gegeben hat. Es gibt eben auch nur eine einzige richtige Verständigungsmöglichkeit für die Kopfmannigfaltigkeit.

Die unaufhörlich um das Menschheitsgeschehen kreisenden Gedanken führen mich immer wieder zum Aussichtspunkt zurück, von dem aus ich den Menschheitsverstand als ein Meer von Lichtpunkten sehe. Sie bleiben dann immer wieder bei der sonderbaren Feststellung stehen, daß der Menschheitsverstand in Atome zerrieben ist, daß er als Kopfmannigfaltigkeit unermesslichen Gefahren ausgesetzt ist.

Ist diese beunruhigende Feststellung wirklich richtig? Gibt es zwischen Kopf und Kopf nicht lediglich räumliche Abstände? Der Verstand ist jedoch ein Zeitwesen, dem der Versuch einer räumlichen Atomisierung eigentlich nichts sollte anhaben können! Nach der Überwindung der räumlichen Trennwände müßte doch die Kopfmannigfaltigkeit sofort zu einer Einheit zusammenfließen, zu einem Riesenkopf, der sich ungehindert in der Zeit ausleben könnte.

Dieses Nebeneinander von Raum und Zeit im Bild der Kopfmannigfaltigkeit ist sinnverwirrend. Es quält mich, es beunruhigt mich. Ich wittere in seinem Hintergrunde Schwierigkeiten des Lebens, die ich doch noch nicht berücksichtigt habe, Schwierigkeiten, die sich im Menschheitsgeschehen, in der Wirtschaft, in der Politik, offenbaren müssen. Wo stecken sie?

Ich blicke in meinen Träumen nachdenklich auf das geheimnisvolle Meer von Lichtpunkten hinunter, das die Kopfmannigfaltigkeit verrät. Unvermittelt stehe ich jedoch wieder auf der geknickten Margarethenbrücke des in die Nacht versinkenden Budapest. Das Lichtpunktmeer ist jetzt weniger geheimnisvoll, es ist mir irgendwie näher, bekannter.

Ist nicht plötzlich, oben auf dem Königsburghügel, ein Lichtpunkt erloschen, verschwunden? Sieh da, dort unten, wo die Kettenbrücke das Pester Ufer verläßt, taucht ein neuer Lichtpunkt aus der Nacht empor. Sonderbar! Die Lichtpunkte sind unruhig. Sie flammen auf, glühen eine Zeitlang und erlöschen. Andere kommen aus dem schwarzen Nichts, um sie zu ersetzen. Das Lichtpunktmeer ist offenbar räumlich und zeitlich in Atome zerlegt.

Schon bin ich wieder draußen im Weltraum und schaue wieder auf die Kopfmannigfaltigkeit hinunter, die unten auf der Erdoberfläche im überirdischen Licht glüht. Ein Lichtpunktmeer. Jetzt beobachte ich es noch schärfer. Die übersinnlichen Lichtpunkte dort unten sind doch genau so unbeständig wie jene irdischen Lichtpunkte in Budapest. Jetzt sehe ich, daß auch sie aufflammen und erlöschen. Ich sehe Lichtpunkte, die aus dem dunklen Nichts auftauchen, erst schwach, dann stärker und stärker glühen, zuweilen flimmern, oft ermatten und schließlich plötzlich verschwinden. Ich sehe ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Das Lichtpunktmeer der Kopfmannigfaltigkeit ist auch zeitlich atomisiert.

Die Menschen werden geboren und müssen sterben. Ihre Köpfe lassen Verstandesquanten ins Weltall eindringen, sind jedoch verurteilt, sie ins Nichts mit zurückzunehmen, wenn sie sterben

Als Zeitwesen kann der Menschheitsverstand nur zeitlich atomisiert sein? Er ist es. Sein Träger, die Kopfmannigfaltigkeit, ist jeweils räumlich atomisiert.

Die arme Menschheit leidet darunter, daß ihre Köpfe, die nebeneinander leben, sehr schwer zueinander finden, um sich zu verständigen. Doch sie leidet auch, vielleicht noch stärker, darunter, daß die Köpfe, die nacheinander leben, immer wieder von neuem die Verständigungsfäden knüpfen müssen. Die Politik wäre nicht der geistige Teil des Menschheitskampfes, wenn sie nicht in der Zeitrichtung kämpfen müßte.

Der schwache Kopf sieht nicht weit. Oft sieht er nur seine eigenen Schwierigkeiten und ist deshalb schwer zu überzeugen, daß er eine Verständigung braucht. Mit seiner Kurzsichtigkeit bereitet er der Politik gewaltige, schier unüberwindliche Schwierigkeiten. Doch auch der stärkste, der aufgeklärteste Kopf, der viele, vielleicht alle Nebenköpfe sieht, der deshalb versteht, daß Verständigungen nützlich sind, denkt an die begrenzte Dauer des menschlichen Lebens. „Nach mir die Sintflut!“ ist ein fürchterlicher Standpunkt. Seine Wurzeln stecken in der eigentümlichen Atomisierung des Menschheitsverstandes.

Ist am Ende die Kurzlebigkeit des Menschen ein unübersteigbares Hindernis der Politik? Nein. Der Mensch ist vergänglich, die Menschheit scheint für die Ewigkeit erschaffen zu sein. Die Verständigungsmittel, die der Menschheit zur Verfügung stehen, sind imstande, sowohl räumliche als auch zeitliche Entfernungen zu überwinden. In der Menschheit leben schließlich junge und alte Menschen nebeneinander. Die Hilflosigkeit des Alters drängt zur Verständigung mit der Jugendkraft, und die Un- erfahrenheit der Jugend muß bei reifen Köpfen Aufklärung suchen.

Immerhin: Die Selbstsucht und die Todesfurcht des Menschen sind schreckliche Waffen des blinden Zufalls, der dem Menschheitsverstand das Eindringen ins Weltall unmöglich machen, zum mindesten jedoch erschweren will. Ihnen gilt die Hauptanstrengung der Politik. Sie sind es, die die Menschheit zu eigen-

tümlichen politischen Lösungen geführt, die dem Menschheitsgeschehen den Grundton gegeben haben. Sie sind es, die Verbrechen und Vergehen gezeugt, die Mordwaffen erfunden, die Drohungen und Vergewaltigungen dorthin gesetzt haben, wo echte Verständigungen notwendig gewesen wären. Sie sind es aber auch, die Strafen eingeführt, Stämme, Völker und Staaten aufgebaut haben. Ihnen galt und gilt die Hauptsorge aller Religionen, die auch deswegen politische Gebilde waren und noch sind.

Selbstsucht und Todesfurcht sind beide Ausdruck der menschlichen Kurzsichtigkeit. Der schwache Kopf, der den ihn von anderen Köpfen trennenden Raum nicht durchdringen kann, ist selbstsüchtig. Er denkt nur an die kurze Zeitspanne, die seinem Leben abgemessen ist, weil er die ihn von anderen Köpfen trennende Zeit nicht überwinden kann und deshalb den Tod als das Ende aller Anstrengungen des Verstandes fürchten muß.

Die räumliche und zeitliche Kurzsichtigkeit schwacher Köpfe kennzeichnet die ursprüngliche Fassungslosigkeit des in denkende Köpfe zermahlenen Menschheitsverstandes. Sie ist verurteilt, allmählich den Anstrengungen der Politik zu weichen. Je deutlicher der Kopf die neben ihm lebenden anderen Köpfe sieht, um so weniger frönt er seiner Selbstsucht. Je klarer er die bereits toten Köpfe erkennt und die noch nicht geborenen kommen sieht, um so weniger denkt er an das Nichts vor seiner eigenen Geburt und nach seinem eigenen Tode.

Die Kurzsichtigkeit der Köpfe fördert die Zügellosigkeit und die Rücksichtslosigkeit, das Durcheinander im Menschheitsgeschehen, das der grimmige Zufall als Siegespreis haben wollte, als er den auftauchenden Menschheitsverstand in Stücke zerschlagen hatte. Die Erinnerung an das zügel- und rücksichtslose Leben unserer Vorfahren, die die ersten Anfänge der Politik erlebt haben, steckt uns allen noch im Blut. Selbstverständlich glaubten unsere kurzsichtigen Vorfahren, auf dem einzig richtigen Weg zu sein, als sie sich ihrer Kurzsichtigkeit blind ergaben. Diese ihre uralte Weisheit, die freilich alles andere als eine Weisheit ist, wandert als Erbgut von Geschlecht zu Geschlecht und lebt

in uns als Sehnsucht nach Freiheit, Zügellosigkeit, Ungebundenheit. Es ist schwer, diese Sehnsucht loszuwerden. Es ist tatsächlich nicht leicht, Enkel zu sein.

Was macht der kurzsichtige Kopf, wenn er ein von einem anderen Kopf erkämpftes Lebensgut erblickt? Nur seine eigenen Schwierigkeiten sehend, greift er danach. Er will es haben, an sich reißen. Der Hunger ist immer wach und das Leben kurz! Selbst wenn der Hunger schläft, kann es keinen Halt geben: Das schlafende Ungeheuer wird bald wieder erwachen!

Der unausweichliche Widerstand des überfallenen Kopfes schlägt eine geistige Brücke vom angreifenden zum sich verteidigenden Kopf. Es ist sonderbar: Auch der schwächste Kopf findet andere Köpfe. Gerade die kurzsichtige Sehnsucht ist es, die die ersten Fäden in der Kopfmannigfaltigkeit spinnt.

Allerdings, der Räuber denkt an keine Verständigung. Die Zustimmung, etwas zu geben, wenn er nimmt, weist er mit Entrüstung zurück. Deshalb muß er zu sonderbaren Verständigungsmitteln greifen, wenn er Erfolg haben will. Ohne Verständigung, und sei sie noch so plump, gibt es keinen Übergang bereits erkämpfter Güter aus Menschenhänden in Menschenhände.

Man kann fremde Lebensgüter kampflos an sich bringen, wenn ihr Besitzer den Widerstand aufgibt, stirbt. Soll man also warten, bis ihn der Zufall im Lebenskampf zur Strecke bringt? Unmöglich? Soll man dem Zufall helfen? Wie? Offenbar damit, daß man seine unbeholfenen Schädigungsversuche verstärkt.

Die Mordwaffe ist eine Errungenschaft des kurzsichtigen Menschenkopfes. Der Verstand findet viel leichter Wege zur gründlichen Schädigung und Vernichtung des Lebens als der Zufall. Der Verstand kann viel rascher zerstören als sein Erzfeind. Deshalb ist der kurzsichtige Mensch der gefährlichste Gegner des Menschen. „Der Mensch ist des Menschen Wolf!“

Die Menschheit hat ihre Politik zweifellos mit Mord und Raub angefangen. Aus der Tierwelt heraussteigend, hat sie die Mord-

und Raublust mitgebracht. Unbeholfen, wie sie in ihren Anfängen gewesen sein muß, hat sie nach den allereinfachsten politischen Mitteln greifen müssen. Der Totschlag ist unzweifelhaft das einfachste Verständigungsmittel.

Es hat gewiß lange gedauert, bevor die kurzsichtigen Köpfe erkannt haben, daß das Drohen mit dem Totschlag auch zum Ziel führt, wenn man nur gut bewaffnet ist. Man kann den Nebenmenschen immer wieder vergewaltigen, jedoch nur einmal erschlagen. Das Vergewaltigen ist offenbar eine einträglichere und deshalb vernünftigeren Verständigungsart als das Totschlagen.

Auf Vergewaltigungen ausgehend, mußte der Mensch seiner Bewaffnung viel Aufmerksamkeit widmen. Schließlich kann man auch selbst erschlagen oder vergewaltigt werden. Es ist kein Wunder, daß die Waffen eine so große Rolle im Menschheitsgeschehen gespielt haben und noch spielen. Die junge Politik kann ohne Waffen ganz und gar nicht auskommen. Es gibt noch heute Völker, deren Angehörige alle bewaffnet sind und nie ihre Waffen ablegen.

Kann eine Gemeinschaft wirklich leben, wenn sie aus lauter Mördern und Räubern zusammengesetzt ist? Gewiß nicht. Eine Räubermannigfaltigkeit ist vor allem keine Gemeinschaft. Kann der Räuber unter lauter feindseligen Räubern leben? Nein. Er kann ja nicht einmal schlafen. Er muß sich mindestens mit einem Räuber ehrlich verständigen, damit sie beide abwechselnd schlafen können.

So entstanden unter dem riesigen Druck der kurzsichtigen Selbstsucht schließlich doch die ersten Verständigungen, die diese Bezeichnung wirklich verdienen. Die Einsichten, die sie erzwangen, gebaren die Idee der wechselseitigen Sicherung, die, wie leicht ersichtlich, außerordentlich ausbaufähig ist. Diese Idee ließ die ersten Menschengemeinschaften entstehen, sie ist es, die schließlich den Staat entstehen ließ. Ein langer Weg führt allerdings von der Gemeinschaft zweier Räuber zum Großstaat unserer Zeit. Einmal betreten, mußte er jedoch zurückgelegt werden.

Warum? Verständigen sich je zwei Räuber, um einander den Schlaf zu sichern, so steigt die Menschheit wohl um eine Stufe höher, bleibt jedoch immer noch eine wirre Mannigfaltigkeit. Ihre Teilchen sind von nun an Menschenpaare. Die Unsicherheit, die das Räuberleben bringt, ist für die Räuberpaare fast ebenso groß wie für die räuberischen Einzelgänger. Sie kann nur durch weitere Verständigungen gemildert werden.

Auf diesem Wege müssen die Menschengemeinschaften größer und größer werden. Einander bedrohend, haben sie das natürliche Bestreben, stärker zu sein als die benachbarten Gemeinschaften. In ihrem Innern Gewalttaten ihrer Angehörigen gegeneinander niederhaltend, bleiben die wachsenden Gemeinschaften nach außen gewalttätig, räuberisch, mordlustig.

Die Außenpolitik der Staaten ist noch heute so, wie die Menschenpolitik in ihren allerersten Anfängen war. Der Maßstab darf nicht irreführen. Wir sind wohl staunende Beobachter gewaltiger Anstrengungen großer Staaten, einander den Platz an der Sonne streitig zu machen, und lassen uns nur zu leicht von der Größe der Kampfeinsätze blenden. Doch, wenn wir ganz unvoreingenommen in die unruhige Staatenmannigfaltigkeit dieser blutgetränkten Erde hineinschauen, sehen wir überall die ungezügelte Selbstsucht am Werke, entdecken schreckliche Mordwaffen in den Händen aller Staatswesen, ahnen bestürzt ein unermüdliches Sinnen auf Beraubung, mit oder ohne Totschlag, und können Drohungen wie schwarze Wolken am Himmel der Außenpolitik hin- und herwandern sehen.

Es kann uns nicht entgehen, daß sich auch Staaten untereinander verständigen, um einander das Leben halbwegs zu sichern. Die Menschheit ist eben unter dem Druck der kurzfristigen Selbstsucht wohl allmählich grobkörniger und grobkörniger geworden, ihre wachsenden Körner stehen jedoch immer wieder vor dem gleichen Problem.

Ist es unlösbar? Keineswegs. Wenn einmal die Menschheit nur einen einzigen Staat bildet, hat sie die endgültige Lösung erreicht. Vielleicht ist es gar nicht notwendig, die Grobkörnigkeit

so weit zu treiben. Ein halbes Dutzend Großstaaten hätte Lebensraum genug auf der Erde und könnte, gesättigt, eine Familie bilden. Je zahlreicher die Staaten, um so kleiner müssen sie sein, um so geringer wird die Wahrscheinlichkeit, daß jeder von ihnen auf seinem Stück der Erdoberfläche alles findet, was er braucht.

Die Tatsache, daß auch die Erdoberfläche einst vom blinden Zufall geformt worden ist, lange bevor der ordnende Verstand seine Augen geöffnet haben konnte, die Tatsache also, daß es nicht nur sehr warme und sehr kalte Gegenden, Wüsten und fruchtbare Landstriche, Hochländer und Tiefebene gibt, daß auch die Energiequellen sehr wirr über die Erdoberfläche verstreut, daß die Naturschätze sehr ungleichmäßig über das zugängliche Erdinnere verteilt sind, ist eine außerordentlich ausgiebige und wichtige Gestaltungskraft der Politik. Je feinkörniger die Menschheit, um so stärker leiden ihre Körner unter den Launen ihrer Wohnorte. Deshalb wächst die Verständigungsmöglichkeit für die nebeneinander lebenden Menschengemeinschaften mit ihrer Größe.

Darum steuern alle Kriege, die die Staaten miteinander auskämpfen, vor allem auf den Landerwerb zu. Ein Sieg, der keine neuen Landstriche, keine neuen Erz- und Energievorkommen einbringt, ist kein Sieg. Erst wenn die ganze Erdoberfläche in der Gewalt eines einzigen Staates verbleibt, gibt es keine Ziele für die sogenannte Außenpolitik mehr. Erst dann werden die furchtbaren Mordmaschinen großen Ausmaßes überflüssig und nutzlos.

Jede Menschengemeinschaft ist in ihrem tiefsten Wesen eine Versicherungsgesellschaft. Der Beraubung, dem Ermordetwerden, dem Vergewaltigtwerden ausgesetzt, flüchtet der einsame Mensch in die Gemeinschaft, entsagt dabei seinen eigenen gewalttätigen Gelüsten und übernimmt die Pflicht, mitzuwirken, wenn Übergriffe einzelner Gemeinschaftsangehöriger unterdrückt werden müssen.

Raubmorde und Vergewaltigungen sind indessen nicht die einzigen Verständigungen, die keine Verständigungen sind. Neben dem Räuber gibt es den Dieb, neben dem Dieb den Betrüger. Der Dieb gibt nichts, wenn er nimmt, der Betrüger tut beim Nehmen so, als ob er auch geben würde, ohne wirklich zu geben.

Alles, was wir Verbrechen nennen, wurzelt in unechten, einseitigen Verständigungen, die dem Güterübergang aus den Händen des einen in die Hände des anderen Menschen gelten. Alle Verbrechen schädigen die Menschheit, weil sie dem Verbrecher den Kampf mit dem großen Feind ersparen, weil der Verbrecher hinter sein wirklich kämpfendes Opfer tritt, um seine Erfolge zu genießen.

Das Menschenleben ist Kampf mit dem feindlichen Zufall. Die Früchte dieses Kampfes sind greifbarer Lebensinhalt. Der Verbrecher nimmt, was seinem Opfer alles ist. Deshalb ist die unechte, einseitige Verständigung das Ärgste, was sich der geschädigte Mensch denken kann, deshalb ist ihm die Unterdrückung der Verbrechen so wichtig und das Verbrechen so verabscheuungswürdig.

Die Gemeinschaft muß jeden Mord mit der Hinrichtung des Mörders beantworten, sie muß jeden Vergewaltiger fesseln, jeden Dieb und jeden Betrüger der Freiheit berauben. Sie verliert dabei nichts: Der Verbrecher kämpft ohnehin nicht mit. Sie gewinnt dabei viel: Der unschädlich gemachte Verbrecher kann keinen anständigen Kämpfer mehr schädigen.

Die Innenpolitik der Menschengemeinschaft ist indessen viel dornenvoller, als sie zunächst aussieht. Die Kurzsichtigkeit der Menschenköpfe ist furchtbar. Sie kann nur allmählich, in langwierigen Anstrengungen, überwunden werden. Verbrechen werden immer wieder versucht. Schwere, auch schwerste Strafen bleiben lange fast wirkungslos. Erst wenn alle Gemeinschaftsangehörigen wissen, daß Verbrechen wirklich unnachsichtig bestraft werden, wenn der kurzsichtige Kopf nicht mehr hofft, seinen Übergriff ohne schwere Buße unternehmen zu können, hat die Gemeinschaft gesiegt.

Noch vor wenigen Jahrhunderten wurden die Verbrecher unvergleichlich härter bestraft als jetzt. Trotzdem gab es damals mehr Verbrechen als heute. Die Gemeinschaften erfüllen heute ihre Pflichten verlässlicher als ehemals. Sie überwachen ihre Angehörigen schärfer, aufmerksamer. Wenn einmal kein Verbrecher mehr der strafenden Hand der Gemeinschaft ent-schlüpfen kann, wird jede einseitige Verständigung hinterher doch wieder in Ordnung gebracht und verliert ihren Reiz.

Der kurzsichtige Kopf weicht noch aus anderen Gründen nur langsam zurück. Überzeugt man ihn, daß die ganz einseitigen Verständigungen zu gefährlich sind, versucht er es mit teilweise einseitigen. Er zieht sich vom Raub, Diebstahl und Betrug auf das Überlisten zurück. Zum ehrlichen Gütertausch hingedrängt, sucht er unübersichtliche Verständigungen, um doch weniger geben zu können, als er nimmt.

Es ist außerordentlich schwer, wenn nicht unmöglich, festzu-stellen, wann eine Verständigung ganz einwandfrei ist, wann man ebensoviel gibt, wie man nimmt. Es ist auch ganz un-möglich, der Gemeinschaft die Pflicht aufzubürden, jede Ver-ständigung auf die Waage zu legen. Deshalb gibt es immer wieder Übervorteilungen im menschlichen Verkehr, die der Strafe entgehen, denen gegenüber die Gemeinschaft als Ver-sicherungsgesellschaft machtlos ist.

So konnte es dazu kommen, daß selbst in sehr wachen und sehr aufmerksamen Gemeinschaften gewaltige Übervorteilungserfolge aufgetürmt werden konnten, daß solche Erfolge sogar gepriesen und verherrlicht wurden.

Die unleugbare Ohnmacht der Gemeinschaft gegenüber undurch-sichtigen und fast einwandfreien Verständigungen führt schließ-lich zu sonderbaren Ergebnissen. Der Gemeinschaftsangehörige, der aus zahllosen fast einwandfreien Verständigungen einen ge-waltigen Gesamtvorteil zieht, kann und darf für seine Einzel-handlungen nicht bestraft werden. Er hat indessen das Recht, sich von der Gemeinschaft beschützen zu lassen: Die arme Gemeinschaft gerät deshalb in eine unentwirrbare Bedrängnis.

Sie muß den Schädiger ihrer Angehörigen fördern, sie muß sich selbst untergraben.

Die Auswüchse des Kapitalismus sind bekannt. Sie haben die Menschheit unvergleichlich stärker erschüttert als alle Verbrechen, die mit schweren Strafen geahndet werden. Sie haben große Menschheitsschichten ins Elend geworfen, haben wiederholt Millionen arbeitswilliger Menschen die Arbeitslosigkeit aufgezwungen, sie haben innere Kämpfe in den Gemeinschaften ausgelöst und blutige Kriege angezettelt. Trotzdem kann man sie nicht fassen. Warum?

War es falsch, Menschengemeinschaften zu bilden? Ist es nicht gerade die Gemeinschaft, die das planmäßige Übervorteilen ermöglicht? Kommt der verängstigte Mensch, der vor dem Raub, vor dem Vergewaltigtwerden in die Gemeinschaft flüchtet, nicht aus dem Regen in die Traufe, weil er seinen Nachbar, der nicht mordet, nicht raubt, nicht stiehlt, mitbeschützen muß, damit er aus unzähligen unscheinbaren Verständigungsvorteilen mehr erbeuten kann als aus dem ausgiebigsten Raubmord?

Diese Fragen, die natürlich Fragen der Politik sind, beschäftigen die Menschheit seit uralten Zeiten. Unsere Vorfahren müssen immer wieder an die Gefahren unechter und undurchsichtiger Verständigungen gedacht und die Wichtigkeit ihrer Meisterung schon früh erkannt haben. Sie haben uns ja Urteile hinterlassen, die von Geschlecht zu Geschlecht wandern, im Unterbewußtsein schlummern und in ihrer Gesamtheit die sogenannte Moral bilden.

Was gut, was böse ist, hat die Menschheit aus ihren Lebenskämpfen herausgefunden und nicht etwa mit auf den Weg bekommen, als sie in dieses feindselige Weltall hineingestoßen wurde. Gut ist alles, was der kämpfenden Menschheit hilft, böse, was sie schädigt. Alle Moralbegriffe sind Gemeinschafts-, sind Menschheitsbegriffe und nicht Begriffe des kurzsichtigen Menschen.

Zweifellos sammelt die Menschheit nur allmählich ihre Erfahrungen und steigt nur langsam zu höheren und höheren Aussichtspunkten. Die Gemeinschaften wissen heute besser, was

ihnen nützlich, was schädlich ist, als vor Jahrtausenden. Deshalb läutern sich die Moralbegriffe im Laufe der Zeiten.

Die Jahrtausende füllenden Abschätzungen der einander jagenden Verständigungen des menschlichen Alltagsverkehrs haben der Moral eine fein abgestimmte Urteilsleiter aufgebaut, deren Sprossen von den schwersten Verbrechen zu den Vergehen hinunterführen, in das Gebiet der unschönen Handlungen übergehen, die Grenze zwischen Ehrlich und Unehrllich erreichen und sich über schöne Verständigungen zu den erhabensten Opfertaten fortsetzen. Im Hintergrunde dieser Leiter ahnen wir, als Erben uralter Kämpfe, die Quellen des Hasses und der Liebe.

Man kann ganz nüchtern, mit kalten Verstandesaugen, auf dieses mächtige Erbgut hinunterblicken, das im Unterbewußtsein der Menschen ruht und sie zum Vorteil der Gemeinschaft beeinflußt. Ist es nicht einfach der Ausdruck erfolgreicher Anstrengungen des Menschheitsverstandes, die Kopfmannigfaltigkeit zu ordnen und auszurichten?

Der Druck auf die Kurzsichtigkeit der Menschenköpfe ist allmählich gewaltig geworden. Die Gemeinschaft droht unaufhörlich mit Strafen und Vergeltungsmaßnahmen, sie stellt Gesetze und Vorschriften auf, in denen die Moralbegriffe unter ihren Schutz gestellt werden. Die Religion steht warnend vor dem Vorhang, der das Diesseits vom Jenseits trennt, und läßt keine Hoffnung auf Rettung im Tod aufkommen. Inzwischen arbeitet das Blut. Es duldet keinen Rückfall in die wirren Anfänge: Die toten Ahnen wollen ihre schwer erkämpften Einsichten nicht verlorengehen lassen.

Das Blut baut auch Völker auf. Jedes Volk verrät eine erstaunliche Einheitlichkeit der Denkrichtung seiner Angehörigen. Der Deutsche denkt anders als der Franzose, der Franzose anders als der Russe. Doch alle Franzosenköpfe schauen ungefähr in dieselbe Richtung. Es ist fast so, als hätten sich alle großen Völker im Kreis nebeneinander aufstellen wollen, um, ihre Rücken ins Kreisinnere gekehrt, nach allen Richtungen das feindliche Weltall betrachten zu können.

Soll man also die Sorgen begraben, die aus der Undurchsichtigkeit der zahllosen fast einwandfreien Verständigungen aufsteigen? Soll man sich einfach darauf verlassen, daß unter dem Druck der sich auftürmenden Erfahrungen die Kurzsichtigkeit allmählich schwächer und schwächer werden muß? Drohen nicht vielmehr der nordeurasisch-nordamerikanischen Menschheit Gefahren, die rasch und entschlossen abgewendet werden müssen?

Die Weltgeschichte ist die Berichterstatterin der Politik. Wir blättern besorgt in ihren Berichten herum, wenn wir vor schweren politischen Problemen stehen und keine Lösung finden können. Wir legen sie keineswegs verärgert und enttäuscht weg, wenn sie uns unermüdlich von großen begangenen Fehlern erzählen. Gerade die Fehler sind sehr lehrreich. Zu wissen, wie man es nicht machen darf, ist schon allerhand.

Es ist auffallend, daß die Weltgeschichte viel lieber von außenpolitischen Taten spricht als von innenpolitischen Anstrengungen und Versuchen. Sie erzählt unermüdlich von Kriegen, von Feldherren, von Siegen und Niederlagen, von Eroberungen, Kriegsentschädigungen, Versklavungen, Aufständen und Triumphzügen. Sie scheint die inneren Schwierigkeiten der Staaten, von denen sie berichtet, verhältnismäßig unwichtig zu finden. Sie scheint sogar zu glauben, daß alle großen Staaten, die untergegangen sind, äußeren Schwierigkeiten erlegen sind.

Aus den Berichten der Weltgeschichte klingt ein Urteil, das als leise Mahnung der Gegenwart und Zukunft vorgelegt wird: Solange eine große Menschengemeinschaft einfach lebt und kriegerisch ist, könne sie nicht gut zerschlagen werden. Erst der Wohlstand raube die Jugendkraft, die kriegerischen Tugenden, und locke äußere Feinde heran.

Die Richtigkeit dieses Urteils scheint über alle Zweifel erhaben zu sein. Sie wurde im Laufe der Zeiten immer wieder bestätigt. Ist die Zukunft verurteilt, aus dem so ungemein durchsichtig erscheinenden Urteil ein ehernes Gesetz des Menschheitsgeschehens herauszulesen?

Ist es denn wirklich ausgeschlossen, daß sich die Menschheit dereinst in einem einzigen, die ganze Erdoberfläche bedeckenden Staat zusammenschließen wird? Woher sollen dann die äußeren Feinde kommen, um die im Wohlstand lebende, geeinigte Menschheit anzugreifen und zu zerschlagen?

Ist es wirklich unmöglich, die Menschheit in ein halbes Dutzend Großstaaten zu zerlegen, oder vielmehr einzuordnen, und unter diese Großgemeinschaften die Erdoberfläche so aufzuteilen, daß ein friedliches Nebeneinanderleben nicht nur möglich, sondern sogar unausweichlich wird, weil die großen Begierden keinen vernünftigen Sinn mehr haben könnten? Wo lägen dann die Gefahren; in der Innen- oder in der Außenpolitik?

Wann führt denn eine Menschengemeinschaft ein einfaches Leben? Wenn sie aus dem Bauernstand nicht heraussteigen kann oder will. Warum ist der Bauernstand vor inneren Gefahren gesichert? Weil der Bauer sich selbst versorgt und, unter lauter Bauern lebend, keinen Gütertausch braucht. Der Wohlstand ist nur mit Verwicklungen in der Wirtschaft zu erreichen. Der ihn aufbauende Gütertausch löst Verständigungsschwierigkeiten aus, die der Innenpolitik wachsende Sorgen bereiten.

Die Angehörigen des Bauernstandes haben nur eine einzige Verständigung nötig: äußeren Feinden gemeinsam gegenüberzutreten zu wollen. Diese Verständigung fällt ihnen nicht schwer. Sie macht aus ihnen sofort eine wohlgeordnete, wunderbar ausgerichtete Gemeinschaft.

Mit kalten Verstandesaugen betrachtet, die keine Tugenden und Laster, sondern nur verständiges und fehlerhaftes Handeln sehen, schmilzt das so weise klingende, mahnende Urteil der Weltgeschichte auf eine erschreckend inhaltsarme Feststellung zusammen: Solange die Menschengemeinschaften mit ganz einfachen politischen Lösungen zufrieden sind, sind sie erfolgreich. Solange sie sich nur ganz einfache politische Probleme stellen, finden sie ausreichende Lösungen.

Die Gefahren, denen nach den vorliegenden Berichten der Weltgeschichte die großen Menschengemeinschaften immer wieder erlegen sind, entstanden jedesmal deshalb, weil die Gemein-

schaften sich Problemen ausgesetzt haben, denen sie nicht gewachsen waren.

Das Leben wird von einer geheimnisvollen Kraft vorwärts getrieben. Es ist nicht deshalb ins leblose Weltall hineingeworfen worden, um sich irgendwie in der fremden Welt einzurichten und dann ruhig sitzen zu bleiben. Es muß vorwärts streben, es muß auf immer weiter reichende Eroberungen ausgehen. Deshalb muß es sich immer wieder neue, schwierigere Probleme stellen. Deshalb setzt es sich unaufhörlich Gefahren aus. Die errungenen Lösungen der einander folgenden Lebensprobleme sind die Stufen, auf denen die Menschheit emporsteigt.

Muß man also der Weltgeschichte glauben, daß das Heraussteigen aus dem Bauernstand unbedingt verderbenbringend ist, daß sich die Menschengemeinschaften mit dem einfachen, durchsichtigen, gesunden Bauernleben begnügen müssen, um jung, kräftig und nach außen schlagfertig zu bleiben? Keineswegs! Man muß nur die Feststellung der Weltgeschichte zur Kenntnis nehmen, daß bisher noch alle Versuche, die Bauernstaatstufe zu verlassen, gescheitert sind. Die Lösung des Gütertauschproblems ist offenbar noch nicht gefunden worden.

Dieses Problem ist zweifellos deshalb immer wieder zu schwer gewesen, weil die Köpfe zu kurzichtig waren, weil sie immer darauf aus waren, einander zu übervorteilen. Die Menschheit weiß indessen schon lange, daß ihre Köpfe kurzichtig sind. Deshalb hat es in der Menschheitsvergangenheit schon gewaltige Versuche gegeben, der Selbstsucht und der ihr verbündeten Todesfurcht der Menschen Herr zu werden.

So ist die Lehre von der Nächstenliebe ein großartiger Versuch gewesen, die kurzichtigen Köpfe auszurichten. Sie war eine offenkundige Kampfansage an alle Gütertauschschwierigkeiten. Gegen die schier unüberwindliche Kurzichtigkeit des Menschenkopfes auftretend, mußte sie gewaltige Überzeugungsmittel ins Treffen führen. Sie mußte sich auf das Jenseits mit seinen Belohnungen und Bestrafungen stützen, sie war sogar gezwungen, die greifbaren Lebenskampfesfolge herabzusetzen, als unwichtig, ja nichtig hinzustellen.

Die Nächstenliebe hat sich nicht durchgesetzt. Statt die Menschheit eine Stufe höher steigen zu lassen, hat sie ein entsagendes Hindämmern ausgelöst. Sie ist an dem Widerspruch gescheitert, dem die sie stützende Weltanschauung nicht gewachsen war: Der wirklich einwandfreie Gütertausch war das Ziel, doch der Gütererwerb mußte gleichzeitig als nichtig hingestellt werden.

Man kann die kurzsichtige Kopfmannigfaltigkeit zweifellos nicht damit heilen, daß man sie noch kurzsichtiger macht. Es hat wenig Sinn, den Menschen zu erzählen, der Lebenskampf sei unwichtig, nichtig, bedeutungslos. Wohl aber hat es einen Sinn, die Köpfe aufzuklären, ihnen Brillen aufzusetzen, damit sie sehen können, wo sie sind, wohin sie streben müssen, wie sie kämpfen sollen, warum sie einander unterstützen müssen.

Der Mensch darf nicht mit Versprechungen, die erst nach dem Tode eingelöst werden, hingehalten werden, damit er seine Todesfurcht niederhalten kann. Man muß ihm zeigen, daß er mehr erreicht, wenn er seinen Mitmenschen hilft, statt sie überzuvorteilen zu wollen, daß er am erfolgreichsten kämpft, wenn er für die Gemeinschaft und über sie hinweg für sich arbeitet. Man muß ihm beweisen, daß dies die beste Lebenskampfweise ist. Wenn dieser Beweis einmal wirklich gelingt, wird sich die Nächstenliebe sofort einstellen, mit ihr aber auch der einwandfreie Gütertausch.

Es hat in Europa eine Zeit gegeben, die den Gefahren der undurchsichtigen Verständigungen sehr entrückt war. Ihr wirtschaftliches und politisches System war außerordentlich durchsichtig. Fast wäre man versucht, ihr nachzutruern, so dumpf, düster und unheimlich sie uns auch heute erscheinen mag.

Wie war das damals? Die Gemeinde arbeitete unermüdlich, bebaute ihre Äcker, betreute ihr Vieh und zitterte vor dem Zwingherrn, der auf seinem Schloß saß und mit gepanzerter Faust herrschte. Der leibeigene Bauer lieferte gehorsam ein Zehntel seines Arbeitsertrages an seinen Herrn ab, unterwarf

sich willig seinen Urteilsprüchen und zog mit ihm, wenn es notwendig war, in den Krieg.

Zweifellos ist das Feudalsystem auf Vergewaltigungen aufgebaut gewesen. Der leibeigene Bauer war ein vergewaltigter Mensch. Doch er wußte wenigstens, daß die über ihm schwebenden Drohungen nur einem Zehntel seiner Lebenskampfträge gelten. Er wußte ferner, daß ihn der Zwingherr vor den Übergriffen der übrigen Gemeindeangehörigen schützt. Er sah schließlich, daß sein Herr bereit war, Überfälle benachbarter Zwingherren abzuwehren.

Über den Zwingherren thronte der König. Der Adel scharte sich ebenso um seinen König wie die Bauern um ihren Schloßherrn. In beiden Fällen gab die aus einem Mittelpunkt ausstrahlende Gewalt den Zusammenhalt. Die Verständigungen waren durchweg einseitig, jedoch klar. Wenn die schwer arbeitenden kleinen Menschen unaufhörlich auf den Herrn in ihrer Mitte schauen müssen, und wenn die zahlreichen Herren dem König ehrfurchtsvoll ihre Blicke zuwenden, ist die große Gemeinschaft, der Staat, geordnet und seine Kopfmannigfaltigkeit ausgerichtet.

Ja, wenn die Menschheit stehenbleiben könnte, wenn ihre Wünsche nicht unaufhörlich wachsen müßten, wenn der Menschheitsverstand nicht ein rastloser Kämpfer und Eroberer wäre! Der leibeigene Bauer war fromm. Er glaubte an das Paradies im Jenseits. Er war zufrieden, wenn er mit seinen schwieligen Händen das tägliche Brot erkämpfen konnte. Doch zuweilen tauchte aus den Niederungen der Kopfmannigfaltigkeit doch ein unruhiger Kopf auf, den eine unheimliche Kraft aus dem dumpfen Leben heraustrrieb. In ihm meldete sich die Unrast des vorwärtstrebenden Menschheitsverstandes. Sie machte aus dem Bauer den Müller, den Handwerker, den Facharbeiter.

Wir sehen, ins Mittelalter zurückblickend, Städte entstehen, die eigentlich in keiner Weise in das wirtschaftliche und politische Gefüge der Zeit hineinpassen. Diese Städte vereinigten ursprünglich Bauern, die nebenbei Facharbeiter waren. Langsam, sehr langsam stieg der Städter aus dem Bauernstand empor. Vorsichtig, doch unverdrossen, stieg die Stadtgemeinde aus dem

Feudalsystem heraus. Sie wurde mächtiger und mächtiger. Sie trübte gleichzeitig mehr und mehr die Klarheit des Verständigungssystems ihrer gewalttätigen Zeit.

Brachte die große französische Revolution des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts wirklich eine Erlösung in das nord-eurasisch-nordamerikanische Menschheitsgeschehen? Hat sie nicht vielmehr eine Ordnung in der Kopfmännigfaltigkeit zerschlagen, ohne sie durch eine andere Ordnung ersetzt zu haben? Haben in ihr nicht lediglich die Städte über das flache Land gesiegt, um die, zwar gewaltvolle, Verständigung der Feudalzeit, durch einen Wirrwarr undurchsichtiger Verständigungsmöglichkeiten zu ersetzen?

Die Freiheit, die diese Revolution verkündete, ist Zügellosigkeit der Kopfmännigfaltigkeit, ihre Brüderlichkeit ein leeres Wort, solange die Kurzsichtigkeit der Köpfe nicht beseitigt ist, und ihre Gleichheit eine unwahre Behauptung. Die Köpfe waren, sind ungleich und werden es immer sein.

Auf den blutigen Barrikaden siegten die Facharbeiter, die Gewerbetreibenden, die Kaufleute, die Unternehmer über die alten Zwingherren. In den gewaltigen Umwälzungen, die in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts eingeleitet wurden und sich fast bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinzogen, wurde wirklich eine alte Ordnung der Kopfmännigfaltigkeit zerschlagen. Auf ihren Trümmern pflanzte das Durcheinander seine Fahne auf.

Freiheit wurde das Losungswort der neuen Zeit: Freiheit des Denkens, des Handelns, des Erwerbs, des Sichverständigens. Freiheit ist Zügellosigkeit, Ungebundenheit; Freiheit ist Richtungslosigkeit der Kopfmännigfaltigkeit. Die Fahne der Freiheit ist die siegreiche Fahne des blinden Zufalls, des Herrschers der Welt.

Der befreite Mensch zieht zunächst mit Begeisterung in seinen Lebenskampf. Der Fesseln der Religion ledig, sucht er sein Glück nur noch in den irdischen Gütern. Der quälenden Abgaben an die Zwingherren entrückt, arbeitet und erwirbt er nur noch für sich. Aus den beengenden Schranken der Innungen

und Zünfte entwichen, unternimmt er, was er will. Er tauscht die Erträgnisse seiner Anstrengungen gegen die Lebensgüter seiner Zeitgenossen aus, wie er will. Er braucht nicht zu morden, zu vergewaltigen, zu betrügen: Undurchsichtige, mehr oder weniger einwandfreie Verständigungsarten stehen ihm ja in großer Anzahl zur Verfügung und sind ganz ungefährlich.

Der Hochkapitalismus ergreift die Fahne der Freiheit. Von ihr geschützt, übergibt er die verblendete Menschheit den Launen des Zufalls. Er erkennt die Macht der großen Zahl an, die doch zweifellos die einzige Gesetzgeberin des Durcheinander ist. Er bewertet die Lebensgüter rein statistisch: Angebot und Nachfrage. Er läßt die Wirtschaft schwingen, wie alle Weltallgebilde schwingen, wenn sie gestoßen und dann sich selbst überlassen werden: Niedergang und Aufstieg wechseln im hochkapitalistischen Zeitalter ab wie Wellenhöhe und Wellental in den Weltallschwingungen.

Der Hochkapitalismus wirbt ganze Heere künstlicher Arbeiter an. Seine Maschinen greifen in den Lebenskampf ein. Sie helfen ausgiebig, schließlich sogar in beängstigendem Ausmaße. Doch sie zertreten auch noch die letzte Grundlage für einwandfreie Verständigungen: Sie lassen nicht mehr erkennen, wer das eigentliche Anrecht auf die erkämpften Lebensgüter hat.

In der schwülen Luft des Hochkapitalismus gibt es keinen Platz für Brüderlichkeit. Nie war die Ungleichheit der Menschen so groß wie unter der Herrschaft des Goldes, dem alles Sehnen und Trachten der hochkapitalistischen Zeit gewidmet war.

Die Fahne der Freiheit deckt auch eigentümliche neue Steuerungsarten der großen Menschengemeinschaften. Alle Staatsangehörigen dürfen unter ihr mitentscheiden, wenn es gilt die Fahrtrichtung festzulegen. Sie können allerdings nicht alle recht behalten. Deshalb wird abgestimmt: Die große Zahl wird auch in der Politik maßgebend. Auch die Politik verfällt auf rein statistische Lösungen.

Sie hat übrigens im hochkapitalistischen Zeitalter wenig zu tun. In die eigentliche Wirtschaft darf sie ja nicht eingreifen. Sie wendet sich deshalb mehr und mehr vom Staatsinnern ab. Ihre

Probleme findet sie jetzt in der Staatenmannigfaltigkeit. Es ist kein Zufall, daß der Hochkapitalismus den Imperialismus entstehen ließ.

Das, was die große französische Revolution vor anderthalb Jahrhunderten ausgelöst hat, wälzt sich unzweifelhaft über das Sturmjahr 1848 hinaus wie eine anschwellende Lawine weiter. Vergeblich wirft der Verstand ungeheure Erfolge in Gestalt von Entdeckungen und Erfindungen aller Art dem auf der abschüssigen Bahn hinunterrollenden Menschheitswagen vor die Räder. Auf dem Kutschbock sitzt der große Feind, der blinde Zufall, dem sich die verblendete Menschheit anvertraut hat. Er fährt überall im Weltall bergab. Warum soll er gerade den Menschheitswagen anders lenken?

ANFÄNGE DES NEUEN ZEITALTERS

In den ersten Augusttagen des Jahres 1914 begann der schwere eiserne Vorhang der Bühne, auf der die nordeurasisch-nordamerikanische Menschheit soeben einen Aufzug ihres großen Dramas fertiggespielt hatte, zu fallen. Wir Europäer blieben als Mitwirkende hinter dem Vorhang. Die Amerikaner kamen verhältnismäßig spät darauf, daß sie auch mitspielten. Sie kamen dann ebenfalls auf die verhängte Bühne. Mit vereinigten Kräften fingen wir an, die alten Kulissen wegzuräumen.

Das Drama des großen Menschheitsgeschehens hat einen ungeheuren Umfang und rechnet deshalb mit gewaltigen Zeiteinheiten. Seine Aufzüge füllen Jahrhunderte. Seine die Aufzüge trennenden Pausen dauern Jahrzehnte. Das Wegräumen der alten Kulissen ist immer sehr zeitraubend. Noch langwieriger dagegen ist das Aufstellen neuer Kulissen für den nächsten Aufzug.

Hat es wirklich nur vier Jahre gedauert, bis die Kulissen des hochkapitalistischen Aufzuges des Menschheitsdramas abgetragen waren? Haben wir nachher volle zwanzig Jahre neue Kulissen hin und her geschoben? Was machen wir denn jetzt? Wird die Bühne schon bald für das neue Zeitalter, für den neuen Aufzug hergerichtet sein?

Wir sind als Mitwirkende dem großen Geschehen zu nahe, um verlässlich feststellen zu können, ob wir schon in einem neuen Zeitalter leben oder erst warten, daß der Vorhang wieder hochgezogen wird. Daß das hochkapitalistische Zeitalter irgendwie beendet ist, fühlen wir. Den großen Zusammenbruch haben wir ja erlebt. Ich erinnere mich noch lebhaft der gewitterschwülen Tage, die ihm unmittelbar vorangegangen sind.

Ich weilte in der zweiten Julihälfte des Jahres 1914 in Mannheim, der blühenden Industriestadt am Rhein, nahe der damaligen deutsch-französischen Grenze. Ich spielte dort Schach als Teilnehmer am internationalen Meisterturnier des Deutschen Schachbundes. In die wundervollen Kombinationen des königlichen Spiels vertieft, merkte ich gar nicht, daß schwere Wolken heraufzogen, und daß auf der riesigen Menschheitsbühne die letzten Worte fielen.

Mannheim liegt auf dem rechten Rheinufer. Es hat auf dem linken Rheinufer einen Gefährten, die geräumige Stadt Ludwigshafen. Über den mächtigen Strom wölbt sich von Mannheim nach Ludwigshafen eine prachtvolle steinerne Brücke hinüber. Dorthin, zu dieser Brücke, wanderte ich auf meinen Spaziergängen sehr gern. Ich bewunderte das großartige Werk der Menschenhände, bestaunte den gewaltigen Strom, beobachtete den lebhaften Verkehr auf der Brücke und folgte oft, in Gedanken versunken, dem Ufer.

Die Straße, die den großen Strom auf seinem rechten Ufer begleitet, kreuzt die Brücke, indem sie unter ihrem letzten Bogen hindurchschlüpft. Gerade unter diesem Brückenbogen entdeckte ich auf meinem letzten Spaziergang voller Überraschung einen Militärposten. Fünf Mann in voller Kriegsausrüstung. Ihre Uniformen waren ganz neu. Das Lederzeug glänzte. Die Gewehre ruhten drohend auf kräftigen Schultern.

Sehr beunruhigt machte ich kehrt und eilte in die Stadt. Krieg? Wirklich Krieg? Der große, furchtbare Krieg zwischen Deutschland und Frankreich? Der entsetzliche Krieg aller Staaten gegeneinander, der Weltkrieg? Das Ende der menschlichen Welt, in der ich meine Kinderjahre, meine Jugend verlebt, in der ich meine Vorbereitungen auf das selbständige Leben soeben beendet hatte?

In großer Aufregung erreichte ich das Gasthofgebäude, in dem die Schachschlachten geschlagen wurden. Ich eilte in den sehr geräumigen Gasthofgarten. Dort standen unter alten, mächtigen Bäumen unzählige Tische, alle sorgfältig gedeckt. Der Garten

war voller Leute, die Kaffee tranken und Kuchen aßen. Es muß gegen fünf Uhr nachmittags gewesen sein.

Lächerlich! Was heißt Krieg! Es ist doch noch alles so, wie es war. Das Leben hat sich nicht im geringsten geändert! Der Garten ist gerade so voll wie alle Tage! Dieser Posten dort unter der Brücke ist sicherlich nur Ausdruck einer übergroßen Vorsicht! Niemand denkt an die Sprengung der gewaltigen Brücke! Morgen werden wir das Turnier fortsetzen, eine neue Runde anfangen, genau so wie alle Tage!

Ich bestellte mir einen Kaffee, trank ihn langsam und mit Genuß, fing beruhigt an, an die kommenden Schachkämpfe zu denken, und blieb schließlich bei meinen Turnieraussichten stehen. Bis dahin hatte ich gut gespielt. Ich stand augenblicklich an zweiter Stelle. Vor mir machte sich überraschenderweise ein junger Russe breit. Wie heißt er schon? Aljechin? Nun, ja, dieses Bürschlein werden wir schon noch einholen und überholen! Diesmal muß der erste Preis erkämpft werden!

Ich zog das Taschenschach aus der Brusttasche und fing an, eine Eröffnung zu untersuchen. Für die kommende Runde mußte ich mich doch vorbereiten. Sehr bald vergaß ich den unheimlichen Wachtposten, das Rauschen der Bäume, das Plaudern der Leute, die mich umgaben, und den Kaffee, der mir wunderbar gemundet hatte. Ich versank in meine kleine Welt, in die lieb-gewonnene Schachwelt.

Aus meinen Schachträumen rissen mich unversehens zahlreiche schwere Tritte. Ich hob den Kopf. Im Garten, vor dem Gasthof, stand eine Schar Soldaten in altmodischen Uniformen. Eine Landsturmschar. Der Offizier, der sie hereingeführt hatte, zog ein Stück Papier aus der Tasche und las den wortkargen Befehl mit einer keinen Widerspruch duldenden Stimme vor: „Einquartierung! Vierundsechzig Mann.“

In diesem Augenblick schloß ich die Augen. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, sah ich den riesigen eisernen Vorhang fallen. Ich erkannte sofort, daß alles zu Ende sei, was bis dahin das Leben gefüllt hatte, daß der erste Abschnitt meines Lebens erledigt, daß ein unheimliches Messer im Begriffe sei, mein

Leben in zwei ungleiche Teile zu zerschneiden. Ich fühlte, daß die Kulissen, zwischen denen ich dreißig Jahre hin und her gestiegen war, einstürzen.

Krieg! Ich war zu überrascht, zu verängstigt, als daß ich hätte in den abgeschlossenen Teil meines Lebens zurückblicken können. Ich starrte entsetzt in die dunkle Pause. In die Pause, in der es nicht mehr die bisherige schöne Berufsarbeit geben wird, die keinen Platz für meine bisherigen prachtvollen wissenschaftlichen Probleme, aber auch keinen Platz für Schachturniere haben wird. In die Pause, die mir einige Jahre rauben wird, vielleicht gerade diejenigen, die die schönsten meines Lebens hätten werden können.

Der herunterpolternde Vorhang schnitt mir zunächst einmal das Schachturnier ab. Wir mußten es unbeendet stehen lassen. Der Vorhang zerschnitt meine Berufsarbeit. Er zerschnitt das geordnete Hereinholen der Lebensgüter. Er zerschlug alle Hoffnungen, die mich bis dahin ins Leben getragen hatten. Er raubte mir sogar die Sicherheit des heimatlichen Bodens.

In jener Nacht wartete ich lange vergeblich auf den erlösenden Schlaf. Um Mitternacht war ich noch wach. Über Mannheim lag, wenigstens scheinbar, noch der Friede. Doch die Stille der Nacht wurde plötzlich von scharfen Gewehrschüssen zerrissen. Der Wachtposten dort unten bei der Brücke feuerte wohl in die taube Finsternis hinein. Wahrscheinlich glaubte er, feindliche Luftfahrzeuge gehört oder gesehen zu haben. Ich hörte die ersten Schüsse des Weltkrieges!

Die Kulissen des Aufzuges, dem der Weltkrieg 1914 ein Ende machte, fingen auf der großen Menschheitsbühne sehr rasch an zu fallen. Bis dahin schienen sie uns unverrückbar, für die Ewigkeit aufgestellt zu sein. Bis dahin wußten wir überhaupt nicht, daß sie bloß Kulissen sind. Wer dachte denn vor dem Weltkrieg ernstlich an Grenzverschiebungen? Wer zweifelte im Frühjahr 1914 an der Tatsache, daß Geld Gold ist und daß das Gold das höchste, wertvollste Lebensgut ist? Wer hätte vor

dem Weltkrieg geglaubt, daß der Wert der Mark, der Krone, des Pfundes, des Franken, des Dollars nur scheinbar beständig ist? Wem erschien damals die Regierungsform seines Staates nicht unantastbar, unabänderlich?

Der Mensch des Zeitalters vor dem Weltkriege, geboren im reifenden neunzehnten Jahrhundert, lebte von Geburt an auf einer sorgfältig hergerichteten Bühne, mitten unter Kulissen, die ihm die Welt bedeuteten, die ihm von Gott aufgestellt zu sein schienen, die ihm das Leben lenkten und es mit verschiedenartigsten, scheinbar unersetzlichen Bildern füllten. Er fand leicht sorgfältig vorbereitete Wege, denen er sich anvertrauen konnte. Er fand auch ohne Mühe die Rolle, die er auf der großen Bühne zu spielen hatte.

Auf dieser Menschheitsbühne wirkten große Schauspieler, denen man die göttliche Sendung ansah. Es war leicht, in ihrem Schatten Statist zu sein, man war ja zum Statisten geboren. Es ist wohl wahr, daß manch ein Statist in dieser guten alten Zeit die ihm zugewiesene Rolle ungern spielte. Doch wer kümmerte sich viel darum? Das Drama, das da gespielt wurde, war sorgfältig einstudiert, es wickelte sich in erstaunlich genau ineinandergreifenden Handlungen ab.

Haben die ungezählten Statisten nicht zuweilen gemurrt? Oh gewiß. Kleine Schauspieler träumen gern von großen Rollen. Es kam auch vor, daß Schauspieler und Statisten vorsichtig die Kulissen abtasteten. Es gab sogar Lärm hinter den Kulissen. Es gibt eben kein Schauspielhaus ohne Streit. Das riesige Menschheitstheater ist keine Ausnahme.

Trotzdem wagten sich nur ganz scharfe Kritiker an den Inhalt des großen Dramas heran, dessen Aufzug mit dem Ausbruch des Weltkrieges 1914 zu Ende ging. Doch selbst die Kritiker waren nur Nörgler. Die Handlung des Dramas war nicht nach ihrem Geschmack. Sie wußten indessen keine bessere, sie waren nicht imstande, den Schauspielern schönere Verse in den Mund zu legen.

Der Weltkrieg begann mit dem Umlegen der ganz großen Kulissen, der Staatsgrenzen. Die Deutschen stürmten über Belgien

hinweg, tief nach Frankreich hinein. Die Kulisse der deutsch-französischen Grenze wurde fast bis Paris hinein verschoben. Die Kulisse der deutsch-belgischen Grenze verschwand in der Rumpelkammer. Die Kulisse der deutsch-russischen Grenze wanderte hin und her. Tief unten auf dem Balkan wurden die Grenzkulissen niedergerissen, weit im Osten, in Kleinasien, am Euphrat, waren die Bühnenarbeiter dabei, Kulissen niederzureißen. Selbst in Afrika, im tiefsten Hintergrunde der Menschheitsbühne, wurde vieles geändert, was für den soeben beendeten Aufzug des großen Dramas seinerzeit hatte aufgestellt werden müssen. Auf fernen Ozeanen schwammen Trümmer der abgeräumten Bühne umher.

Der Krieg schwemmte ferner die Goldkulisse von der Bühne herunter. Schon in den ersten Augusttagen des Schicksalsjahres 1914 schlossen die großen Volksbanken ihre Schatzkammern und schnitten die Einlösung der umlaufenden Banknoten gegen Goldstücke ab. Im Nu verschwanden die protzigen Gold- und Silberstücke aus dem Verkehr und versteckten sich in Schränken und Strümpfen.

Die Goldkulisse wurde wohl in aller Eile durch eine trügerische Papiergeldkulisse ersetzt. Es gab noch Geld. Das Geld stand auch nicht plötzlich ohne Inhalt da. Es verlor nur allmählich seine führende Rolle als höchstes Lebensgut. Es sank erst spät zur Anweisung auf Güter herunter. Doch es verlor mehr und mehr seine Kraft, als die Staaten anfangen, Banknoten in rasch steigenden Mengen zu drucken.

Der Weltkrieg stieß die Kulisse der Wertbeständigkeit um, vor der ehemals die Mark, die Krone, das Pfund und der Frank umherstolzten waren. Er zerschnitt alle Fäden zwischen dem Frank und der Mark, zwischen der Krone und dem Rubel. Wertvergleiche wurden deshalb fast unmöglich. Allmählich wurde indessen Europa doch gewahr, daß Krone, Mark, Pfund, Frank und Rubel dahinschmolzen.

Der Krieg zerschmetterte die Kulisse der Ersparnisse. Er fraß das in den Sparkassen und Banken angehäuften Geld auf und ersetzte es durch trügerische Schuldscheine. Der Krieg entwertete

Ruhegehälter. Er sog den Inhalt aller Lebens-, Feuer- und Unfallversicherungen aus.

In der vom Weltkrieg eingeleiteten Pause zwischen zwei Aufzügen des großen Menschheitsdramas, im Lärm der zusammenbrechenden Kulissen, wurden indessen ungezählte Europäer und Amerikaner geboren, die auf der verwüsteten Bühne zum Bewußtsein kamen, die nur einstürzende Kulissen zu sehen bekamen und deshalb nicht im festen Glauben aufwachsen konnten, daß die Menschheitsbühne von Gott ein- und hergerichtet sei.

Die Kinder des großen Krieges haben bemerkt, daß alles, was sie umgibt, vergänglich, schwach ist, daß alles nur Schein ist. Sie haben erkannt, daß sie mitten in der Unordnung, mitten im Umherirren und Umhersuchen das Licht der Welt erblickt haben. Sie haben früh eingesehen, daß die Menschheit erst dabei ist, ihre Bühne einzurichten, daß die alte Bühne nicht in Ordnung gewesen sein kann; sonst wäre sie ja nicht von der Menschheit niedergerissen worden.

Die Kinder des Weltkrieges sind ohne die alten Kulissen aufgewachsen, sie mußten aber auch ohne die kommenden neuen Kulissen groß werden. Der Krieg hatte ihnen auch die alten geistigen Kulissen zerschlagen. Der Krieg verschlang eben alles, auch den seligen Frieden der Kinderjahre, die sorgfältig ausgerichtete Erziehung, den Gottesglauben, den Glauben an alles. Deshalb muß die Pause zwischen dem im Jahre 1914 beendeten und dem nächsten Aufzug des Menschheitsdramas mindestens so lange dauern, bis die Kinder des Weltkrieges erwachsen sind, auf eigene Füße treten und anfangen, mit eigenen Köpfen zu denken.

Die in den stürmischen Weltkriegsjahren geborene Menschheit ist heute, im Jahre 1940, im Jünglingsalter. Sie ist dabei, ihr selbständiges Leben anzufangen. Sie ist erwachsen. Kann der schwere eiserne Vorhang schon hochgehen? Ist die Bühne schon wieder in Ordnung?

Das neue Geschlecht konnte die niedergerissenen Kulissen noch nicht ersetzt haben, dazu war es noch zu jung. Das ältere Geschlecht, dessen Wurzeln noch in dem Zeitalter liegen, das

vom Weltkrieg beendet wurde, stürzte deshalb nach dem Weltkriegsende auf die verwüstete Bühne und fing an, auf seine Art Ordnung zu machen. Selbstverständlich war es bemüht, das wieder aufzubauen, was zerschlagen wurde. Es hatte keine Ahnung, daß jetzt andere Kulissen an die Reihe kommen. Es hing eben an der abgerissenen Vergangenheit.

Seine Anstrengungen waren vergeblich, sie mußten vergeblich bleiben. Der neue Aufzug braucht eine neue Bühne. Auf den alten Aufzug eingestellt, stammelten die alten Schauspieler und Statisten, als sie versuchten, wieder aufzutreten, sinnloses Zeug herunter. Sie fanden keinen Anschluß an das heranrückende neue Geschlecht, dem sie eigentlich nichts zu sagen hatten.

Die Jugend versteht ja die Vergangenheit, die sie nie gesehen hat, nicht. Sie weiß nur, daß das Zerschlagene untauglich gewesen sein muß. Das ihr vorangehende Geschlecht muß schon gewußt haben, warum es alles zerschlagen hat!

Die Jugend hat keine Vorurteile und keinen Kulissenglauben. Sie segelt unbeschwert in ein neues Zeitalter hinein. Schon ist sie dabei, das Erbe anzutreten. Dabei findet sie jedoch auf der Menschheitsbühne immer noch alte, zur Not wieder aufgerichtete Kulissen. Was soll sie mit ihnen anfangen?

Ist der jetzige, neue Krieg das große Reinemachen, das das junge Geschlecht durchführen muß, bevor es sein eigenes großes Leben beginnt, bevor es seine eigenen Kulissen aufstellen kann? Wahrscheinlich. Die große Pause ist zwar noch nicht beendet. Doch wir stehen zweifellos an der Schwelle der neuen Zeit.

Wie ahnungslos die Menschheit vor zwei Jahrzehnten den großen Begebenheiten der Zeitgeschichte gegenüberstand, beweist am besten ihr Verhalten nach beendetem Weltkriege. Der Gedanke, daß ein Zeitalter zusammengebrochen sein müsse, war ihr vollkommen fremd. Daß ein Aufzug ihres großen Dramas ausgespielt sein könne, kam ihr nicht in den Sinn. Deshalb stürzte sie sich wütend auf die Frage, wer den eisernen Vorhang heruntergelassen hat.

Ist er wegen eines Betriebsunfalls gefallen? Waren die ihn bedienenden Bühnenarbeiter unachtsam gewesen? Hatte sich ein Bösewicht hinter die Bühne geschlichen, um das wunderbare Schauspiel zu stören und ein heilloses Durcheinander anzuzetteln?

Der Missetäter mußte um jeden Preis gefunden werden! Es gab Verhöre, langwierige Untersuchungen, Protokolle, Berichte. Doch alles war vergebens. Den wirklichen Schuldigen fand niemand. Im Versailler Friedensvertrag wurde wohl ein Geständnis festgelegt. Doch dieses Geständnis wurde erzwungen und konnte deshalb nicht ernst genommen werden.

Alle führenden Schauspieler, die auf der Bühne gestanden haben, als der Vorhang herunterpolterte, beeilten sich, ihre Berichte, ihre Erinnerungen, zu schreiben. Die Schwächlinge unter ihnen versuchten krampfhaft, die Schuld auf ihre Mitspieler abzuwälzen. Die starken Köpfe unter ihnen sagten ehrlich aus, daß es keinen wirklichen Schuldigen gibt, daß die Menschheit irgendwie gestrauchelt sein müsse, und daß sie, das Gleichgewicht suchend, in den Abgrund gefallen sei.

Wer war also der Missetäter? Der Zufall? Wer denn sonst. War nicht der blinde Zufall, der grimmige Feind der Menschheit, Lenker der Wirtschaft, die vom Weltkrieg im Jahre 1914 unterbrochen wurde? War der Hochkapitalismus nicht ein System, das dem Zufall und seiner Zügellosigkeit die ganze Macht über die Menschheit überantwortete? Der Zufall hat länger als hundert Jahre auf dem Kutschbock des Menschheitswagens gesessen. Er hat zerschlagen, was die Menschheit aufgebaut hatte.

Die schwer heimgesuchte Menschheit konnte es nach beendetem Weltkrieg nicht glauben, daß sie vor ihm einem falschen Wirtschaftsplan ergeben war, einem Plan, der kein Plan war, weil er die Verneinung eines Planes war. Unwillig fing sie deshalb an, die umgeworfenen und beschädigten Kulissen auszubessern und wieder aufzustellen. Sie wollte einfach dort weiterspielen, wo sie vor der Störung stehen geblieben war.

Nach dem Weltkriegsende betrat der Kapitalismus scheinbar wieder die Menschheitsbühne. Er tat so, als beeile er sich, die Wunden zu heilen, auszubessern, aufzuräumen, neu aufzubauen. In Wirklichkeit drosch er leeres Stroh. Es gab ja kein erwerbbares Gold mehr. Das Geld war ja doch nicht mehr das alte Geld. Es gab keine Fortsetzung des scheinbar abgebrochenen Schauspielaufzuges.

In den ersten Jahren nach dem Weltkriege wiesen die Unternehmer, die Banken, die Verkehrsgesellschaften riesige Gewinne aus. Doch diese Gewinne wurden in Kronen, Mark, Franken gebucht, in Geldeinheiten, die zusehends ihren Inhalt verloren. Der vermeintliche Gewinn war kaum imstande, jeweils die Entwertung des Geldes, das sich in den Rechnungsabschlüssen breitzumachen versuchte, zu decken.

Die meisten Unternehmer der ersten Friedensjahre nach dem großen Zusammenbruch wären besser gefahren, wenn sie ihr Gesellschaftskapital in Gold umgewechselt und untätig liegen gelassen hätten, statt unter riesigem Arbeitsaufwand ausgehöhlt, trügerischen Gewinnen nachzujagen.

Warum taten sie es nicht? Warum quälten sie sich mit dem unruhig hin- und herwogenden Geld ab, daß doch offenkundig dahinsiechte? Glaubten sie, daß es nur eine Geldkrankheit zu heilen gelte, daß das Siechtum aufgehalten werden könne, daß allmählich doch wieder das Gold im Geld wach werden müsse?

Sie wußten, daß das Gold noch lebt, daß es nur geflohen war, daß es drüben in Amerika einen sicheren Unterschlupf gefunden hatte. Sie sahen es dort sogar noch herrschen. Sie glaubten noch immer an ihren alten Gott, der wiederkehren müsse.

Das Gold kam auch tatsächlich wieder zurück nach Europa. Das goldstrotzende Amerika glaubte fest, seine Zeit sei gekommen, die Zeit des von der Neuen Welt ostwärts strahlenden und alles beherrschenden Hochkapitalismus. Es überschwemmte das entkräftete Europa mit Goldanleihen. Es schickte sich sogar an, das ganze europäische Leben zu amerikanisieren.

Es war ein großartiger Versuch, den scheinbar nur abgebrochenen Schauspielaufzug weiterzuspielen, obwohl mit neuer Rollenbesetzung. Er mißlang. Er mußte mißlingen. Der Aufzug war eben nicht abgebrochen, sondern beendet.

Im Jahre 1931 fiel die Vertrauenskulisse, noch aus der alten Zeit stammend und nur unzulänglich ausgebessert, unter furchtbarem Krachen endgültig um. Eine riesige Staubwolke vernebelte die noch ganz ungeordnete Menschheitsbühne und füllte Amerika und Europa mit lähmendem Mißtrauen. Entsetzt floh das Gold abermals zurück nach Amerika.

Doch diesmal mußte auch Amerika erfahren, daß das Gold nur ein scheinbares Lebensgut ist, daß es nur den Wert hat, den ihm die Einbildungskraft des Menschen gibt, daß es ein Götze ist, den man anbeten, aber auch verspotten und zertrümmern kann.

Es war ein böses Erwachen für Amerika. Auch die amerikanischen Kulissen erwiesen sich plötzlich als morsch. Das Elend des europäischen Zusammenbruchs zog in breiter Front in die nordamerikanische Tiefebene ein. Der Dollar, der letzte Vertreter des alten Geldes, geriet ins Wanken.

Unbekehrbare Anhänger des alten Glaubens trösteten wohl noch immer die verängstigte Menschheit mit dem Hinweis auf das unausweichliche Wiederkommen der Wirtschaftskrisen des hochkapitalistischen Systems, indem sie den Zusammenbruch vom Jahre 1931 einfach als Beginn einer normalen, obwohl etwas heftigen Krise darzustellen versuchten. Sie hatten keinen Erfolg.

Die Krise des Jahres 1931 hatte wohl begonnen, sie wollte jedoch kein Ende nehmen. Sie hat tatsächlich kein Ende gefunden. Sie war keine hochkapitalistische Krise, sondern ein wirklicher Zusammenbruch. In ihr erlebten wir ganz einfach die endgültige Niederlage des Goldes, das einen letzten verzweifelten Versuch unternommen hatte, seinen alten Thron wiederzuerobern.

Wer soll nun das Zepter übernehmen? Wer soll die Menschen arbeiten lassen, wenn es kein Gold, kein Goldgeld gibt? Sollen Millionen und Abermillionen arbeitswilliger, kampffreudiger

Menschen untätig dahindämmern und langsam verhungern, weil ihr alter Brotgeber vertrieben wurde und sich in uneinnehmbar scheinende Festungen zurückgezogen hat?

Das letzte Jahrzehnt hat uns ungeheure Anstrengungen in Europa und in Amerika erleben lassen, die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ zu überwinden, sei es durch Wiederherstellung der alten sogenannten Ordnung, sei es durch Schaffung einer neuen, besseren Ordnung. Am Widerstreit dieser entgegengesetzten Anstrengungen ist schließlich der jetzige Krieg entflammt. Er wird wohl die letzten Überreste der alten Zeit hinwegfegen.

Bange Fragen steigen aus der Not unserer Zeit empor. Steht die nordeurasisch-nordamerikanische Menschheit vor dem Nichts? Wenn der jetzige Krieg die Menschheitsbühne erst reinfegen wird, kann doch das große Menschheitsdrama gar nicht weitergespielt werden. Kann man denn ohne Kulissen spielen, leben? Wenn es drei Jahrzehnte dauert, bevor die alte Bühne abgeräumt ist, wie lange wird es dann noch dauern, bis die neue eingerichtet sein wird? Und vor allem: Wie wird sie eingerichtet werden? Welche Kulissen kommen jetzt an die Reihe?

Muß man sich mit dem fürchterlichen Gedanken befreunden, daß der im Jahre 1914 begonnene Zusammenbruch noch nicht beendet ist, daß der Menschheitswagen noch immer bergab rollt? Gibt es noch keine Anzeichen dafür, daß das Ärgste schon überstanden ist?

Es wäre entsetzlich, untragbar, wissen zu müssen, daß wir immerfort nur abbauen, daß wir nur zerstören, daß wir noch nicht daran denken können, aufzubauen, ein neues Leben zu beginnen, einen neuen Weg zu betreten und mit begründeten Hoffnungen im Herzen einer neuen Zeit entgegenzustreben.

Die Menschheit ist zweifellos von einem furchtbaren Unglück getroffen worden; sie hat im Sommer 1914 einen unsäglich bitteren Kelch an ihre Lippen setzen müssen. Doch gerade die Größe des Unglücks bürgt dafür, daß sich die bestrafte

Kopfmannigfaltigkeit zu heilsamen Einsichten durchringen wird. Der große Zusammenbruch hat die Fehler der Vergangenheit schonungslos bloßgelegt. Er hat jedoch gleichzeitig auch Wege freigelegt, die vor ihm unsichtbar und unzugänglich waren. Gerade aus den Schrecken des Weltkrieges 1914 konnte die Menschheit manches lernen. Sie hat in der Tat mitten im Waffenlärm angefangen, auf neuen, ungewohnten Wegen zu wandeln.

Es ist ein großer Trost für uns alle, die wir vom Schicksal in die große Pause zwischen dem abgelaufenen hochkapitalistischen und dem neuen, noch unbekanntem Schauspielaufzug hineingepreßt wurden, zu hören, daß der Weltkrieg des Jahres 1914 wohl unerhörte Verwüstungen gebracht, daß er wohl unausdenkbares Elend verbreitet, daß er jedoch auch große, neue Einsichten hat entstehen lassen, daß er nicht nur gezeißelt, sondern auch gelehrt hat.

In der Tat war der Weltkrieg unserer Zeit ein grausamer, unmenschlicher Lehrer. Ein Lehrer war er immerhin. Hätten wir ihm besser, aufmerksamer zugehört, hätten wir rechtzeitig alte Vorurteile und unzulängliche Ansichten abgeworfen, um uns den uns vorgelegten neuen Einsichten unterzuordnen, so wären wir wahrscheinlich schon aus dem Größten heraus.

Wir haben leider nur mit halbem Ohr zugehört. Vielleicht war das sich heute allmählich zurückziehende Geschlecht zu stark mit der Vergangenheit verbunden, um genügend rasch umlernen zu können. Es ist schwer, oft sogar unmöglich, reife Köpfe umzurichten. Das kommende neue Geschlecht hat die Weltkriegslehren besser gehört, schon deshalb, weil es die Vergangenheit nicht gesehen hat. Es hätte deshalb die Leidenszeit der Menschheit abkürzen können. Doch es war zunächst noch nicht fähig, die Führung zu übernehmen.

Der Lehrer hat abermals die Zuchtrute in die Hand genommen. Wieder sausen furchtbare Schläge auf die Menschheit herab, die nicht zuhören wollte oder konnte. Abermals wird uns an grausamen Beispielen vorgeführt, was nottut, wie man es machen muß, wie man das Menschheitsleben einrichten muß. Werden wir wieder nur mit halbem Ohr zuhören?

Diesmal ist die Sprache des schrecklichen Lehrers noch klarer, eindringlicher, seine Vorführungen sind noch weit vollkommener, als sie vor einem Vierteljahrhundert waren. Diesmal greift das neue Geschlecht bereits entschlossen nach der Führung, und die Erinnerungen des alten Geschlechtes, das noch mitführt, sind schon stark verblaßt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich die arme Menschheit damit begnügen wird, zweimal folgenschwere Ermahnungen angehört und zweimal entsetzliche Prügel für begangene Sünden eingesteckt zu haben. Sie sieht ja allmählich ein, daß sie umlernen muß. Sie hört bereits sehr aufmerksam zu. Versteht sie, was ihr vorgeführt wird?

Der Weltkrieg 1914—1918 hat vor allem gezeigt, daß es möglich ist, die Gemeinschaft restlos auszurichten. Alle früheren Kriege waren Unternehmungen, die nur Teile der in einem Staat lebenden Gemeinschaft erfaßt und ausgerichtet, dem Rest dagegen erlaubt haben, untätig zuzusehen. Sie schieden die Bevölkerung in Kämpfer und Nichtkämpfer. Die Nichtkämpfer saßen im Zuschauerraum, die Kämpfer traten auf der Bühne des Kriegsschauspielhauses auf.

In den Jahren 1914 bis 1918 wurde das anders. Es gab fast nur Kämpfer. Selbst die Frauen mußten mitkämpfen. Der neue Krieg, der jetzt tobt, hat diese Umstellung schärfer herausgearbeitet. Er duldet keine Drückeberger, keine Kriegsgewinner, er spannt alle Staatsbürger vor seinen großen Kriegswagen und kennt nur ein Ziel: den Sieg.

Es ist wohl wahr, daß diese restlose Ausrichtung aller Köpfe auf die Kriegsziele eine Frucht Jahrtausende überspannender Anstrengungen ist. Es ist auch unleugbar, daß die große französische Revolution vor anderthalb Jahrhunderten das Volksherrn erfunden hat. Doch von ihrer Erhebung der Massen zum heutigen totalen Krieg ist ein langer Weg.

Muß man nicht nachdenklich werden, wenn man sieht, daß es gelungen ist, alle Köpfe gewaltiger Staaten in eine einzige Richtung zu drehen, jeden Mann und jede Frau ganz großer Gemeinschaften dem Krieg zur Verfügung zu stellen und alle kleinen

Einzelziele kurzsichtiger Köpfe einem einzigen gemeinsamen, großen Ziel vollständig unterzuordnen?

Kann man denn so verstockt bleiben und glauben, daß nur Kriege, die zwischen großen Gemeinschaften ausgefochten werden, innenpolitische Maßregeln erlauben, die restlos durchgreifen? Ist denn das Leben nicht auch ein Krieg? Verdient der einzige wirkliche Feind des Menschengeschlechtes, der äußere Feind, nicht dieselbe entschlossene Bekämpfung wie der jeweilige innere Feind der Menschheit?

Was im Krieg der Menschheitsteile gegeneinander möglich und erreichbar ist, muß im großen Menschheitskrieg zweifellos auch möglich und erreichbar sein. Man muß es nur erreichen wollen. Wie man es anstellen muß, hat der Weltkrieg 1914—1918 klar genug gezeigt. Der jetzige Krieg zeigt es allerdings noch viel klarer.

Man steht erschüttert vor der beschämenden Tatsache, daß die Menschheit ihre inneren großen Kämpfe zu unerhörter Vollkommenheit emporgehoben hat, während sie ihrem äußeren Krieg noch hilflos gegenübersteht. Wie soll man sich das erklären?

Der Mensch kann dem Mitmenschen viel gefährlicher werden als der blinde Zufall. Wenn große Menschengemeinschaften übereinander herfallen, schädigen sie einander unvergleichlich rascher und ausgiebiger, als es die Einwirkungen des vom Zufall gelenkten feindlichen Weltalls vermögen. Deshalb und nur deshalb spannen die Gemeinschaften alle ihre Kräfte an, wenn sie gegeneinander in den Kampf ziehen. Nur deshalb führen sie den wirklichen Menschheitskrieg nachlässig und mit sehr unvollkommenen Mitteln.

Ein furchtbarer Gedanke drängt sich jedoch auf. Ist unser großer Feind, der Zufall, wirklich ein verhältnismäßig harmloser Gegner? Steckt er nicht am Ende hinter den sich bekämpfenden großen Gemeinschaften? Hetzt er sie nicht heimtückisch gegeneinander? Sind die menschlichen Kriege, ganz besonders die Kriege unserer Zeit, nicht sein Werk?

Ist es nicht höchste Zeit, durch wirkliche Verständigungen den inneren Kämpfen der Menschheit ein Ende zu bereiten und eine einige Front der Menschheitsteile zu bilden? Der geeinten Menschheit gegenüber hätte doch der verschlagene Hetzer, Zerstörer und Feind keine Aussicht auf den Sieg.

Wie schlecht müßte es ihm doch ergehen, wenn die Menschheit, alle törichten inneren Zwistigkeiten begrabend, gegen ihn dieselben Anstrengungen aufbieten würde, die sie in ihren inneren Kämpfen jetzt aufbietet, wenn sie, von den beiden letzten Kriegen belehrt, mit schon erprobten Maßnahmen alle Köpfe ausrichten und einen restlosen Menschheitskrieg zu führen anfangen würde.

Der Weltkrieg 1914—1918 hat noch eine andere heilsame Lehre gebracht: Das Geld ist kein wirkliches Lebensgut. Es ist ein Irrlicht. Sein Goldglanz hat die törichte Menschheit lange und furchtbar genarrt. Er hat ihr falsche, kurzsichtige Ziele gesetzt. Er hat sie zersplittert.

Es hat keinen vernünftigen Sinn, dem Gold, dem Geld nachzujagen. Es ist überhaupt verfehlt, mit dem trügerischen Geld in der Hand den Gütertausch mit allen Mitteln zu betreiben, um im Schatten undurchsichtiger Verständigungen zwischen Mensch und Mensch vermeintliche Werte aufzuhäufen. Der Kämpfer eines wohlgeordneten Heeres braucht keinen Gütertausch. Er ist seinem Mitkämpfer nur Kamerad.

Es gibt noch immer unzählige kurzsichtige Köpfe, die beim bloßen Gedanken, die Wirtschaft einer großen Gemeinschaft könnte so ein- und ausgerichtet werden wie die totale Kriegführung der unheilswangeren Kriege unserer Tage, erbleichen. Sie können es nicht begreifen, daß auch die Friedenswirtschaft Krieg ist. Die erlebten furchtbaren Kriegsfolgen stecken ihnen so in den Gliedern, daß sie es sich unmöglich vorstellen können, die Menschheit könnte seit jeher im Krieg, sogar im einzigen wahren, nie endenden Krieg stehen.

Versucht man, allen Vorurteilen und unzulänglichen Ansichten zum Trotz, nüchtern den Aussichten einer Friedenswirtschaft, die ebenso ausgerichtet wäre wie die totale Kriegführung unserer Tage, nachzuforschen, so entdeckt man überraschende Tatsachen und findet bald, daß der Weltkrieg und noch mehr der jetzige Krieg tatsächlich grausame, aber doch großartige Lehrer sind.

Welche Folgen kann der totale Krieg zeitigen? Vor allem ungeheure Verwüstungen. Das Ziel des kämpfenden Staates ist es, den Gegner restlos zu vernichten, um ihn auf diese Weise auf die Knie zu zwingen. Sodann: Erschöpfung der kriegführenden Staaten, von denen schließlich derjenige siegt, der es länger aushält.

Welche Folgen könnte die restlos ausgerichtete Friedenswirtschaft bringen? Verwüstungen im Lager des Feindes, des blinden Zufalls. Man kann dem Zufall nur das verwüsten, was er hat: seine Unordnung. Folglich kann die restlos ausgerichtete Friedenswirtschaft nur Lebenskampferfolge bringen.

Der Krieg zweier Menschengemeinschaften ist negative Wirtschaft. Die Friedenswirtschaft ist immer positiv. Der Krieg der Menschheitsteile gegeneinander mehrt die Unordnung, die Friedenswirtschaft die Ordnung.

Es gibt keinen Krieg zwischen zwei Menschengemeinschaften, der sich endlos hinziehen könnte: Seine negative Wirtschaft muß in absehbarer Zeit alles verbrauchen, wovon die kämpfenden Menschen leben können. Je totaler die Kriegführung, um so schärfer die Aussaugung der Kriegsmittel. Es gibt dagegen einen Krieg, den zwischen der Menschheit und dem Zufall, der nie beendet sein wird, es sei denn, daß der Zufall siegt. Je länger dieser Krieg dauert, und je energischer er von der Menschheit geführt wird, um so umfangreicher müssen die Kriegsmittel im menschlichen Lager werden.

Wir sahen im Weltkrieg Millionen Kämpfer aufbrechen, um dem Feind gegenüberzutreten, und jeder von ihnen wußte, daß er sein tägliches Brot, seine Kleider und Schuhe, seine Waffe bekommen wird. Jeder von ihnen wußte allerdings, daß ihn die Kugel des Feindes erreichen kann.

Ziehen denn nicht im Frieden seit jeher Millionen und aber Millionen Menschen in den Lebenskampf? Wieviele von ihnen wissen, ob ihr tägliches Brot, ihre Kleider, ihr Bett gesichert, ob ihnen die Mittel für den erfolgreichen Kampf zur Verfügung stehen? Sie wissen nur, daß sie alle fallen müssen.

Gab es nicht in alten Zeiten, sogar noch vor wenigen Jahrhunderten, Kriege, in denen die Soldaten gezwungen waren, selbst für ihre Nahrung und Bekleidung zu sorgen? Haben nicht unzählige Kriege früherer Zeiten recht und schlecht aus dem Lande gelebt, das sie durchzogen?

Führen wir nicht am Ende unsere Friedenswirtschaft noch immer so, wie vor Jahrhunderten die Kriege geführt wurden? Damals war der Soldat nebenbei Plünderer, das heißt, Räuber. Sind wir am Ende nur deshalb immer noch dem unsauberen Gütertausch ergeben, weil wir es sein müssen, weil unser großer Krieg gegen den Zufall noch genau so erbärmlich organisiert ist, wie es zum Beispiel der Dreißigjährige Krieg war?

Ja, wendet der verstockte Anhänger der alten Wirtschaftsführung ein, man kann schon ein Heer wunderbar bewaffnen, ausrüsten und verpflegen. Man plündert jedoch damit sein Land aus, und schließlich versiegen die Quellen. Man kann nicht dauernd große Heere ernähren.

Man kann es, wenn sie soviel oder mehr erkämpfen als sie verbrauchen. Seit jeher erkämpfen sich die Menschen soviel und zuweilen mehr, als sie verbrauchen. Weil sie jedoch ein zuchtloses und unordentlich versorgtes Heer sind, weil sie plündern müssen, können sie nicht alle ihre Gedanken und Kräfte auf die eigentliche Kriegführung einstellen.

Es ist außerdem kaum zweifelhaft, daß jede Plünderung unnötigen Schaden anrichtet. Der Soldat des mittelalterlichen Krieges sengte und mordete, um Beute zu machen, die ihm zum größten Teil doch verdarb. Er belauerte auch den Mitkämpfer, der mit kostbaren Beutestücken beladen umherzog, um auch ihn zu berauben. Ein riesiger Fortschritt liegt ohne jeden Zweifel zwischen der Kriegführung des Mittelalters und der Kriegführung, die wir kennen.

Den zweiten Fortschritt muß die Führung der Friedenswirtschaft, die ja gewiß auch eine Kriegführung ist, noch erringen. Sie muß also die unzähligen Einzelwirtschaften durch eine geordnete Gemeinschaftswirtschaft, durch eine sorgfältig geführte Staatswirtschaft ersetzen, sie muß aus den einander belauernden Gemeinschaftsangehörigen Kameraden machen, sie muß endlich aus der lockeren Menschenmannigfaltigkeit des Staates auch im Frieden ein schlagfertiges, gut ausgerüstetes und anständig versorgtes Wirtschaftsheer machen. Was die Außenpolitik erzwungen hat, muß auch der Innenpolitik gelingen.

Wem gehört das Gewehr, das der Schütze trägt? Selbstverständlich dem Staat. Wem gehört das Jagdflugzeug, der Kampfswagen, das Geschütz? Dem Flieger, der es lenkt? Dem Offizier, der die Panzertruppe oder die Batterie befehligt? Lächerlich! Das alles gehört der Gemeinschaft, dem Staat. Alle Waffen, alle Ausrüstungsgegenstände des Heeres gehören dem Staat. Das erscheint uns so selbstverständlich, daß jedes Wort darüber überflüssig ist.

Wem gehören die im Krieg erbeuteten Maschinengewehre, Kanonen, Flugzeuge, Kraftwagen, Nahrungsmittel, Lokomotiven, Schiffe? Dem Soldat, der Truppe, die sie erkämpft hat? Einfältige Frage! Selbstverständlich gehört die ganze Kriegsbeute der Gemeinschaft, dem Staat. Das Land, das man erobert und als Siegespreis im Krieg erwirbt, bekommt der Staat und nicht etwa ein Feldheer. Das alles ist doch sonnenklar.

Ist dies alles wirklich so einfach und jedem Zweifel entrückt? War es immer so? Gehört im Lebenskampf, den die Menschheit führt, der Hammer nicht dem Schmied, der Pflug dem Bauer, die Mühle dem Müller?

Wir haben heute furchtbare Waffen, mit denen wir gegen den Zufall Krieg führen: Maschinen aller Art, Wagen aller Art, Schiffe, Fabriken, Bergwerke. Gehören alle diese Waffen, alle diese Kampfmaschinen der Gemeinschaft? Nein; oder doch meist nein.

Wir alle kämpfen, doch gleichzeitig kämpfen auch unzählige leblose Arbeiter, Maschinen, mit und für uns. Wem gehört die

Beute dieser Kämpfe? Der Gemeinschaft, dem Staat? Nein. Jeder von uns behält seine Beute für sich, und Menschen, die gewaltige künstliche Arbeiter und Arbeitergruppen befehligen, beanspruchen die von diesen Arbeitern erbeuteten Güter für sich.

Betroffen steht man vor dem Gegensatz, der aus dem Vergleich unserer Kriegführung mit unserer bisherigen Wirtschaftsführung emporsteigt. Wie soll man mit ihm fertig werden? Ist der Weltkrieg am Ende ein größerer Lehrer gewesen, als wir je ahnen konnten. Oder ist der angestellte Vergleich unzulässig?

Wenn unsere Lebenskämpfe, aus denen sich die Wirtschaft zusammensetzt, wirklich Kämpfe sind, wenn Wirtschaft Krieg ist, kann kein Zweifel bestehen, daß der angestellte Vergleich nicht nur zulässig, sondern außerordentlich lehrreich ist. Er stellt uns vor die Frage: Führen wir den Krieg schlecht oder die Wirtschaft?

Die Antwort kann nicht schwerfallen. Daß unsere Kriege als negative, und zwar gewollt negative Wirtschaftsführung, sehr erfolgreich waren, ist unzweifelhaft. Daß die hochkapitalistische Friedenswirtschaftsführung, auf die wir vor einigen Jahrzehnten so stolz waren, versagt hat, müssen wir endlich zugeben. Daß wir schon jahrzehntelang neue Wege in der Wirtschaft suchen, dürfen wir auch nicht leugnen. Folglich? — — —

Der Gütertausch, den die Soldaten unserer Kriege nicht kennen, der jedoch der kapitalistischen Wirtschaft das Um und Auf war, ist ins Stocken geraten, weil das vermeintlich höchste Gut, das Gold, versagt hat. Der Glaube an das Goldgeld ist zusammengebrochen, mit ihm aber auch der Gütertausch.

Ist es denn wirklich so schwer einzusehen, daß man den Gütertausch, der so viele unnötige Kämpfe zwischen den Menschen derselben Gemeinschaft verursacht hat, ausrotten muß? Er wird ja überflüssig, wenn die Beute, die von den Gemeinschaftsangehörigen erkämpft wird, der Gemeinschaft abgeliefert wird. An die Stelle des Gütertausches muß die Verteilung der Gesamtbeute an die Gemeinschaftsmitglieder treten. Das ist

indessen nur dann möglich, wenn unsere Wirtschaftsführung genau so restlos ein- und ausgerichtet wird wie unsere Kriegsführung.

Habe ich eine unruhige Nacht, die voll böser Träume war, hinter mir? Ist alles unwahr, was ich da erlebt habe: das Unwetter der Jahre 1914 bis 1918, das von Fieberschauern gepeitschte Jahrzehnt nach dem Weltkriege, der große Zusammenbruch des Jahres 1931, der Sturm der allerletzten Jahre? Ist es denn nicht wahr, daß der Menschheitswagen, in dem ich mitfahre, unaufhaltsam dem Abgrund zurollt?

Ich schwebe irgendwo hoch oben und schaue auf die unermeßliche nordeurasisch-nordamerikanische Tiefebene hinunter, die schon soviel Unruhe gesehen, die immer wieder unerhörten ostwestlichen Spannungen und Bewegungen ausgesetzt war. Ich sehe sie sehr unruhig. Ich sehe eine neue merkwürdige, große Spannung, die wieder eine stark ausgesprochene ostwestliche Richtung aufweist. Diese Spannung überrascht mich sehr. Sie läßt mich alles vergessen, was mich beunruhigt, was mich zur Verzweiflung getrieben hat. Sie läßt mich ahnen, daß die neue Zeit schon da ist.

Ich sehe im Osten eine sehr scharf ausgeprägte Gemeinschaftswirtschaft, eine Staatswirtschaft gewaltigen Ausmaßes. Mitten im Weltkrieg 1914—1918 wurden ihre Grundlagen gelegt. Mit unerhörter Energie hat Rußland alles ausgerottet, was an das kapitalistische Zeitalter erinnert hatte. Es hat den ungeheuren Versuch gewagt, die Wirtschaftsführung restlos ein- und auszurichten. Ohne Gold. Ohne Gütertausch — —

Mein Blick wandert westwärts. Ich sehe die junge deutsche, die junge italienische Gemeinschaftswirtschaft. Sie sind beide von der russischen außerordentlich verschieden, doch sind sie beide unverkennbar auf restloses Ausrichten der kämpfenden Köpfe eingestellt. Sie haben beide den Kapitalismus verworfen, den Schwindler Gold entlarvt, die allgemeine Arbeitspflicht eingeführt und die kurzsichtige Selbstsucht niedergedrückt.

Ich sehe noch weiter im Westen Frankreich und England, die ihren ehemaligen Beherrscher, das Gold, hinter Schloß und Riegel gesetzt haben, doch immer noch den kapitalistischen Träumen nachhängen. Frankreich hat jedoch bereits schwere innere Kämpfe, die den Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern der Privat- und den Verkündern der Staatswirtschaft galten, hinter sich. Es schwankt um die Grenze zweier Wirtschaftssysteme herum.

England und Amerika sind noch dem Kapitalismus ergeben. Von Osten nach Westen gibt es also über die ganze nordeurasisch-nordamerikanische Tiefebene ein Wirtschaftsgefälle, das allmählich aus der schärfsten Staatswirtschaft in die schärfste Privatwirtschaft hinüberführt. Dieses Gefälle erzeugt Spannungen. Sind es diese Spannungen, die die jetzt tobende Entladung ausgelöst haben?

Es ist nicht das erstmal, daß es in der nordeurasisch-nordamerikanischen Tiefebene ein Wirtschaftsgefälle gibt. Es ist noch nicht hundert Jahre her, daß in Nordamerika der zügelloseste Hochkapitalismus seine furchtbaren Orgien feiern konnte, während in England manche Auswüchse dieser Wirtschaftsform schon gedämpft waren. Damals fing der wirkliche Kapitalismus in seiner Hochform erst an, in Deutschland einzuziehen. Rußland hat der Hochkapitalismus kaum jemals erreicht.

Es gab also gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts ein starkes Wirtschaftsgefälle von Nordamerika nach Rußland hinunter, das aus dem schärfsten kapitalistischen in ein noch sehr rückständiges Feudalsystem hinüberführte. Auch damals gab es Spannungen. Haben sie sich im Schicksalsjahre 1914 endlich entladen, nachdem sie durch ein Jahrzehnt bereits zuzuschlagen gedroht hatten?

Ja, ja! Es hat ungeheure Schwingungen in diesem großen Menschheitsbehälter gegeben, der sich von Wladiwostok im Osten bis London hinzieht und drüben, in Nordamerika, seine Fortsetzung findet. Vor zwei Jahrtausenden ausgelöst, konnten diese Schwingungen nicht zur Ruhe kommen. Seit sie den

Atlantischen Ozean durchstoßen haben, sind sie sehr, sehr verwickelt geworden. Wir dürfen uns nicht täuschen lassen, wenn wir sie immer wieder anders erleben: einmal als Völkerwanderung, dann als Eroberungszug nach Osten und Rückwanderung, später als Kulturgefälle von Westen nach Osten, sodann als abermalige Völkerwanderung nach Amerika hinüber. Wir erleben diese Schwingungen erst in einem schwerfälligen Hin und Her, später, nach dem Eingreifen der nordamerikanischen Zusatzschwingung, in verhältnismäßig lebhaftem Auf und Ab der Wirtschaftsformen.

Die nordeurasische Menschheitsbühne ist nicht leer, ist nicht restlos abgeräumt und hoffnungslos verwüstet. Nur den europäischen Westen vor den Augen, haben wir nicht bemerkt, daß neue Kulissen bereits den ganzen Osten der Bühne bedecken. Wir haben nicht einmal bemerkt, daß wir in Mitteleuropa ganz neuartige Kulissen aufgestellt haben, und daß eigentlich nur noch der Westen das alte Gerümpel flickt, ausbessert, stützt und verdrossen aufrichtet, wenn es umzufallen im Begriff ist.

Erst wenn man das ganze gewaltige neue Bild Nordeuropas betrachtet, entdeckt man, daß die Abkehr vom kapitalistischen Wirtschaftssystem schon vor hundert Jahren unmerklich begonnen hat. Was war denn der Sozialismus in seinen frühen Anfängen, wenn nicht das Gegengift, das sich dem vom Hochkapitalismus vergifteten Menschheitskörper zu bilden begann? Was bedeuteten die verhältnismäßig frühen Verstaatlichungsbestrebungen, die vor allem bei den großen Verkehrseinrichtungen, im Eisenbahnwesen, bei der Post Erfolg hatten, wenn nicht die ersten Anfänge der Staatswirtschaft.

Selbst das am Hergebrachten so hartnäckig festhaltende England fing gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts an, leise vom Hochkapitalismus abzurücken. In seinem großartigen Roman „Forsythe-Saga“ beschreibt Galsworthy meisterhaft dieses unmerkliche Abgleiten in eine neue Zeit.

Ließ sich das hochkapitalistische England nicht vor einigen Jahren eine Regierung gefallen, die wenigstens dem Namen nach eine Arbeiterregierung war? Hat es nicht, ebenso wie

Amerika, schwere Erbschaftssteuern einführen müssen? Gab es in Frankreich nicht kurz vor dem jetzigen Kriege eine sehr staatswirtschaftlich gesinnte Regierung?

Zeichen der Zeit, der neuen Zeit? Gibt es einen einwandfreieren Beweis, daß die Staatswirtschaftsidee unaufhaltsam fortschreitet, als die gewaltigen Eingriffe, die manche Staaten bereits vor dem jetzigen Kriege vorgenommen haben, zu denen sich aber unter den Wirkungen des jetzigen Krieges sämtliche Staaten der Erde — sie mochten wollen oder nicht — haben entschließen müssen? Nicht allen Regierungen gelang es, durchzugreifen. Ist es ein Wunder, daß das gerade diejenigen sind, die den vertriebenen und geschlagenen Herrscher des kapitalistischen Zeitalters anbeten, das Gold?

Der Übergang aus der kurzsichtigen, in ungezählte selbstsüchtige Einzelhandlungen zersplitterten und deshalb dem Zufall überantworteten, in die restlos ausgerichtete Gemeinschafts-, in die Staatswirtschaft, ist da, die neue Zeit hat bereits begonnen. Sie zieht ja wie eine Riesenwolke von Osten nach Westen. Daß sie gerade jetzt ein Gewitter entfesselt hat, darf uns nicht irreführen, auch nicht verzagt machen. Die Menschheit scheint ja doch einen Ausweg aus ihren Nöten gefunden zu haben. Es ist kein Zufall, daß sich dieser Ausweg gerade unmittelbar nach dem Weltkrieg 1914—1918 geöffnet hat.

Es ist eine harte Zeit, die da heraufzieht, und wir spüren ihr scharfes Rauschen in allen Gliedern. Sie scheint uns irgend etwas wegnehmen zu wollen, was uns lieb und teuer war, etwas, das uns das Leben schön, friedlich, idyllisch hat erscheinen lassen. Viele erwarten nichts Angenehmes, nichts Wünschenswertes von ihr. Deshalb trauern sie leise der alten Zeit nach, die verschwunden ist.

Erleben wir den Einbruch der neuen Zeit nicht fast so wie einen Kriegsausbruch? Ja, ungefähr so. Warum? Ist der große Menschheitskrieg nicht schon vor undenklichen Zeiten ausgebrochen? Gewiß. Doch die Menschheit hat nicht gewußt, daß sie Krieg

führt, indem sie lebt. Erst der Einbruch der neuen Zeit hat ihr die Gewißheit zum Bewußtsein gebracht, daß sie im Krieg steht. Jetzt erst ist deshalb dieser Lebenskrieg für sie wirklich ausgebrochen. Die ungeheuren begangenen Fehler haben ihn hart und deshalb klarer erkennbar werden lassen. Deshalb greifen wir erst jetzt alle bewußt nach den Waffen.

Es ist die allgemeine Mobilisierung, die wir in unseren harten Tagen erleben, die Erhebung der Massen, ausgelöst durch die Gewißheit, daß der große Feind vor der Tür steht. Jede Mobilisierung ist hart. Sie reißt den aufgebotenen Kämpfer aus seiner Alltagsruhe, aus seiner bis dahin eintönig dahinfließenden Tätigkeit, aus der erworbenen Sicherheit und Behaglichkeit. Sie zwingt ihm das Sichunterordnen, das Gehorchen, das Begraben seiner selbstsüchtigen Wünsche auf und treibt ihn ins Ungewisse, vielleicht in den Tod.

Die neue Zeit bringt uns die allgemeine Arbeitspflicht. Das ist ihre allgemeine Wehrpflicht. Es gibt keine restlos ausgerichtete Staatswirtschaft ohne restlose Arbeitspflicht, wie es keine totale, restlose Kriegführung der miteinander ringenden Staaten ohne allgemeine Wehr- und Kriegsdienstplicht gibt.

In den guten, alten Zeiten hat es Berufsheere gegeben, deren Angehörige angeworben werden mußten. Es hat die Möglichkeit gegeben, einen anderen als Stellvertreter in den Krieg zu schicken. Es hat auch Arbeiter aller Art gegeben, die angeworben wurden, und neben ihnen Nutznießer fremder Arbeit. Dies alles ist vorbei.

Es ist hart, Vorrechten entsagen zu müssen, hart, selbst anzupacken, statt fremde Hände für sich schufteln zu lassen. Es ist für viele sehr unangenehm, gewohnten Übervorteilungserfolgen entsagen zu müssen, ehrlich zu kämpfen, statt fremde Kampferfolge zu erschleichen. Doch es muß sein.

Wenn die Gemeinschaft auf den unmittelbaren Gütertausch verzichten muß, um seine ungeheuren Gefahren endlich loszuwerden, wenn sie daran geht, alle Beutestücke der Einzellebenskämpfe zu ihrer Gesamtbeute zusammenzufassen, um aus ihrem Ertrag in ehrlicher Güterverteilung ihr Wirtschaftsheer zu ver-

sorgen und auszurüsten, kann es nur noch den einen Grundsatz geben: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Die in ihrer vollen Schärfe hingestellten Leitsätze der restlos ausgerichteten Wirtschaftsführung sind allerdings geeignet, Menschen, die gewohnt sind, viel zu genießen und wenig zu arbeiten, in furchtbare Unruhe zu versetzen. Selbst der Hinweis, daß es keine unmittelbaren Übergänge aus der alten in die neue Wirtschaftsform geben kann, daß nur ein bedächtiges Hingleiten zum neuen Ziel führt, ist für sie ein magerer Trost.

Andererseits ist dieser allmähliche Übergang aus einem wirren in ein ausgerichtetes Gemeinschaftsleben für die unzähligen Stiefkinder der alten Zeit eine schier unerträgliche Geduldsprobe. Deshalb hören wir alle, die Verwöhnten und die Gepeinigten, angstvoll dem Rauschen der neuen Zeit zu und sind sehr unruhig.

Deshalb gibt es endlose Auseinandersetzungen über das Wesen des jetzt hereinbrausenden Menschheitsgeschehens, deshalb gibt es häßliche Verdächtigungen und Entstellungen der wirklichen Begebenheiten, deshalb aber auch ungeheuren Kriegslärm.

Die Verteidiger der angeblichen Vorzüge der alten Zeit wollen natürlich nicht zugeben, daß sie die vom Schicksal verwöhnten Erdenbürger sind und deshalb von der heranrückenden Staatswirtschaft nur Nachteile und Einbußen erwarten können. Sie verschanzen sich deshalb hinter der Behauptung, die Selbstsucht sei die einzige treibende Kraft der Wirtschaft, ohne sie müsse die Wirtschaft jämmerlich verfallen.

Andererseits wollen manche Verkünder der neuen Wirtschaftslehre, manche Befürworter der restlos ausgerichteten Staatswirtschaft, ebenfalls nicht eingestehen, daß sie nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben. Sie geißeln deshalb, und mit Recht, die Ungerechtigkeiten des hochkapitalistischen Zeitalters und betonen vor allem, die ausgerichtete Staatswirtschaft könne und müsse eine Planwirtschaft sein. Sie versprechen sich von der Planwirtschaft die Beseitigung der ärgsten Geißel der früheren Wirtschaftsform, der Arbeitslosigkeit.

Es wäre ungerecht behaupten zu wollen, daß alle Verteidiger des Kapitalismus reich, wohlhabend, versorgt, und alle Kämpfer für die Staatswirtschaft arm, notleidend seien. Es gibt, Gott sei Dank, immer noch Köpfe, die ihre Gedanken frei entfalten können, die keine Selbstsucht kennen und mit reiner Begeisterung den großen Menschheitsproblemen dienen. Diesen Köpfen ist die Gegenüberstellung der Selbstsucht als treibender Kraft der Wirtschaft einerseits und der Wirtschaftsplanung als Heilmittel gegen die Arbeitslosigkeit andererseits ein wichtiges Problem.

Kann man jedoch diesem Problem in aller Ruhe gegenübertreten, wenn im Sturm der unheimlichen Übergangszeit, die wir jetzt erleben, Schlagworte, aus beiden Lagern herausgeschrien, alles übertönen, auf Millionen und aber Millionen loshämmern und den Haß hoch aufspritzen lassen, Schlagworte, die wirklich schlagen und auch dem beschränktesten Kopf eine tiefe Einsicht vorgaukeln?

Das furchtbarste Schlagwort unserer unruhigen Zeit ist doch das von der bedrohten Freiheit. Es bohrt sich uns allen ins Herz. Wir verstehen es nicht, obwohl wir glauben, daß wir es klar und eindeutig verstehen. Wir fühlen es. Es läßt in unserem Unterbewußtsein, in unserer Seele, Saiten erklingen, denen wir ergeben lauschen. Wir wissen, daß es ein starkes Freiheitsgefälle, von Westen nach Osten herabführend, in der unermesslichen nord-amerikanisch-nordeurasischen Tiefebene gibt, und senken ergriffen unsere Köpfe, die aus der entgegengesetzten Richtung die neue Zeit heranbrausen sehen. Wir sind eben Erben uralter Gedanken, und die toten Vorfahren in uns sind es, die das schreckliche Schlagwort von der bedrohten Freiheit wirklich verstehen.

Doch ich reiße mich von den in mir schlummernden toten Ahnen los, unterdrücke die Gefühle und lasse meine befreiten Gedanken aufsteigen. Ich sehe wieder die Kopfmannigfaltigkeit, in die der Zufall den in sein Reich eindringenden Verstand zerschlagen hat, um mit ihr seine wirren Tänze in altgewohnter Weise auf-

führen zu können. Ich durchschaue den Kriegsplan des grimmi- gen Weltallbeherrschers. Er fürchtet sich vor der ausgerichteten Kopfmannigfaltigkeit. Er will sie zügellos, zuchtlos haben. Er will jeden Kopf ungebunden, frei haben. Er haßt Pläne, Kamerad- schaften, selbstloses Zusammenwirken. Er ist es, der da herüber- schreit, um alle ruhigen Überlegungen zu stören, um alle ehr- lichen Auseinandersetzungen unmöglich zu machen. Die Freiheit ist bedroht? Jawohl! Der Zufall, unser großer Gegner, ist schwer bedroht. Bedroht von der neuen Zeit, die mit zusammen- gebissenen Zähnen bereit ist, der süßen Freiheit zu entsagen, um den großen Sieg erringen zu können.

Es ist wahr, daß der Eigennutz, daß die kurzsichtige Selbstsucht die treibende Kraft des abgelaufenen hochkapitalistischen Zeit- alters war, und die Ermahnung, es sei sehr gefährlich, die Wirt- schaft ihrer treibenden Kraft zu berauben, verdient sehr ernst genommen zu werden.

Wir kannten schon in der hochkapitalistischen Zeit Wirtschafts- gebilde, denen der Eigennutz als treibende Kraft gefehlt hat. Nach dem Weltkrieg 1914—1918 mehrten sich die öffentlichen Unternehmen, als ob sich die Wirtschaft hätte beeilen wollen, der kommenden Form entgegenzutreiben. Wir müssen zugeben, daß diese Wirtschaftsgebilde zuweilen unverkennbar unbeholfen und wenig erfolgreich waren.

Man darf indessen keine voreiligen Schlüsse ziehen. Es hat schon im reifenden neunzehnten Jahrhundert gewaltige Wirtschafts- gebilde gegeben, die sich außerordentlich bewährt haben, ob- wohl sie Staatsunternehmen waren und deshalb von keinem Eigennutz getrieben wurden, zum Beispiel die Eisenbahngesell- schaften.

Die Eisenbahnverwaltung darf sich nicht der Gewinnsucht er- geben. Ihre Aufgabe ist es vor allem, die Sicherheit des Verkehrs im Auge zu behalten und die Güterbewegungen zu erleichtern. Deshalb darf sie nicht selbstsüchtigen Händen ausgeliefert werden.

Dasselbe gilt von manchen Schiffahrtsgesellschaften, von der Post, vom Telegraphen, vom Fernsprecher, kurz, von vielen dem Verkehr dienenden Wirtschaftsgebilden. In der Tat gelang es solchen Gebilden verhältnismäßig früh, dem hochkapitalistischen Zugriff zu entgleiten. Die angeblich unentbehrliche treibende Kraft der von der Selbstsucht gepeitschten Unternehmungslust wurde ihnen mit unleugbarem Erfolg entzogen.

Doch wir sehen außerdem, wenn wir nicht blind sind oder sein wollen, daß sich das Gemeinwohl in der Wirtschaft schon lange immer mehr und mehr durchsetzt, daß es keineswegs bei den Verkehrseinrichtungen stehen bleibt, sondern auch andere sehr wichtige Wirtschaftsgebiete mit Erfolg besetzt, obwohl die Kopfmannigfaltigkeiten immer noch glauben, die wirtschaftliche Freiheit sei ein unersetzliches Gut.

So war die seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ungestüm in die Wirtschaft vordringende Elektrotechnik nur in ihren ersten Anfängen ein Tummelplatz für raubgierige und gewinnsüchtige Hochkapitalisten. Früh fangen jedoch große Gemeinden an, ihre Elektrizitätswerke selbst zu bauen und zu betreiben. Nach dem Weltkrieg 1914—1918 greifen große Staaten entschlossen nach dem Energieversorgungsproblem. Heute sind wir schon so weit, daß wir es uns nicht mehr vorstellen können, die lebenswichtige elektrische Energie könnte ein Ausbeutungsmittel bleiben oder gar werden. Wir vermissen im gewaltigen Stromversorgungsproblem die angeblich unentbehrliche treibende Kraft des Hochkapitalismus in keiner Weise.

Es ist kein Zweifel: Wir gleiten schon lange aus der zügellosen, selbstsüchtigen hochkapitalistischen Wirtschaftsform in die ausgerichtete, auf das Gemeinwohl eingestellte Gemeinschaftswirtschaft, in die Staatswirtschaft der heranrückenden neuen Zeit.

Sprünge in diesem Hingleiten, das wir gar nicht spürten und deshalb lange nicht beachtet haben, schrecken uns jetzt auf. Wir erleben sie als gefährliche Umwälzungen und haben Angst vor ihnen. Wir erleben jetzt zuweilen auch stürmische Rückschläge. Die Nutznießer der früheren Wirtschaftsform fühlen selbstverständlich, daß ihnen das Heft langsam entgleitet. Deswegen

schlagen sie von Zeit zu Zeit Lärm und versuchen, das Rad der Zeit gewaltsam zurückzudrehen.

Nüchtern das großartige Geschehen betrachtend, finden wir leicht eine sehr einfache Lösung für die scheinbar so schicksalsschwere Frage, ob man auch ohne die selbstsüchtige Unternehmungslust erfolgreich wirtschaften könne: Hochkapitalistische, das heißt, eigennützige Ziele kann man ohne Selbstsucht, ohne Erwerbgiel gewiß nicht gut erreichen. Das Gemeinwohl jedoch kann man unzweifelhaft nur dann fördern, wenn man den Vorteil des einzelnen dem Vorteil der Gesamtheit unterstellt.

Es ist also eine falsch gestellte Frage, die da unzählige nicht aufgeklärte Köpfe beunruhigt. Jede Wirtschaftsform braucht ihre eigene treibende Kraft. Wenn man somit fragt, ob die Wirtschaft ohne eine bestimmte treibende Kraft gedeihen könne, so muß zurückgefragt werden: welche Wirtschaft? Die restlos ausgerichtete Staatswirtschaft, zum Beispiel, muß zweifellos die Gewinnsucht des einzelnen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln niederhalten und nach und nach ausrotten.

Die zeitgenössische Kriegführung duldet in den Reihen der kämpfenden Soldaten keine eigennützige Eroberungssucht. Sie fragt den Mann in Reih und Glied nicht, ob er in der ihr passend erscheinenden Richtung marschieren will oder nicht, ob er schießen will, ob er den Dienst bei dieser oder jener Waffe vorzieht, ob er in diesen oder jenen Frontabschnitt einrücken will. Sie kümmert sich nicht um die erreichbaren Vorteile des einzelnen, weil sie nur den Gesamtvorteil, den Sieg, im Auge behalten muß.

Es kommt uns nicht in den Sinn, zu behaupten, es sei ein Mangel, daß der Führung unserer Kriege die von der Selbstsucht gepeitschte Unternehmungslust des einzelnen fehlt. Im Gegenteil. Wir wissen nur zu gut, daß Zucht und Ordnung die Riesenheere, die die Großstaaten gegeneinander aufbieten, allein schlagfertig machen. Wir wissen, daß die Kriegspläne nicht einem Durcheinander ungezählter Einzelplänchen weichen dürfen.

Das Kriegsrecht unserer unruhigen Zeit ist hart und duldet keinen Verstoß gegen die gemeinsame, sorgfältig ausgerichtete

Kampfbewegung. Daß die Staatswirtschaft, als geordneter Krieg einer großen Kopfmannigfaltigkeit gegen den äußeren Menschheitsfeind, auch sein hartes Kriegerrecht braucht, ist klar. Die Härte dieses heranrückenden Rechtes ist es, die wir in unserer Kurzsichtigkeit fürchten. Ihr verdankt das gewaltige Geschrei von der schwer bedrohten persönlichen Freiheit einen großen Teil seiner Erfolge.

Daß das Kriegerrecht der von uns erlebten Kriege sehr erfolgreich war und ist, können wir nicht leugnen. Daß das allmählich sich entwickelnde Staatswirtschaftsrecht zufriedenstellende Erfolge haben wird, daß es also mit der kurzsichtigen Selbstsucht des einzelnen nach und nach aufräumen wird, dürfen wir mit Recht erwarten.

Der Weltkrieg 1914—1918 war eine schreckliche Heimsuchung der nordeurasisch-nordamerikanischen Menschengemeinschaft. Der jetzige Krieg ist es gewiß nicht minder. Doch beide Kriege waren unzweifelhaft gewaltige Lehrmeister. Sie haben uns ja gezeigt, wie man die restlos ausgerichtete negative Staatswirtschaft mit vollem Erfolg aufbauen kann. Wir haben nur noch nötig, das Vorzeichen zu wechseln. Ob wir dies langsam oder schnell tun, hängt von uns und von den Umständen ab. Je rascher wir uns umstellen, um so rascher werden wir aus der Not der Zeit herauschwimmen, um so stärker werden wir allerdings auch den Strom der dahinbrausenden Übergangszeit in allen Gliedern spüren.

Die hochkapitalistische Wirtschaftsmaschine ist eine wundervoll aufgebaute Riesenschaukel, deren Räder und Rädchen, Federn und Gewichte, Geschwindigkeitsregler und Bremsen, Schutz-einrichtungen und Steuer mit unerhörter Empfindlichkeit ineinander greifen. Ich vertiefe mich immer wieder gern in die Geheimnisse dieses Mechanismus und kann ihm meine Bewunderung nie versagen. Doch ich finde immer wieder: Diese Wirtschaftsmaschine ist durchaus selbsttätig, sie steuert sich selbst, regelt selbst ihren Gang, bremst und beschleunigt sich, ohne von

außen beeinflusst zu werden. Sie strebt keinem Ziel zu. Wie jedes sich selbst überlassene Weltallgebilde, ist auch die hochkapitalistische Wirtschaftsmaschine verurteilt, zu schwingen, nachdem sie einmal in den Gang gesetzt wurde.

Das Spiel ist bekannt: Lebensgüterknappheit erzeugt hohe Preise. Der Eigennutz der Unternehmungslustigen entdeckt sie und stürzt sich auf die Erzeugung. Um dem Gütermangel abzuweichen? O nein. Um aus den hohen Warenpreisen Gewinne, Übervorteilungsbeute, zu ziehen. Die Arbeit kommt in Gang. Mehr und mehr Arbeiter, mehr und mehr Motore werden eingesetzt. Die Wirtschaft belebt sich, die vermehrten Löhne vergrößern die Kaufkraft, der Warenmangel läßt deshalb nur zögernd nach.

Die Gütererzeugungsanlagen werden vergrößert, der Geldbedarf der Unternehmer steigt. Die Banken helfen mit Darlehn. Immer schneller drehen sich die Räder, immer hochmütiger wird das erfolgreiche Goldgeld, immer mehr fleißige Hände bekommen Arbeit. Die Dampfmaschinen keuchen, die Schloten rauchen, die Eisenbahnen schleppen, die Goldstücke rollen, die kleinen Leute essen und sind zufrieden.

Niemand denkt im Arbeitstaumel an den wirklichen Güterbedarf. Alle Köpfe sehen nur das lockende, gleißende Gold. Die Börsen fiebern. Die satten Arbeiter werden allmählich übermütig. Inzwischen schwindet der Rückhalt des gewaltigen Schaukelausschlages: Die Preise beginnen zu fallen, das Warenangebot wird allmählich zu groß. Der große Geschwindigkeitsregler, die Bank, greift sachte ein: Der Wechselzinsfuß beginnt zu steigen.

Die Ernüchterung stellt sich schließlich ein: Die Gewinnaussichten verschwinden. Man sieht ein, daß man über das Ziel hinausgeschossen ist. Jede Schaukel, jedes Pendel schießt über das Ziel hinaus. Man bremst, legt Maschinen still, beginnt Arbeiter zu entlassen. Die Kaufkraft sinkt, die Preise fallen stärker und stärker. Immer langsamer drehen sich die Räder, immer träger fließt die Arbeit. Die Krise bricht aus, mit ihr die Arbeitslosigkeit. Sie drosselt die Gütererzeugung stärker und

stärker. Bis sich schließlich wieder Warenmangel einstellt und das alte Spiel abermals beginnen kann.

Großartig ist dieses unaufhörliche Auf und Nieder, dieses Schwingen, dieses Pendeln. Der Physiker versteht es gut. Es ist ihm vertraut: Die meisten Weltallvorgänge sind Schwingungen. Die leblosen Weltallgebilde sind offenbar fast alle so eingerichtet wie die hochkapitalistische Wirtschaftsschaukel. Aber eigentlich ist es diese Schaukel, die ein lebloses Weltallgebilde ist: Die Menschheit hat sich eben zu einer wirren Kopfmannigfaltigkeit herunterdrücken lassen, als sie die hochkapitalistische Schaukel bestiegen hat.

Jedes Pendel ist ein lebloses Weltallgebilde. Hochgehoben, ruht es, solange man es festhält. Doch wenn man es losläßt, sich selbst überläßt, erliegt es der Schwerkraft, der treibenden Kraft seiner Schwingungsspiele. Dieser Kraft ausgeliefert, beginnt es zu fallen, beschleunigt sich dabei, läuft schneller und schneller, erreicht in seiner tiefsten Stellung, in der es eigentlich stehenbleiben sollte, die größte Wucht, schießt deshalb über sein Ziel hinaus, steigt auf der anderen Seite, erst schnell, dann langsamer und langsamer, erreicht schließlich, erschöpft, das Ende seines Ausschlags, um umkehrend wieder zurückzufallen und in umgekehrter Richtung den zweiten Ausschlag zu unternehmen.

Das Hin- und Herschwingen des Pendels kann sehr lange dauern. Es wird indessen schwächer und schwächer, wenn keine Stöße von außen eingreifen. Die Schwingungsdauer bleibt, während die Ausschläge kürzer und kürzer werden. Langsam nähert sich das Pendel seiner Ruhelage, die es bei jedem Ausschlage weniger verfehlt und deshalb immer enger umtanzt.

Ist die kapitalistische Wirtschaftsschaukel auch ein Pendel? Offenbar. Von dem die Menschheit quälenden Hunger emporgehoben und im Freiheitstaumel der großen französischen Revolution losgelassen, erlag sie der kurzsichtigen Selbstsucht, der Goldgier, der eigennützigen Unternehmungslust, die das Schwerkraftfeld entstehen ließ, in dem das Pendeln starten konnte. Die Wucht des Erwerbseifers ließ die Wirtschaftsschaukel immer wieder über die angestrebte Ruhelage hinausschießen, sie war es,

die sodann, allmählich dahinschwindend, den Hunger langsam wieder erstarken ließ. Die Hochlagen der Wirtschaftsschaukel entsprechen den Höhepunkten der Krisen, die Tieflagen den jeweiligen Höchstpunkten der sogenannten Konjunkturen.

Wäre es nicht wundervoll gewesen, das kapitalistische Wirtschaftspendel ausschlagen zu lassen, damit es seine Tiefstlage, die doch den Wohlstand bedeutet, endgültig eroberte? Wäre das nicht das ersehnte Ende der quälenden Krisen und ihrer Leiden? Warum hat man es nicht getan?

Das Schwerkraftfeld des kapitalistischen Wirtschaftspendels wurde vom Glauben an das Gold erzeugt. Genau so, wie die Erde jedes Stoffteilchen des leblosen Pendels an sich zieht und ihm Schwere verleiht, zieht das gleißende Gold jedes Menschenteilchen an und gibt ihm Unternehmungslust. Verschwindet einmal der Goldglaube, so verschwindet auch das Kraftfeld der Wirtschaftsschaukel.

Zöge man dem leblosen Pendel im Augenblicke seiner Höchstlage die es beherrschende Erdmasse weg, so würde es tot liegenbleiben, seine Fähigkeit, Schwingungen auszuführen, wäre erschlagen. Nun, man hat im Jahre 1931 der Wirtschaftsschaukel den Glauben an die Goldkraft entzogen. Deshalb ist sie tot liegengeblieben.

Sie war übrigens immer von außen kommenden Stößen ausgesetzt und breitet deshalb ziemlich verwickelte Schwingungsvorgänge vor dem zurückschauenden Beobachter aus. Doch immer zeigte sie bei Krisenausbrüchen stark geschwächten Goldglauben; jede Krise des hochkapitalistischen Zeitalters jagt bei ihrem Auftreten allgemeines Mißtrauen durch die Menschenwelt. In den Höchstlagen des Pendels hat eben die treibende Schwerkraft scheinbar keine Macht.

Im Jahre 1847 bricht die erste gründlich beobachtete Krise in England aus, überschreitet den Atlantischen Ozean und erreicht im Osten Frankfurt. Weiter reichte damals das hochkapitalistische Reich noch nicht. Die Wirtschaft erstarrt vorübergehend, wird langsam wieder lebendig und erreicht in einigen Jahren ihre neue größte Wucht.

Im Jahre 1857 kracht es in Frankreich. Der Crédit Mobilier löst die Mißtrauenswelle aus. Amerika folgt Frankreich mit Zusammenbrüchen seiner Banken. Auch England erliegt dem Schlag. Der ganze europäische Westen keucht unter der Last seiner Wirtschaftsschwierigkeiten.

Im Jahre 1866 entsteht im Londoner Geschäftsviertel große Unruhe. Außerdem bekommt die Wirtschaft schwere Stöße von außen. Kriege verwüsten Mittel- und Westeuropa. Wien erlebt im Jahre 1873 seinen „schwarzen Tag“. Die gestörte Wirtschaftsschaukel kommt nur langsam wieder in ihr ruhiges Schwingen hinein.

Die nächste Krise trifft zunächst wieder Frankreich. Der sogenannte Bontout-Schwindel löst sie im Jahre 1882 aus. Der Zusammenbruch des „Crédit Mobilier“ und der „Union Générale“ ist fürchterlich. Eine gewaltige Mißtrauenswolke bedeckt den hochkapitalistischen Himmel.

Elf Jahre später brechen die großen amerikanischen Eisenbahngesellschaften zusammen. Die Krise des Jahres 1893 breitet sich wieder rasch aus. Sie scheint hier diese, dort jene Wurzel zu haben, in Wirklichkeit ist sie eine Erscheinung, die irgendwie wiederkehren muß.

Sie kehrt in der Tat im Jahre 1902 wieder. Wie gewöhnlich flaut sie langsam wieder ab. Vier Jahre später ist sie vollständig überwunden. Man erwartet natürlich die Konjunktur in der Mitte zwischen zwei Krisenausbrüchen. Man erwartet auch schon die nächste Krise irgendwo um das Jahr 1912 herum — — —

Hinauf, herunter. Alle zehn Jahre einmal. Schon im reifenden neunzehnten Jahrhundert entdeckt der englische Wirtschaftstheoretiker Jevons das Schwingen der Wirtschaft. Er war leider kein Physiker. Er dachte, Erklärungen suchend, nur an den Einfluß der Mißernten und schob die Schuld an den Krisenausbrüchen der Sonne zu. Die Sonnenflecken, die sich etwa alle zehn Jahre zusammenballen, seien die Verursacher der folgenschweren Mißernten, meinte er.

Um das Jahr 1912 herum schleicht tatsächlich wieder eine dumpfe Krise durch die hochkapitalistische Welt. Gleichzeitig bemerkt man indessen tief unten auf dem Balkan starkes Wetterleuchten. Schwere, gewitterschwangere Wolken ziehen herauf. Ende Juni 1914 schlägt der erste Blitz ein. Gleich darauf bricht das große Gewitter aus.

Der volle vier Jahre dauernde Sturm zerbricht die Wirtschaftsschaukel. Er reißt sie aus ihren Lagern, fegt ihr Kraftfeld hinweg. Die entsetzte Menschheit liegt blutend am Boden. Sie zittert, sie versteckt sich, wartet. Endlich verzieht sich das Gewitter. Es hinterläßt furchtbaren Hunger.

Verstört hängt die erschöpfte Menschheit die zerbrochene Schaukel wieder auf, bessert sie notdürftig aus und versetzt ihr einen kräftigen Stoß. Sie will weiterschaukeln. Doch es geht nicht recht. Es geht nicht mehr. Die treibende Kraft ist wohl noch da, doch sie schwindet dahin. Im Jahre 1931 bleibt die Schaukel stecken. Krise? Höchstlage des Pendels?

Man lächelt zunächst überlegen. Die Bewegung wird schon wiederkommen! Die Schaukel kann doch nicht in ihrer Höchstlage liegenbleiben. Die Wucht wird sicherlich wieder erwachen! In fünf Jahren muß eine neue Konjunktur ihre Höhe erreicht haben!

Die Schaukel rührt sich nicht. Die Not steigt. Die Arbeitslosigkeit wird drückender und drückender. Gleichzeitig fallen jedoch die Preise ins Bodenlose. Sie rauben allmählich jede Hoffnung. Schließlich gibt es in der nordeurasisch-nordamerikanischen Welt nur noch unabsehbare Arbeitslosenheere und fast vollständig entwertete Gütervorräte. Das hatte es noch nie gegeben!

Das Spiel ist aus. Die treibende Kraft des hochkapitalistischen Zeitalters hat diesmal vollständig versagt. Das Gold gibt keine Arbeit mehr. Die selbstsüchtige Unternehmungslust ist gelähmt. Nie hat sie sich um den Lebensgüterbedarf gekümmert, sondern nur die im Gütertausch erreichbaren Goldgeldgewinne vor Augen gehabt. Jetzt, in der höchsten Not der leidenden Menschheit, sieht sie nur erschreckend niedrige Waren-

preise und rührt sich deshalb nicht. Ob die Menschheit leben kann, fragt sie nicht.

Genügt dieses erschreckend wahre und deshalb entsetzlich überzeugende Bild nicht auch dem kurzichtigsten Kopf? Arbeiten wir, um Lebensgüter zu erkämpfen, die wir haben müssen, oder um Übervorteilungen im Tausch der erkämpften Güter zu ermöglichen? Ist der Brot- oder der Goldhunger die richtige Lebenskraft?

Sollen wir den geldgierigen Unternehmer entscheiden lassen, ob und was gearbeitet werden soll, oder die gewissenhafte Feststellung, daß dies und jenes, in dieser oder jener Menge gebraucht wird? Ist es wirklich notwendig, immer wieder die Gütererzeugung zu drosseln und breite Menschheitsschichten hungern zu lassen, nur um mit dem erzwungenen Gütermangel hohe Preise und damit Gewinnaussichten zu erreichen?

Es ist doch so ungeheuer einfach: Das, was die Gemeinschaft braucht, ist bekannt. In welchen Mengen die einzelnen Güterarten erzeugt werden müssen, damit niemand darbt und hungert, läßt sich feststellen. Daß die notwendigen Gütermengen erzeugt werden können, ist unzweifelhaft. Sie waren ja selbst in den noch nicht vergessenen irrsinnigen Zeiten da, als ungezählte Millionen untätig dem eigenen Elend zusehen mußten, statt zu arbeiten. Schließlich ist es auch noch sonnenklar, daß eine Menschengemeinschaft um so satter sein kann, je mehr sie arbeitet, je mehr Lebensgüter sie erzeugt.

Die Gemeinschaftswirtschaft muß selbstverständlich Planwirtschaft sein. In Gang gebracht, muß sie spielend die Arbeitslosigkeit der hochkapitalistischen Machenschaften beseitigen können. Sie kümmert sich ja um keine Gütertauschgewinne. Sie hat keinen Sinn für Warenpreise. Sie kann nie zu viel Güter erzeugen. Sie hat deshalb immer Arbeit.

In der Tat zieht im Gefolge der neuen Zeit die Planwirtschaft einher. Rußland trat, ins Geleise der restlos ausgerichteten Staatswirtschaft einlenkend, früh mit dem Fünfjahresplan auf, der sich gewaltige Arbeitsziele setzte. Im Nu war die russische Arbeitslosigkeit beseitigt.

Deutschland und Italien erhoben sich aus dem Elend der zerschlagenen hochkapitalistischen Wirtschaft, befreiten ihre Gemeinschaften aus den Fesseln der überlebten wirtschaftlichen Irrlehre und gingen entschlossen an die Arbeit. Sie fanden sofort Arbeit genug. Sie stellten Wirtschaftspläne auf, die keine Arbeitslosigkeit dulden konnten. Bald hatten sie sogar zu wenig Arbeiter, um alles bewältigen zu können, was ihre Menschengemeinschaften erzeugen wollten.

Die Unternehmungslust des selbstsüchtigen einzelnen soll unersetzlich sein? Warum? Weil sie Wirtschaftsplänchen hervorbringt? Sind denn die ungeheuren Wirtschaftspläne der heraufziehenden Staatswirtschaft keine Pläne? Sind diese Gemeinschaftspläne nicht unvergleichlich wichtiger und segensreicher als die ungezählten Einzelplänchen der Kapitalisten, die gegeneinander arbeiten?

Die auf das Ziel eines Vier-, Fünfjahresplanes ausgerichtete Arbeitsfreudigkeit einer großen Menschengemeinschaft hat eine ganz andere Stoßkraft als die Selbstsucht der geldgierigen Unternehmer. Sie hat keine Veranlassung, zu erlahmen. Die Stoßkraft des Hochkapitalismus dagegen muß immer wieder, sogar in regelmäßigen Zeitabständen, erlahmen, um neuen Nährstoff für die Selbstsucht entstehen zu lassen. Sie ist eben ein Spielball des Zufalls.

Auf der Schwelle der neuen Zeit stehend, schaut man unwillkürlich rückwärts in die entschwindenden Jahrhunderte, über den tollen hochkapitalistischen Zeitabschnitt hinweg, als wollte man Abschied nehmen. Nachdenklich betrachtet man den langen Weg, den die emporstrebende Menschheit zurückgelegt, mit Mühen und Plagen gepflastert, mit Hoffnungen und Enttäuschungen abgesteckt, mit Schweiß und Blut getränkt hat.

War die Menschheit bisher nicht immer dem Kapitalismus ergeben, das heißt, Sklavin der kurzsichtigsten Selbstsucht und deshalb unfähig, Gemeinschaftszielen nachzujagen? Ist die jetzt endlich heranrückende Staatswirtschaft eine Errungenschaft der

allerletzten Jahrzehnte? Ist man noch nie vorher auf die so naheliegenden Vorteile der Planwirtschaft verfallen?

Zweifellos war die Kopfmannigfaltigkeit um so kurzzeitiger, je jünger sie war. Das Römische Reich war in seiner Kaiserzeit voll entsetzlicher Ausbeutungen, Plünderungen und Goldgier. Das erwachende Nordeurasien kannte nur den Raub und die Vergewaltigung als erfolgreiche Betätigungsarten. Man kann dies alles Kapitalismus nennen, wenn man will. Dann allerdings muß man zugeben, daß das Feudalsystem ein auf eine sonderbare Art erstarrter Kapitalismus war.

In der Tat war die Feudalwirtschaft eine ausgerichtete Wirtschaft. Weit entfernt davon, dem Gemeinwohl zu dienen, hatte sie wenigstens das Ziel, das Wohl einer bevorzugten Klasse rücksichtslos zu fördern und deshalb alle Anstrengungen der übrigen Menschengemeinschaft in der gewählten Richtung einzusetzen.

Die Feudalwirtschaft schwang sich sogar zur Staatswirtschaft empor, als es den Königen endlich gelang, mit dem unbotmäßigen Adel fertig zu werden. Als großer Zwingherr der zahlreichen kleinen Zwingherren war der absolute König der beginnenden Neuzeit eine Klasse für sich, und sein Wohl wurde zum Staatswohl.

Eine Wirtschaft, die alle ihre Anstrengungen dem Wohl des einen mächtigen Mannes widmet, ist ausgerichtet, ist Gemeinschaftswirtschaft. Eine zweistufige Feudalwirtschaft: Volk — Adel — König, ist noch immer eine Feudalwirtschaft. Dreistufig, die Könige noch einem Weltkönig unterwerfend, hätte die Feudalwirtschaft sogar eine ausgerichtete Menschheitswirtschaft werden können.

Es hat in der Tat im späten Mittelalter gewaltige Versuche gegeben, das zweistufige Feudalsystem auszubauen: Der Papst wollte lange König der Könige sein oder wenigstens werden. Doch die Könige widersetzten sich. Sie zogen sich dabei Bannflüche zu, verloren deshalb oft den Rückhalt im Volk und hatten kein leichtes Leben. Schließlich siegten sie: Die Reformation war ihre Rettung.

Jede ausgerichtete Staatswirtschaft muß früher oder später einen Wirtschaftsplan finden. Das absolute Königtum der beginnenden Neuzeit verfiel auf einen sehr einfachen Gedanken: Die Staatswirtschaft soll so eingestellt werden, daß sie möglichst viel Gold ins Land zieht. Auf welchen Wegen, ist unwichtig. Alle Wege führen im erstarkten Feudalstaat in die Taschen des Königs.

So entstand die erste Planwirtschaft, sie füllt das Zeitalter des **Merkantilismus**. Ihre treibende Kraft ist die Goldgier. Ihr Hintergrund ist der felsenfeste Goldglaube. Wenn das Gold tatsächlich das wertvollste Lebensgut wäre, hätte der Merkantilismus recht behalten müssen. Der Merkantilismus war offenbar ein Staatenkapitalismus.

Die merkantilistischen Staaten umgeben sich mit undurchdringlichen Wirtschaftsmauern. Sie lassen kein Stäubchen Gold durch ihre Grenzmauern entweichen. Sie locken mit allen möglichen Mitteln Gold ins Land. Sie führen blutige Kriege, um Gold zu erbeuten.

Der merkantilistische Staat fördert fieberhaft jedes Gewerbe, jede Industrie, die dem Ausland fehlende Lebensgüter erzeugt. Für solche Güter kann man doch vom Ausland Gold bekommen. Der goldgierige Staat steuert mit Gewaltmaßregeln die Anstrengungen seiner Untertanen, um sie dem Golderwerb möglichst dienstbar zu machen.

Die Verblendung des merkantilistischen Zeitalters kennt keine Grenzen. Die Goldgier des Staates zeugt furchtbare Vergewaltigungen. Der einfache Bürger sinkt zur Ware, die man für Gold ins Ausland verkaufen kann, herunter. Die Gewinnung wirklicher Lebensgüter wird ganz unwichtig. Die Spanier schrecken vor keiner Greuelthat zurück, als es gilt, dem neuentdeckten Amerika das Gold aus dem Leib zu reißen. Todesstrafen bedrohen jedermann, der den allmächtigen Golddurst des Staates nicht beachten will.

Der Wohlstand, den der wachsende Goldbesitz des Staates unweigerlich bringen muß, kann selbstverständlich nur der Wohlstand des absoluten Königs sein. „Der Staat bin ich“, sagt Lud-

wig der Vierzehnte. Deshalb verfallen die europäischen Höfe des merkantilistischen Zeitalters der zügellosesten Verschwendungssucht. Das Gold muß ja im Lande bleiben und muß außerdem immer wieder in die Taschen des Königs zurückkehren!

Keinem Staat gelang im merkantilistischen Zeitalter eine so ungeheure Goldbeute wie Spanien. Doch was hatte es davon? Schon im Jahre 1594 häufen sich in den Auseinandersetzungen der Cortes Klagen, die Preise hätten sich verfünffacht. Die unveränderten Beamtengehälter mußten deshalb ganz unzulänglich geworden sein. Das Gold verseucht Spanien mit dem furchtbaren Gift der Bestechlichkeit aller Ämter!

Der Goldglaube drosselt in Zeiten starker Goldzuflüsse die ehrliche Arbeit. Spanien hatte Gold im Überfluß. Wozu also die Arbeit? Die Arbeit erzeugt zwar Lebensgüter, doch Spanien strotzt von höchstem Lebensgut. Das Arbeiten ist also entehrend, der Goldbesitz adelt. Der spanische Adel des merkantilistischen Zeitalters will weder lesen noch schreiben lernen. Das Lernen ist Arbeit und deshalb entehrend.

Es gibt jedoch im merkantilistischen Europa zahlreiche Staaten, denen der Weg in die Goldschatzkammern Amerikas versperrt ist. Sie kämpfen mit schwerer Arbeit um das Gold. Deshalb fördern sie die Industrie, deshalb ist ihnen der Geburtenüberschuß, der zusätzliche Arbeiter verspricht, ungemein wichtig.

Ludwig der Vierzehnte erläßt dem Vater von zehn Kindern alle Steuern. Unter seinem Szepter lebt jeder Staatsbürger, der vor seinem zwanzigsten Lebensjahr heiratet, fünf volle Jahre steuerfrei. Friedrich der Große läßt keinen Handwerker ins Ausland reisen, weil er fürchtet, ihn zu verlieren.

Das entschlossene Verfolgen eines falschen Wirtschaftsplans mußte selbstverständlich schließlich in einem furchtbaren Zusammenbruch enden. Die vom merkantilistischen Zeitalter gräßlich mißhandelte Menschheit bäumt sich, am Ende ihrer Kräfte angelangt, auf. Sie erschlägt vor allem den Nutznießer des Wirtschaftsplans: den König. Sodann reißt sie den Plan in Stücke. Sie will von keiner Staatswirtschaft, von keiner Planwirtschaft mehr hören. Sie pflanzt auf den Barrikaden der

großen französischen Revolution die Fahne der ungebundenen, zügellosen Wirtschaft auf, in die sich der Staat nicht einmischen dürfe.

Der wirkliche Schuldige ist der blutrünstigen Revolution, die das Zeitalter des Hochkapitalismus einleitet und das Zeitalter des Merkantilismus beschließt, trotzdem entronnen. Er hat sich sogar zum unbestrittenen Herrscher der freizügigen Wirtschaft emporgeschwungen: das Gold.

An der Schwelle der neuen Zeit stehend und nachdenklich rückwärts schauend, sehen wir, daß wir eigentlich dabei sind, ein Unrecht wieder gutzumachen. Wir wollen die ausgerichtete Staatswirtschaft, in geläuterter Gestalt allerdings, wieder zu Ehren bringen. Wir wollen zur Planwirtschaft zurückkehren, doch diesmal wollen wir keinem falschen Plan mehr nachjagen. Und deshalb werfen wir den Goldgötzen um. Er hat Schaden genug angerichtet.

DAS NEUE GELD

Der bekannte englische Volkswirtschaftler Sir J. Stamp entwirft irgendwo in seinen Schriften ein wunderbares, durch seine Einfachheit verblüffendes Bild des Lebenskampfdurcheinanders einer großen Menschengemeinschaft, zum Beispiel eines Staates. Er fordert uns zunächst auf, uns vorzustellen, diese Gemeinschaft sei gegen die übrige Menschheit vollständig abgeschlossen und somit genötigt, selbständig zu leben. Sodann lädt er uns ein, anzunehmen, daß alle in einem Wirtschaftsjahr erzeugten Lebensgüter und vollbrachten Dienstleistungen in einem einzigen großen Haufen aufgestapelt würden. Wir sähen also in diesem Wirtschaftsjahrhaufen alle Lebensmittel, alle Bekleidungsstücke, alle Bücher, Zeitschriften, Bilder, Musikstücke, alle Schauspiel-, Lichtspiel-, Konzertdarbietungen, alle Ratschläge der Ärzte, Rechtsanwälte, Lehrer, alle Transporte, Neubauten, Umbauten und Ausbesserungen, die das Wirtschaftsjahr hervorbringt, durcheinandergeworfen. Wir müssen uns jedoch, wenn wir Stamp folgen wollen, auch vorstellen, daß jedermann, der einen Beitrag zum Haufen bringt, einen Gutschein ausgestellt bekommt, auf dem der Wert des Beitrages bezeichnet und das Recht vermerkt wird, irgend etwas aus dem Wirtschaftshaufen herauszunehmen, das denselben Wert hat. Wenn nun alles ordentlich abläuft, wenn alle Gutscheine gewissenhaft ausgestellt und im Laufe eines Wirtschaftsjahres restlos eingelöst werden, müssen schließlich die Gutscheine und der Jahreswirtschaftshaufen gleichzeitig verschwinden. Daß dieses große Spiel beliebig wiederholt werden und auch ruhig, gleichmäßig dahinfließen kann, ist klar.

Ist das Stampsche Bild noch wahrheitsgetreu, wenn die es einengende Annahme, die beobachtete Menschengemeinschaft sei

gegen die übrige Menschheit vollkommen abgeschlossen, fallengelassen wird? Gewiß. Wenn das Ausland einen Beitrag zum Jahreswirtschaftshaufen des betrachteten Staates liefert, muß ihm ebenfalls ein Gutschein ausgestellt werden, den es im Haufen verwerten darf. Die Jahreswirtschaftsrechnung geht dann immer noch auf.

Was geschieht nun, wenn die Gutscheine nicht restlos eingelöst werden? Dann bleibt offenbar ein Teil des Haufens übrig. Er ist trotzdem vergeben: Die ihm entsprechenden Gutscheine sind ja noch da. Andererseits kann man dem Jahreswirtschaftshaufen nicht mehr entnehmen als er enthält. Die Rechnung muß also immer aufgehen, es sei denn, daß die Gutscheine unrichtig ausgestellt werden.

Wunderbar, nicht wahr? So einfach ist das Verhältnis des Gesamtgüterverbrauchs zur Gesamtgütererzeugung einer Menschengemeinschaft? Wo stecken denn dann die Gefahren mangelhafter Wirtschaftssysteme, die Vorteile der Planwirtschaft, die Geheimnisse des Geldes und die unheimlichen Kräfte der kurzichtigen menschlichen Selbstsucht?

Gilt das Stampsche Bild für alle denkbaren Wirtschaftssysteme? Wird es dem Durcheinander der hochkapitalistischen Wirtschaft ebenso gerecht wie der Planmäßigkeit einer restlos ein- und ausgerichteten Staatswirtschaft? Zweifellos. Wie der Jahreswirtschaftshaufen entsteht, und wie die Beiträge der Mitwirkenden bewertet werden, ist für das Aufgehen der Jahreswirtschaftsrechnung gleichgültig, solange nur das Recht besteht, den Wert, den man beiträgt, auch zu entnehmen.

Es ist wohl wahr, daß der Jahreswirtschaftshaufen für die kapitalistische Wirtschaft eigentlich nur ein statistischer Begriff ist, während er in der ausgerichteten Staatswirtschaft einen greifbaren Inhalt bekommt. Der Kapitalismus läßt den Haufen überhaupt nicht entstehen, weil er unzählige kleine Jahreswirtschaftshäufchen bildet. Man kommt eben dem Durcheinander nur mit statistischen Begriffen bei: Die hochkapitalistische Wirtschaft ist ein Durcheinander.

Man kommt vom Stampschen Bild nicht los, wenn man einmal anfängt, in seine Geheimnisse einzudringen. Man fragt sich zum Beispiel, und mit Recht, warum gerade die Zeitspanne eines Jahres für die Bildung und Abtragung des Wirtschaftshaufens maßgebend sein soll.

Das Menschheitsgeschehen, das wir als Wirtschaft erleben, fließt wie ein Strom in der Zeit dahin. Dieser Strom ist keineswegs beständig, ausgeglichen und ebenmäßig. Dem Kampf des Menschheitsverstandes mit dem Zufall entspringend, muß er die Unruhe der ungezählten Zufälligkeiten, die auf die Menschheit einwirken, irgendwie zeigen. In der Tat fließen die Beiträge zum Wirtschaftshaufen sehr ungleichmäßig. Andererseits haben die Entnahmen aus dem Haufen das unleugbare Bestreben, gleichmäßig dahinzuströmen. Deshalb darf man die Zeitspanne des Stampschen Bildes nicht zu karg bemessen, wenn man den klaren Eindruck nicht vernichten will.

Einen sehr großen Teil des Wirtschaftshaufens bilden die Lebensmittel, und unter ihnen stehen an erster Stelle die Feldfrüchte. Der Wechsel der Jahreszeiten bringt eine gewaltige Ungleichmäßigkeit in die Gewinnung der Feldfrüchte aller Art. Um nun diese Ungleichmäßigkeit beim Entwerfen großer Wirtschaftsbilder unschädlich zu machen, muß man den Jahreszeitenwechsel ausschalten. Dies gelingt mit der Einführung des Wirtschaftsjahres.

Es gibt Lebensgüter, die verhältnismäßig rasch gewonnen, jedoch — glücklicherweise — sehr langsam verbraucht werden. Man denke an Häuser, Fabriken, Kirchen, Theater, Straßen, Eisenbahnlinien, Brücken, Tunneln, Wasserstraßen, Kunstwerke, Bücher. Die meisten von ihnen bleiben Gemeingut der Menschengemeinschaft, die einen Teil der ausgestellten Gutscheine als Steuern einzieht, um dem Wirtschaftshaufen Dauergüter entnehmen zu können. Die Menschheit muß schließlich Fortschritte aufweisen können, deshalb darf sie nicht alles sofort verbrauchen, was sie erzeugt.

Andererseits gleichen sich die einander folgenden Wirtschaftsjahre nie. Die Ernten sind sehr launenhaft, und nur die Durch-

schnittsernte ist beständig. Man hat immer wieder den gewaltigen Gegner der Menschheit vor sich, deshalb muß man sich auch auf das Durchschnittswirtschaftsjahr einstellen.

Schließlich soll der Wirtschaftsstrom stärker und stärker werden, wenn die Menschheit wirklich erfolgreich bleiben will. Der durchschnittliche Jahreswirtschaftshaufen muß das Bestreben zeigen, größer und größer zu werden, er muß sichtlich wachsen.

Dies alles tut indessen der Wahrheitstreue des Stampschen Bildes keinen Abbruch. Seine Rechnung bleibt immer richtig, sie muß, auf genügend große Zeitspannen ausgedehnt, immer wieder aufgehen. Sie ist ein außerordentlich verlässlicher Führer durch den Irrgarten der Wirtschaft.

Das Stampsche Bild enthält jedoch mehr als die nie versagende Gesamtwirtschaftsabrechnung. Es trifft das tiefste Wesen des Geldes. Seine Gutscheine sind Geld. Sie sind und brauchen kein Gold, kein Silber zu sein. Ihr Inhalt erschöpft sich in Feststellungen von Leistungen und von auf diese Leistungen gegründeten Rechten. Stamp hat also das neue Geld, das Geld der hereinbrechenden neuen Zeit, entdeckt!

Kann es denn überhaupt einen Zweifel geben, daß es einer Menschengemeinschaft um so besser gehen muß, je größer ihr Jahreswirtschaftshaufen wird? Ist es nicht sonnenklar, daß sie um so mehr verbrauchen darf, je mehr sie erzeugt? Ist es nicht geradezu irrsinnig, zum mindesten ganz unverständlich, daß zuweilen Millionen und aber Millionen arbeitsfähiger und arbeitswilliger Menschen feiern müssen, daß immer wieder Hochöfen ausgeblasen, gewaltige Werkstätten stillgelegt und ergiebige Bergwerke geschlossen werden?

Man greift sich an den Kopf. Das von Stamp entworfene Wirtschaftsbild ist so einfach, so durchsichtig, so klar, daß es auch dem beschränktesten Kopf verständlich sein muß. Die Folgerungen, die man ihm entnehmen kann, liegen auf der Hand. Niemand kann sie verfehlen. Warum werden sie nicht sofort gezogen und verwertet?

So einfach die Rechnung auch sein mag, die der große englische Wirtschaftstheoretiker anstellt: Sie mußte vor allem einmal entdeckt werden. Wir wissen nur zu gut, daß die allereinfachsten Tatsachen meist sehr schwer gefunden werden. Der Menschheitsverstand hat es nicht leicht. Er ist in eine gewaltige Kopfmannigfaltigkeit zerbrochen und ringt sich deshalb schwer zu großen, übersichtlichen Bildern empor.

Außerdem ist der Zusammenhang der Gesamtgütererzeugung und des Gesamtgüterverbrauchs einer Menschengemeinschaft doch verwickelter, als es das oberflächlich betrachtete Stampsche Bild zunächst vermuten läßt. Verborgene Schwierigkeiten entdeckt man darin erst, wenn man genauer hinsieht.

Es ist vor allem klar, daß es verfehlte Gütererzeugungsarten gibt, die auch den größten Wirtschaftshaufen entwerten können. Wenn die Gemeinschaft mit großem Eifer lauter ungenießbares Zeug auf den Wirtschaftshaufen zusammenträgt, bleibt sie schließlich doch ohne richtige Nahrung und muß deshalb darben.

So sind in Kriege verwickelte große Völker wunderbar ausgerichtet und spannen alle ihre Kräfte an. Von dem, was sie einander vernichten, können sie jedoch nicht leben. Sie können auch die Berge von Waffen aller Art, die sie fiebernd erzeugen, um dem Gegner gewachsen zu sein, nicht aufessen.

Der Krieg ist negative Wirtschaft. Er verkleinert mittelbar und unmittelbar die Wirtschaftshaufen der kämpfenden Gemeinschaften. Schon die Vorbereitung auf den Krieg ist unergiebig Wirtschaft: Sie erzeugt ungenießbare Lebensgüter. Deshalb leidet auch die stärkste und beste Gemeinschaftswirtschaft auf die Dauer doch schwer unter den Kriegsfolgen.

Es gibt noch andere, allerdings nur scheinbare, meist vorübergehende Gefahren, denen die Gütererzeugung einer Gemeinschaft ausgesetzt ist, und die auch den besten Erzeugungsdrang enttäuschen können. Begeistert über die gewonnene Erkenntnis, daß der Wirtschaftshaufen nie zu groß werden kann, mag sich eine arbeitsfreudige Gemeinschaft, alle Kurz-

sichtigkeit der einzelnen unterdrückend, auf die Erzeugung von Dauergütern, Straßen, Eisenbahnen, öffentlichen Gebäuden stürzen, wenn sie im Übereifer keine anderen großen Arbeiten findet. Sie kann dann nicht so schnell verbrauchen, wie sie erzeugt, und darbt, weil sie die Erzeugung dringend notwendiger Güter vernachlässigt. Sie opfert sich damit den kommenden Geschlechtern und hungert für sie. Doch wenn sie, ernüchtert, einen vernünftigen Wirtschaftsplan findet und aufstellt, kommt sie rasch wieder aus ihren Schwierigkeiten heraus. Sie braucht sich dann trotzdem keine unnötigen Vorwürfe zu machen: Sie hat höchstens zu gut, zu schön gewirtschaftet.

Wirklich gefährlich sind dagegen Übertreibungen in der Erzeugung rasch vergänglicher, schnell verderbender Lebensgüter, die in einer falsch geplanten, aber auch in jeder planlosen und wirren Wirtschaft möglich sind. Doch gibt es echte und unechte Übertreibungen. Der Hochkapitalismus ist nur allzu gern bereit, den Überfluß an einer bestimmten Art von Lebensgütern festzustellen, und schreckt dann auch vor abstoßenden Gegenmaßnahmen, wie es etwa mutwillige Vernichtungen gewaltiger Kaffee- oder Weizenmengen sind, nicht zurück.

Berücksichtigt man dies alles, so kommt man leicht zu der vertieften Erkenntnis, daß der Jahreswirtschaftshaufen einer Menschengemeinschaft nie groß genug sein kann, vorausgesetzt, daß er in allen seinen Teilen wirklich genießbar und außerdem zweckentsprechend, das heißt, dem zu erwartenden Verbrauch entsprechend, aufgebaut ist. Diese Erkenntnis läßt sich auch ganz kurz ausdrücken: Der Jahreshaufen der richtigen Planwirtschaft soll so groß wie irgend möglich werden.

Gilt diese Erkenntnis für alle Wirtschaftsformen? Daß sie für die ausgerichtete Staatswirtschaft unbedingt gültig ist, ist klar. Diese Wirtschaftsform gestattet die Erzeugungsplanung; außerdem ist für sie der Jahreshaufen eine greifbare Wirklichkeit. Der hochkapitalistischen Wirtschaft dagegen scheint die so unheimlich einleuchtende, aus dem Stampschen Wirtschaftsbild entspringende Erkenntnis wenig bieten zu können. Die kapitalistische Wirtschaft hat ja keinen Plan, sondern nur eine Unzahl

von Plänchen. Außerdem ist ihr der Jahreswirtschaftshaufen nur eine statistische Größe.

In der Tat hat der erfolgreiche Einzelne im Rahmen der hochkapitalistischen Wirtschaft nichts davon, wenn die Statistik eine vergrößerte Gesamtgütererzeugung feststellt. Im Gegenteil. Er weiß, daß der Güterüberfluß die Warenpreise senkt. Er wünscht jedoch, das, was er hat, möglichst wertvoll zu machen, und muß deshalb versuchen, dem Überfluß, ja sogar dem Genügendvorhandensein an Gütern — in den Händen der Mitmenschen natürlich — mit allen Mitteln zu steuern — — —

Der kurzsichtige Angehörige einer Gemeinschaft sträubt sich dagegen, daß seine Lebenskampfbeute in den großen Wirtschaftshaufen hineingeworfen wird, wenn er die Bewertung seines Beitrages fürchtet. Es könnte ja dabei herauskommen, daß er die Arbeit anderer Hände oder die Arbeit lebloser Sklaven, Maschinen, als seine Arbeit bewertet haben will. Deshalb vermeidet er den Umweg über den Gemeinschaftsgüterhaufen, weicht den nüchternen Güterscheinen in weitem Bogen aus und baut lieber unmittelbar seinen eigenen Güterhaufen auf.

Er überredet notleidende Mitmenschen zur Mitarbeit an seinem abgesonderten Güterhaufen und entlohnt sie dafür, allerdings so ungerecht wie er nur kann. Womit? Mit Güterscheinen? Macht er in seinem kleinen Kreis dasselbe, was die große Gemeinschaft so oder so machen muß?

Die Güterscheine des kapitalistischen Unternehmers können nicht gut Beitragsanerkennungen sein, schon deshalb nicht, weil sie der Frage aus dem Wege gehen müssen, ob die Entlohnung gerecht war oder nicht. Außerdem müssen sie auch außerhalb des kleinen Bereichs des einzelnen Unternehmers verwertbar sein. Sie müssen deshalb selbst Güter sein, wirkliche oder eingebildete, jedoch allgemein anerkannte. Deshalb braucht der Kapitalismus ein Geld, das ein bevorzugtes Lebensgut ist, während die ausgerichtete Gemeinschaftswirtschaft mit einfachen Güterscheinen gut, sogar besser auskommt als mit Goldgüterscheinen.

Die hochkapitalistische Wirtschaft muß zusammenbrechen, wenn ihr der Goldglaube oder das Gold entzogen werden

und kein anderes Edelgut als Goldersatz gefunden werden kann. Die ausgerichtete Gemeinschaftswirtschaft dagegen kann überhaupt nicht zusammenbrechen, wenn sie vernünftigen, sorgfältig ausgearbeiteten Wirtschaftsplänen folgt und unnachsichtlich die allgemeine Arbeitspflicht zur Geltung bringt.

Zwischen dem alten und dem neuen Geld liegt ein riesiger Abgrund, den das neunzehnte Jahrhundert gegraben und allmählich so erweitert und vertieft hat, daß schließlich unüberbrückbare Gegensätze entstehen mußten. In diesem Abgrund liegt die künstliche Arbeit, die Arbeit der Maschinen.

Die Erzeugung der Lebensgüter steht auf der einen Seite der Wirtschaft; auf der anderen steht der Lebensgüterverbrauch. Es ist verhältnismäßig einfach, eine Brücke von der Erzeugung zum Verbrauch zu schlagen, wenn man nur Hände sieht, die gearbeitet haben, und nur den Nahrungsbedarf der Körper, die die Hände bewegten, berücksichtigen muß. In diesem Falle gibt es so viele Brücken, wie es arbeitende Körper gibt. Sie sind alle kurz: Sie führen alle von der Hand in den Mund.

Sobald sich nun Maschinen in die Reihe der arbeitenden Hände schieben oder gar die ganze Arbeit übernehmen, um den Händen nur noch die Arbeitsführung, die Arbeitssteuerung zu überlassen, entsteht ein schwieriges Problem. Wem gehört der Arbeitsertrag der Maschinen? Demjenigen, der sich irgendwie, irgendeinmal der Maschine bemächtigt hat? Demjenigen, der die Maschine erfunden und aufgebaut hat? Dem Steuermann, der neben ihr steht, sie in Gang bringt und regelt? Dem Brennstoff, der sie nährt?

Diesen Rechtsfragen steht und stand die von den Maschinen gleichsam überrumpelte Menschheit hilflos gegenüber. Sie half sich zunächst auf die allereinfachste Art: Sich auf den Standpunkt erworbener Rechte stellend, vermied sie jede Untersuchung, wie die vermeintlichen Rechte erworben wurden, und beschränkte sich darauf, die üblen Folgen ihrer unbeholfenen Stellungnahme mit allen möglichen Mitteln zu mildern.

Der anerkannte Besitzer der Maschine betrachtet selbstverständlich die von ihr erzeugten Lebensgüter als seine Lebenskampfbeute. Unfähig, alles zu verbrauchen, was ihm seine künstlich ins Maßlose vergrößerten Hände liefern, sucht er unverwüstliche Lebensgüter, in denen er seinen Güterüberfluß festhält. Er zieht das vermeintlich edelste Gut, das Gold, an sich, betet es an und kämpft mit Rieseneifer um die Erhaltung des reinen Goldglaubens. Er braucht das alte, das Goldgeld, wie er sein tägliches Brot braucht. Ohne Gold, ohne Goldglauben hat der Besitz der Maschine für ihn keinen Reiz.

Der besitzlose Arbeiter andererseits, der neben der Maschine steht und sie bedient, der die ungemein ergiebige Gütererzeugung des von ihm gelenkten leblosen Großarbeiters sieht und dabei an seine Lebensnot denkt, verfällt nur zu leicht der trügerischen Annahme, er sei der eigentliche Gütererzeuger, die Riesenbeute gehöre von Rechts wegen ihm. Vergällt pocht er auf die Arbeit, die allein ein Anrecht auf die erzeugten Lebensgüter gebe, erkennt jedoch dabei nur die Arbeit der Hände an und vergißt, daß er eigentlich der Maschine alle Verdienste zuschiebt.

Wollte man heute jedes Lebensgut einfach nach der Menge der in ihm steckenden Arbeit bewerten — als Beute des Kampfes, den der Verstand und der blinde Zufall führen, sollte es in der Tat auf diese Art bewertet werden —, so müßten sich eigentlich nur die Maschinen an die gedeckten Tische setzen, und wir Menschen, groß oder klein, gescheit oder beschränkt, stark oder schwach, müßten alle verhungern. Die eigentlichen Arbeiter sind eben heute die Maschinen und werden es von Tag zu Tag mehr.

Letzten Endes ist es jedoch die Sonne, die die ganze Arbeit der Menschheit leistet. Die Sonne scheint allen Menschen, ihr Energiestrom steht, soweit er die Erdoberfläche erreicht, dem ganzen auf der Erde wach gewordenen Leben zur Verfügung. Alles, was die Menschheit in ihre Lebensgüter wirklich hineinsteckt, ist das Lenken des Sonnenenergiestroms. Dieses Lenken besorgt ihr Verstand.

Weder das Gold, das sich als Kapital breit macht, noch das Eingreifen der Menschenhände hat demnach den begründeten Anspruch auf das Verfügungsrecht über die erkämpften Lebensgüter, sondern der Menschheitsverstand. Wieder einmal zeigt es sich, daß das Leben als Kampf des Verstandes mit dem blinden Zufall gesehen werden muß. Doch gleichzeitig wird auch klar, daß alle Lebensgüter der Menschengemeinschaft gehören und von ihr auf die mitwirkenden Menschen verteilt werden müssen.

Wie? Verständig! Wenn die Gemeinschaft das Recht hat, alle ihre Angehörigen aufzubieten, ein geordnetes Heer aus ihnen zu bilden, und sie nach einem wohlerwogenen Plan kämpfen zu lassen, muß sie sie so mit Lebensgütern versorgen, daß jeder von ihnen auf dem ihm zugewiesenen Kampfplatz das Höchste leisten kann. Sie darf dabei nicht in eine stumpfsinnige Gleichmacherei verfallen; sie muß immer wieder Sonderbedürfnisse berücksichtigen, dem einen reichliche körperliche, dem anderen vorzugsweise geistige Nahrung zukommen lassen, bei niemandem darf sie jedoch die besorgte Frage entstehen lassen, was die Zukunft bringen wird.

Die Güterscheine, die eine wohlausgerichtete Gemeinschaftswirtschaft ihren Angehörigen ausstellt, haben also schließlich nur noch den einen Zweck, den Bezug der notwendigen Nahrung, der Nahrung im weitesten Sinne des Wortes, zu ermöglichen. Deshalb kann das neue Geld nicht mehr sein als eine einfache Bezugscheinmännigfaltigkeit.

Das Geld des hochkapitalistischen Zeitalters hatte einen eingebildeten Wert. Es war, wie man zu sagen pflegte, mit Gold gedeckt. Die Einbildungskraft sah hinter den Banknoten dreier-, viermal soviel Gold, als in Wirklichkeit vorhanden war. Sie sah außerdem im Gold selbst einen Wert, der gar nicht vorhanden ist.

Das neue Geld des heranrückenden Zeitalters hat sein Recht. Dieses Recht ist durch den Wirtschaftsertrag gedeckt. Man kann das Recht — das selbstverständlich auch einen Wert, sogar einen wirklichen Wert, hat — des umlaufenden neuen Geldes nicht willkürlich vermehren. Die in der Volksbank aufgespeicherte

Goldmenge hat dagegen bezeichnenderweise keinen Zusammenhang mit dem Wirtschaftsertrag.

Nimmt man, an das Stampsche Wirtschaftsbild denkend, an, die Güterscheine, die ja Geld sind, würden nur einmal im Jahr als Entgelt für die Beiträge zum Jahreswirtschaftshaufen ausgestellt werden, so müßte der Wert der umlaufenden Geldmenge dem Wert des Jahresgesamteinkommens der Gemeinschaft genau gleichen, es sei denn, daß man den Wert der Gemeinschaftsdauergüter aus der Rechnung ausscheidet. Kürzt man den Zeitzwischenraum zwischen zwei einander folgenden Güterscheinausgaben auf einen Monat, so kann man hoffen, mit einer umlaufenden Geldmenge auszukommen, die nur noch ein Zwölftel des Wertes des Jahreswirtschaftsertrages der Gemeinschaft erreicht.

Daß dies wirklich möglich ist, beweist die bewährte Einrichtung der Monatsgehälter, außerdem zeigen statistische Feststellungen, daß das Geld sehr wohl zwölf Umläufe im Jahr zurücklegen kann. Die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes hängt von der Wirtschaftsstruktur des Landes, aber auch vom Gedeihen der Wirtschaft ab. Sie kann nicht gefahrlos geändert werden.

Das neue Geld kann sich ohne Schwierigkeiten dem Mechanismus des Geldumlaufs anpassen, das Gold dagegen nicht. Deshalb muß die Golddeckung heruntergesetzt werden, wenn das Land zu wenig Gold hat, sie steigt von selbst, wenn ihm zu viel Gold zuströmt. Das Goldgeld erreicht somit nur durch Zerrungen an der Golddeckung den Anschluß an den Wirtschaftsertrag und setzt sich dadurch immer wieder großen Gefahren aus. Irgendwie muß sich eben das Trügerische, das Unbegründete im alten Geld rächen.

Das Bezugscheingeld hat seinen unantastbaren Wert, solange es in der richtigen Menge umläuft. Die ausgerichtete Gemeinschaft bürgt ihren Angehörigen für die gerechte Einlösung der Scheine gegen die entsprechende Menge der gewünschten Lebensgüter. Die Gemeinschaft kann sich irren. Sie mag den Jahreswirt-

schaftsertrag unrichtig einschätzen, sie mag bei ihrer Wirtschaftsplanung die Umlaufgeschwindigkeit ihres Geldes anders sehen, als sie in Wirklichkeit sein muß. Doch sie kann jeden Fehlgriff leicht ausbessern: Sie hat die Bewertung des Jahreswirtschaftshaufens in der Hand und kann durch zweckentsprechende Änderungen der Lebensgüterpreise immer wieder den Geldmechanismus in Ordnung bringen.

Die ausgerichtete Gemeinschaftswirtschaft kann wunderbar gesteuert werden. Die Gemeinschaft hat sowohl die umlaufende Geldmenge als auch die Lebensgüterpreise in ihrer Gewalt. Sie braucht kein Geldfieber aufkommen zu lassen, sie wird keine Preisauswüchse dulden, sie kann sich keine Übervorteilungen zuschulden kommen lassen. Sie hat es auch jederzeit in ihrer Hand, kurzsichtige Bezugscheinhamsterungen wirkungslos zu machen: Das Bezugscheingeld kann eine zeitlich beschränkte Gültigkeit bekommen.

Es ist ein Unterschied, ob eine Wirtschaft vom Verstand gesteuert wird oder vom Zufall. Die hochkapitalistische Wirtschaft steuert sich selbst. Sie wird vom Gesetz der großen Zahl, das heißt vom Zufall, gelenkt. Das Steuern der ausgerichteten Gemeinschaftswirtschaft kann und muß ein verständiges Ziel anstreben: Das erreichbare Wohlergehen der Gemeinschaft. Daß nur die vom Verstand gesteuerte Wirtschaft den Sieg über den Zufall erringen kann, ist somit klar.

Die Gemeinschaftswirtschaft kann jedoch sehr unangenehme Störungen ausgesetzt werden, wenn ihr Beiträge zu ihrem Jahreswirtschaftshaufen auch von außen zufließen. Wie soll sie solche fremden Beiträge bewerten und anerkennen? Durch Überlassung einer entsprechenden Menge von Güterscheinen an das Ausland? Durch Zahlungen in ihrem Bezugscheingeld?

Das Ausland läßt sich seine Beiträge nicht willkürlich bewerten, es bewertet auch die ihm in Aussicht gestellten Bezüge aus dem belieferten Wirtschaftshaufen nach seinem eigenen Standpunkt. Das fremde Bezugscheingeld ist ihm sozusagen kein Geld.

Wir sehen, auf der Schwelle der neuen Zeit stehend, ein merkwürdiges Schauspiel: Große Gemeinschaftswirtschaften, die das

Goldgeld aus ihrem Innenverkehr vollständig vertrieben haben, bezahlen fremde Beiträge noch immer mit Gold. Sie sind sogar bereit, für ihre Lieferungen ans Ausland Gold als Bezahlung anzunehmen.

Die zwischenstaatliche Wirtschaft ist noch heute hochkapitalistisch. Die nebeneinander lebenden Staaten sehen nur ihr eigenes Wohl, sie belauern einander, sie bedrohen, vergewaltigen einander. Sie sind Angehörige einer außerordentlich grobkörnigen Weltwirtschaft, und diese Weltwirtschaft ist durchaus zügellos und deshalb planlos, kurzsichtig und deshalb gewalttätig, mit einem Wort: hochkapitalistisch. Ihr Gott ist noch immer das Gold.

Das Gold lebt noch. Es hat sich in uneinnehmbar scheinende Festungen zurückgezogen und unterhält von Festung zu Festung einen regen Verständigungsverkehr. Aus dem Kleinverkehr vertrieben, lenkt es noch mit großer Kraft den Großgüterverkehr, den zwischenstaatlichen Gütertausch. Es scheint nach allen erlittenen Demütigungen großzügiger geworden zu sein, als es je gewesen ist.

Doch der Schein trügt. Der zwischenstaatliche Kapitalismus ist unhaltbar. Wie gefährlich er ist, ersieht man nicht nur aus der Tatsache, daß er unaufhörlich Kriege entfesselt, sondern vor allem aus der leicht erreichbaren Feststellung, daß eine ausgeglichene Gemeinschaftswirtschaft auf die Dauer keine Lebensgüterbeiträge von außen vertragen kann.

Die Gemeinschaft kann ihre Angehörigen zwingen, Beiträge zum Gesamtwirtschaftshaufen zu liefern, sie kann sogar vorschreiben, was geliefert werden muß, vorausgesetzt, daß entsprechende Rohstoffe in ihrem Lebensraum überhaupt vorhanden sind. Die Gemeinschaft kann indessen einer benachbarten Gemeinschaft keine bestimmten Lieferungen vorschreiben und noch weniger aufzwingen. Wenn das Gold als Lockmittel versagt, steht ihr nur noch der Krieg als sehr gefährliches, weil sehr unsicheres, Erwerbshilfsmittel zur Verfügung.

Man kann sich auf die mehr als fragwürdige Allmacht des Goldes nicht verlassen, wenn man daran geht, ein vernünftiges

Leben einer Menschengemeinschaft aufzubauen. Noch weit weniger darf man den Krieg, der doch immer negative Wirtschaft ist, beim Einrichten einer wirklich erfolgreich sein wollenden, das heißt durchaus positiven Wirtschaft als Aufbaumittel in die Rechnung stellen. Deshalb bleibt nur noch ein Ausweg übrig: Die ausgerichtete Gemeinschaftswirtschaft muß selbständig, vom Ausland und seinen Beiträgen unabhängig gemacht werden. Die Selbstversorgung, die Autarkie, ist eines der allerwichtigsten Ziele der neuen Wirtschaftsführung.

Es ist kein Zufall, daß sich die in ein neues Zeitalter hineingleitenden großen Gemeinschaften bald nach dem Weltkrieg 1914—1918 mit stärkeren und stärkeren Wirtschaftsmauern zu umgeben begannen. Die unverkennbaren Autarkiebestrebungen großer und kleiner Staaten Europas, die wir in den letzten Jahrzehnten am Werke sahen, und die so heftige Auseinandersetzungen in den Fachkreisen der großen Wirtschaft ausgelöst haben, gehören unzweifelhaft in das Gesamtbild der hereinbrechenden neuen Zeit.

Gibt es nicht ein klar erkennbares Gefälle der Autarkiebestrebungen vom Osten des nordeurasisch-nordamerikanischen Menschheitsbehälters nach dem Westen hinunter? Begleitet dieses Gefälle nicht offenkundig das andere Gefälle: des Ausgerichtetseins der großen Gemeinschaftswirtschaften?

Wer fördert die Errichtung der Wirtschaftsmauern, mit denen sich die Staaten abzuschließen suchen: die Anhänger der ausgerichteten Staatswirtschaft oder die Verteidiger des Hochkapitalismus? Die Klage, die Wirtschaftsmauern seien das große Übel der neuen Weltwirtschaft, tönt vom Westen her. Der hochkapitalistische Westen ist der große Gegner der Autarkiebestrebungen.

Die Gemeinschaft, die vom Ausland unabhängig sein oder werden will, muß in ihrem Lebensraum alle notwendigen Rohstoffe finden, wenn sie erfolgreich sein will. Sie hat um so geringere Aussichten, wirtschaftlich unabhängig zu werden, je größere Ansprüche sie an das Leben stellt, und je kleiner ihr Lebensraum ist.

Es gibt keine Gemeinschaft, die für alle Ewigkeit ihre Lebensansprüche zurückschrauben könnte und wollte. Deshalb ist die Lebensraumfrage noch nie so lebendig, so ätzend, so gefährlich gewesen wie jetzt, an der Schwelle der neuen Zeit. In ihren Stürmen erleben wir den Übergang vom alten Goldgeld zum neuen Bezugscheingeld am stärksten.

Fast wäre man versucht, dem entschwindenden Goldglauben nachzutruern. Wie schön waren doch die Zeiten, als das Gold noch das heiligste, schönste, wertvollste Lebensgut war! Wie sicher war man, für Gold alles vom Ausland kaufen zu können, was die Heimat nicht hervorbringen konnte. Wie gewaltig waren doch schon die wirtschaftlichen Verflechtungen der Staaten dieser Erde, bevor das Unglück des Jahres 1914 losbrach!

Waren die Staatenwirtschaften nicht schon auf dem besten Wege, zu einer unentwirrbaren Weltwirtschaft zusammenzuschmelzen? War der Mensch nicht schon mehr Weltbürger als Angehöriger seines Staates? Mit Goldstücken in der Tasche konnte man doch vor dem Jahre 1914 in Europa und Amerika herumstreifen, wie man wollte!

Damals wanderten die Rohstoffe hin und her, wie es das Gold haben wollte. Damals war kein Staat zu klein. Sein Gold war seine wirtschaftliche Unabhängigkeit. Er verteidigte sie mit sorgfältig überwachten Handels- und Zahlungsbilanzen.

Allerdings, das Gold kann nur solange die Weltwirtschaft leiten und beherrschen, wie die Menschheit ihm ergeben bleibt und an seinen heiligen Wert glaubt. Es ist wahr, die Menschheit hat schon öfter, sogar lange Zeiträume hindurch, eingebildeten Werten gelebt. Ihr Verstand hat sich schon mehrmals mit irgendeinem seligmachenden Glauben begnügt, weil ihm das ersehnte Wissen unerreichbar blieb. Er hatte ja keinen anderen Ausweg.

Der Verstand wirft jedoch schließlich jede unbegründete Annahme um und wühlt unermüdlich in jedem Glauben herum. Von unstillbarem Wissensdurst gequält, zerbricht er alle Ketten, die von klaren, unangreifbaren Gedanken geschmiedet sind. Die Frage, woher die Macht des Goldes eigentlich stammt, mußte

früher oder später unter seine Räder geraten. Verständig beantwortet, bedeutet sie das Ende eines Entwicklungsabschnittes des Menschheitsgeschehens, das wir erlebt haben, und dessen Folgen uns jetzt beschäftigen.

Wenn die ganze Menschheit eine einzige ausgerichtete Gemeinschaft bilden könnte, so wäre das neue Geld, das Bezugschein-geld, sofort allmächtig, und die sich noch immer behauptenden Goldfestungen würden augenblicklich einstürzen und verschwin-den. Das Gold, das die törichte Menschheit mit so furchtbaren Mühen und Leiden der Erde entrissen hat, könnte dabei sang- und klanglos unter den Trümmern der zerbrochenen Gold-festungen wieder in der Erde untertauchen.

Man kommt von dem Gedanken nicht los, daß das Ziel der Menschheitsentwicklung die Bildung einer künftigen Welt-gemeinschaft sein muß, daß die Erde als einheitliches Welt-raumschiff eingerichtet werden muß, und daß schließlich das neue Geld eine Art Bordgeld zu werden bestimmt ist.

Andrerseits kommt man um die Tatsache nicht herum, daß man eine große Gemeinschaft wohl mit Strenge allmählich ausrichten und ausgerichtet erhalten kann, daß jedoch der einzelne stark mitwirken muß, indem er seine Gedanken willig auf das große gemeinsame Ziel einstellt.

Kann man verschiedenen Rassen und innerhalb der Rassen ver-schiedenen Völkern eine gemeinsame Gedankenrichtung geben? Ist es nicht ausgemacht, daß die gelbe Rasse ganz anders in die Welt schaut als die weiße? Hat nicht O. Spengler recht, wenn er behauptet, jede der bisherigen großen Kulturen der Welt-geschichte entspreche einer anderen Denkrichtung?

Schon heute kann man feststellen, daß die Russen ihre Staats-wirtschaft ganz anders einrichten als die Deutschen, und die Deutschen wieder anders als die Italiener. Schon heute ist es kaum zweifelhaft, daß die russische Gemeinschaftswirtschaft nur in Rußland, die deutsche nur in Deutschland, die italienische

nur in Italien und die japanische nur in Japan möglich ist. Jedes große Volk hat unzweifelhaft seine Richtung, die es nicht preisgeben kann, ohne sich selbst preiszugeben.

Die die ganze Menschheit umfassende Weltgemeinschaft ist also noch ein fernes Ziel. Noch erscheint es unerreichbar. Zwischen ihm und der abgeschlossenen Zeit der ungebundenen, kurz-sichtigen Wirtschaft liegt die Bildung einiger weniger Großstaaten. Die Eigenarten der großen Völker dieser Erden brauchen noch eigene, kräftige Rahmen.

Es ist kein Zufall, daß gerade jetzt einige Großstaaten im Entstehen begriffen sind, daß einige große Völker gerade jetzt alle ihre Kräfte und Anstrengungen der Aufgabe widmen, ihre Gemeinschaftswirtschaften genügend groß werden zu lassen. Die Gemeinschaftswirtschaft muß unabhängig werden, das wissen sie. Diese Erkenntnis treibt die Japaner auf das asiatische Festland, sie verleiht den Deutschen Riesenkräfte, sie läßt die Italiener nicht ruhen.

Das unermessliche Rußland ist groß genug, um seine Staatswirtschaft vollkommen unabhängig machen zu können, das russische Volk ist außerdem eines der größten Völker der Welt. Im russischen Lebensraum gibt es wohl eine Menge von kleinen Völkern, deren Seelen anders fühlen als die gewaltige russische Volksseele. Diese Volksanhängsel sind jedoch sehr unentwickelt. Sie werden schließlich aufgesogen werden. Deshalb war es Rußland möglich, verhältnismäßig früh in das Gleis der neuen Zeit einzulenken und dem Aufbau der ausgerichteten Gemeinschaftswirtschaft unerhörte Kräfte und Anstrengungen zu widmen.

Die Russen sind allerdings schon lange ein geeintes Volk, die Deutschen und die Italiener dagegen waren noch vor hundert Jahren sehr zersplittert. Es hat große Anstrengungen gekostet, das italienische Volk kräftig einzurahmen; die Zusammenfassung der Deutschen ist sogar erst in unseren Tagen gelungen. Deshalb muß das deutsche Volk verhältnismäßig spät anfangen, seinen großen Wirtschaftsrahmen zu zimmern.

Lange vor ihm waren die Franzosen schon ein geeintes Volk. Der französische Wirtschaftsrahmen ist fertig. Er umfaßt eine große Menschengemeinschaft. In dieser Gemeinschaft gibt es verhältnismäßig wenig Franzosen. Den Rest bilden sehr unentwickelte farbige Völker, die dereinst eine Gefahr für das Herrenvolk werden können.

Es ist möglich, daß die großen Völker berufen sind, die zurückgebliebenen farbigen zu führen und in ihren Wirtschaftsrahmen eingliedert zu halten. Die Kolonien wären jedoch auch nach dieser Auffassung schließlich nur Lebensraum, den der weiße Mann dereinst bevölkern wird, nachdem die Eingeborenen, als für den großen Lebenskampf zu schwach, ausgestorben sein werden. Es scheint allerdings, daß sich nur sehr kräftige Völker auf diese Weise durchsetzen können.

Ein ganz eigenartiges Problem ist das Volk der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Es sitzt in einem ungeheuren Lebensraum, ist kräftig eingerahmt und hat alles, was eine Gemeinschaftswirtschaft braucht, um unabhängig sein und bleiben zu können. Der große Haken ist, daß dieses Volk kein Volk ist.

Das nordamerikanische Völkergemisch ist nicht einmal ein Völkergemisch der gleichen Rasse. Im sogenannten Schmelztiegel Nordamerikas findet man Abkömmlinge aller nordeurasischen Völker, außerdem jedoch Millionen und Millionen Neger, Reste der eingeborenen roten Stämme, schließlich auch noch Chinesen und Japaner. Wie soll aus dieser buntschillernden Menschenmannigfaltigkeit ein Volk entstehen?

Es ist kein Wunder, daß Amerika die ausgerichtete Gemeinschaftswirtschaft für ein Unding hält. Sie i s t ein Unding — für das heutige Amerika. Ohne Gemeinschaft gibt es keine Gemeinschaftswirtschaft. Das unvorstellbare Durcheinander der nordamerikanischen Köpfe gestattet vorderhand nur eine einzige Wirtschaftsform: die unausgerichtete, wirre, zügellose, ungebundene, das heißt, die hochkapitalistische Wirtschaft.

Es ist eigentlich kein Unglück, daß die Menschheit noch nicht in einer einzigen Weltgemeinschaft zusammengefaßt werden kann. Unsre großen Lehrmeister, die beiden großen Kriege unsrer

Zeit, erzählen uns, daß die Volksheere in fast selbständige große Heeresgruppen zerlegt werden müssen, um nicht allzu schwerfällig zu werden. Auch das Menschheitsheer, das gegen den Zufall aufgeboten werden muß, wäre sicherlich zu schwerfällig, wenn es nicht in mehrere Heeresgruppen zerlegt würde. Die zu bildenden Heeresgruppen sind eben die Großstaaten, die schon aufgebaut, beziehungsweise im Entstehen begriffen sind. Das wirkliche Unglück ist, daß es so schwer ist, wirklich lebensfähige und sich miteinander vertragende Großstaaten zu bilden.

Ein Großstaat braucht, um allen Gefahren gewachsen zu sein, eine ausgerichtete Wirtschaft, die ohne genügenden Lebensraum nicht unabhängig werden kann. Er braucht für den verhältnismäßig großen Raum ein genügend großes Volk, und zwar ein wirkliches Volk, das die gewählte Gedankenrichtung festhalten kann.

Wenn nun ein Volk zu klein ist, um den für eine unabhängige Wirtschaft notwendigen großen Lebensraum zu füllen, braucht es Lückenbüßer, die ihm aber die Ausrichtung der Köpfe erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen. Wenn andererseits ein großes Volk keinen genügend großen Raum findet, kann es sich nicht ausleben und einrichten. Wenn schließlich ein großer Wirtschaftsraum voller Menschen ist, die kein Volk sind und auch keines werden können, wird die Ausrichtung der Köpfe und deshalb auch der Wirtschaft unmöglich.

Der nordeurasisch-nordamerikanische Menschheitsbehälter ist voll der aufgezählten Schwierigkeiten. Deshalb ist er so unruhig. Deshalb wird er von furchtbaren Kriegen verwüstet. Deshalb zeigt er das unverkennbare Gefälle von Osten nach Westen, in dem wir einmal die Ausrichtung der Staatswirtschaft, das andere Mal die Selbständigkeit der Staatswirtschaften, dann wieder die Macht des neuen Geldes von Rußland nach Nordamerika hin sinken sehen.

Ist das neue Geld, das Bezugscheingeld, am Ende ein neuer Gott, der das heranrückende neue Zeitalter ebenso beherrschen wird,

wie der Goldgott die Vergangenheit beherrscht hat? Bleibt das Geld am Ende immer, was es ist, wenn es auch noch so augenfällig sein Gewand wechselt?

Diese Frage wird oft gestellt. Die zurückweichenden Anhänger des Kapitalismus betrachten die neuen Wirtschaftsrichtungen gern als Religionen, die irgendwelche Irrlehren predigen, ausgedachte Ideale anbeten und gläubige, das heißt nichts wissende Anhänger sonderbaren Zielen entgegenführen.

Es ist unleugbar, daß das Gold, das Goldgeld, einen eingebildeten Wert hat. Dieser Wert hat unzweifelhaft keine andere Stütze als die Bereitwilligkeit der Menschen, ihn anzuerkennen. Daß diese Bereitwilligkeit nur damit begründet werden kann, daß ein bevorzugtes, immer eintauschbares Gut vorhanden sein muß, solange es einen Gütertausch gibt, ist klar. Der Kapitalismus ist demnach eine Wirtschaftsrichtung, die den Goldglauben pflegt, die das Gold anbetet und ihre Anhänger ausschließlich dem Goldgelderwerb entgegenführt.

Das Bezugscheingeld dagegen ist lediglich ein Verwaltungshilfsmittel. Es ist eingestandenermaßen kein Gut. Der ausgerichteten Gemeinschaftswirtschaft dienend, kann es kein Kampfziel setzen: Das, was die Gemeinschaft braucht, sind Lebensmittel aller Art in genügender Menge und nicht Geldhaufen.

Trotz alledem steckt hinter dem gehässigen Vorwurf, die Angehörigen einer in Ausrichtung begriffenen Gemeinschaft wüßten nicht, warum sie sich für die Gemeinschaftsrichtung begeistern, ihr Eifer sei nur ein glühender Glaubenseifer, ein Körnchen Wahrheit. Allerdings steht gleichzeitig hinter der Feststellung, der Goldwert sei reine Glaubenssache, die Gewißheit.

Man kann kaum zweifeln, daß die Menschheit eine Kopfmannigfaltigkeit ist. Man weiß, daß das Leben Kampf ist. Man entdeckt leicht den Gegner, mit dem das Leben ringt, wenn man das nüchterne Weltallbild, das uns die Physik entwirft, aufmerksam betrachtet. Daß sich die Kopfmannigfaltigkeit ausrichten muß, um nicht zu unterliegen, liegt auf der Hand. Dies alles braucht man nicht zu glauben, man kann es wissen.

Überzeugt man sich einmal, daß der Lebenskampf Wirtschaft ist, so muß man auf ausgerichtete Gemeinschaftswirtschaften als unbedingt anzustrebende Ziele der Politik verfallen. Dazu braucht man immer noch keinen Glauben, sondern nur etwas Logik.

Allerdings, längere logische Gedankenketten sind nicht jedermanns Sache, und das grundlegende Weltallbild der neueren Physik ist nur für einen sehr starken Verstand erreichbar und verdaulich. Deshalb bedarf der schwache Kopf einer starken Führung — er muß glauben, daß der ihn führende Kopf weiß, was er selbst nur glauben kann.

Ich höre den Einwand: War es denn nicht immer so? Sind die Menschen nicht immer von starken Köpfen geführt worden? Hat es nicht immer grundlegende Weltanschauungen gegeben, die geglaubt werden mußten, um Lebenskampfrichtungen angeben zu können?

Es war immer so. Alles, was die neue Zeit Neues bringt, ist die führende Weltanschauung, die das erstmal in der Menschheitsgeschichte von der Wissenschaft aufgestellt wird. Die Führung gehört jetzt endlich dem Wissen. Sie ist dem Glauben entglitten.

Wir beobachten in den großen Gemeinschaften, die ihre Tore der neuen Zeit geöffnet haben, ein fieberhaftes Bestreben, die Ausbildung der heranwachsenden Köpfe zu pflegen. Sie können es nicht dulden, daß junge Köpfe durch unzulängliche Weltanschauungsbilder verdorben werden. Sie brauchen für ihre geordneten Lebenskämpfe alle ihre Köpfe, leiden darunter, daß die meisten dieser Köpfe zu schwach sind, um das Nötige wissen zu können, und müssen gerade deshalb versuchen, sie das Wissenswerte wenigstens glauben zu lassen.

Deshalb toben in den großen Gemeinschaften Nordeurasiens, die im Begriffe sind, sich ein- und auszurichten, erbitterte Kämpfe zwischen den zurückweichenden Kirchen und dem vorrückenden Staat. Deshalb sehen wir auch ein Religionsgefälle von Westen nach Osten hin, das den ganzen nordeurasisch-nordamerikanischen Lebensraum beherrscht.

Der Hochkapitalismus verträgt sich ausgezeichnet mit der Kirche — mit irgendeiner Kirche. Er braucht die tröstende Religion — irgendeine Religion —, damit die erfolglosen Menschen ihre Blicke auf die Schätze des Jenseits richten. Er fürchtet die einwandfreie Weltanschauung, die seine Unzulänglichkeit aufdecken muß, und freut sich darüber, daß sie so schwer erreicht und verdaut werden kann.

Er hat recht: Die neue Zeit bringt neue Religionen. Doch diese Religionen sind Staats-, sind Wirtschaftsreligionen. Sie sind vor allem Volksreligionen. Sie sind alle durchaus auf das Diesseits eingestellt, auf den Lebenskampf, auf das Leben, auf den Gemeinschaftssieg.

Sie sind Religionen, die keine Angst vor der Wissenschaft haben. Sie sind immer bereit, sich in Wissen zu verwandeln, sie sind ungeheuer stark, weil sie jede Kritik vertragen, weil sie zum Verstand sprechen und nicht zum Gemüt. Alle bisherigen Religionen schauten rückwärts, klammerten sich an die Köpfe der toten Ahnen und wirkten durch sie hindurch auf die Seele des Lebenden. Die neuen Religionen sind vorwärts gerichtet, lassen das Unterbewußtsein des Lebenden nicht zum Wort kommen und beschäftigen nur die kämpfenden, lebendigen Gedanken.

Es ist kein Zufall, daß die sich ausrichtenden großen Menschengemeinschaften keine Könige, keine Kaiser, keine Präsidenten haben wollen, sondern Führer. Gewiß, die Bezeichnung des Staatsoberhauptes ist unwichtig. Es gibt nichts, was so bedeutungslos, hohl und lächerlich sein könnte wie die Titel, denen in früheren Zeiten so viele schwache Köpfe nachgelaufen sind. Andererseits verrät jedes Wort, das eine Menschengemeinschaft gierig aufgreift, einen starken Gemeinschaftsgedanken, eine Erkenntnis, die viele Köpfe erfaßt hat, die in dem kleinen Kopf nur ein dumpfes Ahnen, im größeren ein halbes Wissen, im starken eine klare Feststellung sein mag. Der Begriff des Führers setzt ein Wissen voraus, das den Geführten aus irgendeinem Grunde unzugänglich ist, jedoch geglaubt und bereitwillig geglaubt werden kann. Er trifft somit in der Tat dasjenige, was

eine sich ausrichtende Menschengemeinschaft vor allem braucht, ganz außerordentlich gut.

Es ist kein Zufall, daß die Oberhäupter aller bisherigen Kirchen lediglich Behüter des Glaubens waren, Verwalter, wenn man will. Wenn die sich ausrichtenden großen Gemeinschaften Kirchen sind, wie die Anhänger des Kapitalismus höhnen, so sind sie Kirchen, die geführt, und nicht behütet, verwaltet, werden.

Es gibt eine Wucht in den großen Gemeinschaften der hereinbrechenden neuen Zeit, die es in den alten wirren Gemeinschaften nicht gab und nicht geben konnte. Wenn die Gemeinschaftsteilchen wirr durcheinanderlaufen, kommt das Ganze nicht vom Fleck, weil sich die unzähligen Teilbewegungen gegenseitig aufheben. Wenn dagegen die Teilchen in eine einzige Richtung gedrängt werden, kommt die Gemeinschaft in Schwung.

Das ist das Geheimnis der so viel besprochenen Dynamik der neuen Gemeinschaftsbildungen, die von der neuen Zeit ins Leben gerufen wurden, die den nordeurasisch-nordamerikanischen Menschheitsbehälter beunruhigen und erstaunlicherweise das Geld so geringschätzig behandeln, daß die verblendeten Anhänger des Goldglaubens es nicht begreifen können, woher denn die Mittel für die unverkennbaren Leistungen kommen mögen.

Mittel? Geld? Gold? Man braucht kein Gold und kein Geld, wenn man etwas leisten will, sondern nur arbeitswillige Hände, vernünftige Pläne und einen Gemeinschaftssinn. Das Geld allein leistet nie etwas. Das neue Geld verheimlicht in keiner Weise, daß es nur ein Verwaltungs-, ein Güterverteilungshilfsmittel ist.

GLÜCK

Die Einbildungskraft macht, wenn man sie losläßt, gewaltige Schritte. Keine Entfernung, weder im Raum noch in der Zeit, ist ihr zu groß. Sie überwindet spielend alle Hindernisse, stürmt mit ungeheurer Geschwindigkeit dahin und sieht dabei alles — was sie sehen will.

Meine Einbildungskraft malt mir zuweilen außerordentlich verwegene Bilder. Auf ihren Flügeln führt sie mich mit Windeseile durch Jahrtausende, durch Jahrzehntausende, die vor uns liegen, läßt mich dabei die Kleinlichkeiten des menschlichen Lebens vergessen und nur ein stetiges Vorwärtsschreiten der Menschheit sehen: Die Kopfmannigfaltigkeit richtet sich mehr und mehr aus, die kurzsichtige Selbstsucht des einzelnen weicht mehr und mehr der verständigen, den Gemeinschaftssinn fördernden Einsicht, die Menschheit kämpft erfolgreicher und erfolgreicher.

Ich sehe die Menschheit in einige wenige Großstaaten eingeteilt, die sich mehr und mehr wirtschaftlich selbständig machen, voneinander immer weniger fordern und deshalb langsam ihre Beraubungsgelüste begraben. Die blutigen Kriege werden seltener und seltener. Der zwischenstaatliche Verkehr steigt allmählich aus den Niederungen der Uranfänge des Menschengeschlechtes heraus.

Vor meinen Augen taucht sodann wieder das Bild des Welt- raumschiffes auf, das eine befriedete Menschheit trägt. Was macht diese Menschheit, diese sonderbare Reisegesellschaft? Sie mag eine Familie einiger Großvölker oder Rassen sein. Sie hat sich schon längst so eingerichtet, daß niemand es mehr nötig hat, selbst in den Vorratskammern herumzuwühlen, erhaschte Lebensmittel zu hamstern und zu verstecken, den Mit-

menschen zu belauern, zu betrügen und dabei ein Durcheinander anzuzetteln. Das Weltraumschiff deckt jeden Tag allen seinen Reisenden die Tische, bekleidet sie, hat für jeden von ihnen ein Bett bereit, hat Bücher, Zeitungen, Schauspielhäuser, Spielplätze, Krankenhäuser, kurz alles, was die Menschen brauchen, um ihre Lebensreise in Wohlbefinden zurücklegen zu können.

Die Einbildungskraft trägt mich weiter. Sie läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Ich sehe die Großstaatengrenzen fallen. Ich sehe eine vollkommen ausgerichtete Menschheit, ein geordnetes Menschheitsheer. Das, was einmal Großstaaten waren, sind jetzt Heeresgruppen, die sich willig einem gemeinsamen Menschheitsplan unterstellen.

Ich sehe dieses Menschheitsheer großartig ausgerichtet: Maschinen und Geräte aller Art sind fähig und bereit, dem Gegner, dem blinden Zufall, alles aus den Händen zu reißen, umzugestalten, den Menschenwünschen gefügig, den Absichten des Menschheitsverstandes dienstbar zu machen. Ich sehe eine sorgfältige Ausbildung der heranwachsenden Menschen für den großen Kampf: Die Erziehung, der Schulunterricht, die Fachausbildung sind nur eine einzige nie ermüdende Rekrutenausbildung. Ich sehe eine liebevolle Pflege der alten Menschen, die, abgekämpft, aus der Kampflinie herausgezogen werden müssen: Eine allgemeine Altersversorgung.

Doch wozu dieses fieberhafte Rüsten, dieses nie ermüdende Ausbilden sich neu einstellender Kämpfer, wenn die Erde erobert, die Kopfmannigfaltigkeit ausgerichtet und der Zufall schon so weit zurückgedrängt ist, daß es für jedermann ein Genuß ist, auf dem Weltraumschiff „Erde“ zu reisen?

Kann man, wenn man kämpft, mehr erreichen als den Sieg? Hat das Wachsen des Hungers, der in den Menschen Wünsche weckt, kein Ende? Kann man Wunder auf Wunder häufen und doch nie mit den im Weltalldurcheinander versteckten Möglichkeiten fertigwerden?

Meine Einbildungskraft wird übermütig: Ist die Erde nicht ein Sandkorn im Weltall? Gibt es nicht ungezählte ähnliche Sandkörner im Raum? Kann sich der Verstand je eine Grenze setzen

lassen, solange es Machenschaften des Zufalls im Weltall gibt? Wird er nicht versuchen, Ausfälle von der besetzten Erde aus zu unternehmen?

Mir schwindelt, ich bin zu hoch in die Zukunft hinaufgestiegen und sehe nichts mehr, will nichts mehr sehen. Ich begnüge mich mit dem Bild des ins Weltall hineingeworfenen Verstandesfunkens, der sich zu einer Flamme, später zu einer riesigen Feuersbrunst entwickeln will.

Das Ich erwacht in mir. Dieses Ich weiß, daß die ausschweifenden Bilder der Einbildungskraft seine eigenen Zeitgrenzen unausdenkbar überschreiten. Es ist bereit zu kämpfen, es ist bereit, an allen Eroberungszügen des Menschheitsverstandes mitzuwirken. Doch will es mehr als ein Werkzeug, mehr als ein unbeteiligter Mitwirkender sein. Es will innerhalb seiner kurzen Zeitspanne irgendwie am Genuß des Enderfolges der Menschheit teilnehmen.

Ich will glücklich sein! Jeder Mensch will glücklich sein. Die Sehnsucht nach dem Glück ist so alt wie das Menschengeschlecht, sie glüht sogar stärker und stärker in den Menschenherzen, je höher die Menschheit aufsteigt. Ohne Hoffnung auf Glück kann kein Mensch leben. Deshalb kann auch kein Bild des Menschheitsgeschehens befriedigen, in dem es keinen Platz für das Glück gibt.

Was ist Glück? Wir wissen alle, was Glück ist, und kommen doch in die größte Verlegenheit, wenn wir versuchen, zu sagen, was wir über das Glück wissen oder wenigstens zu wissen glauben.

Ist es ein Irrlicht, dem wir nachjagen, ohne es je erwischen zu können? Ist es ein Lockmittel, das uns durch das Leben zieht? Ist das Glück ein Wahngebilde, das der Verstand braucht, um nicht zu erlahmen, um überhaupt kämpfen zu können, die Gestalt, in der wir die Kampflust des Menschheitsverstandes erleben?

Kann man das Glück nur fühlen oder kann man es auch verstehen? Sind die unzähligen Verkleidungen, in denen wir das

Glück zu sehen glauben, Ausgeburten der Einbildungskraft, die, in die dunkle Zukunft vorstürmend, Lebensziele aufzustellen sucht?

Das Glück ist das höchste Lebensgut, das ist unzweifelhaft. Wir mögen noch so kurzfristig, noch so habgierig, noch so selbstsüchtig sein: Wir sind jederzeit bereit, alles, was wir haben, alle Lebensgüter, die wir uns erkämpft haben, herzugeben, um glücklich zu sein. Wir sind sogar zuweilen bereit, für ein kurz bemessenes Glück alles zu opfern.

Wenn das Wesen des Glücks, dieses geheimnisvollen Etwas, von dem wir wissen, daß es uns das höchste Lebensgut ist, dem kühlen Verstand unzugänglich wäre, müßte man an der menschlichen Kopfmannigfaltigkeit verzweifeln. Die Feststellung, daß der Verstand mit dem blinden Zufall einen unermesslichen Krieg auf Leben und Tod aufgenommen hat, ohne zu wissen, warum, wäre ganz und gar unerträglich. Gerade deshalb muß sie uns auf die richtige Spur bringen. Entweder hat das Glück die Hauptrolle im Kampf des Verstandes mit dem Zufall, oder es gibt keinen Lebenskampf, keinen Gegensatz zwischen Verstand und Zufallswalten, folglich keinen Zufall. Mein Bild des Menschheitsgeschehens wäre dann falsch, weil es in einen Weltallrahmen, den es nicht gibt, hineingemalt erschiene.

An einem Spätsommertage des Jahres 1909 stand ich nachmittags auf dem Balkon eines schönen Hauses in Göteborg. Das Gebäude diente gesellschaftlichen Veranstaltungen, es lag auf dem Abhänge des im Hintergrunde der Stadt langsam aufsteigenden Geländes. Über mir wölbte sich der graublau nordische Himmel, unter mir lag die große schwedische Stadt ausgebreitet. In der Ferne sah ich die ruhige Oberfläche des Meeres, das in die wundervolle Bucht Göteborgs eindringt.

Meine Gedanken ruhten. Meine Blicke schwebten unaufmerksam über dem gewaltigen Bild. Über die heiße Stirne streifte angenehm kühlend die schon herbstliche Luft. Alles, was ich da sah, war wie ein Traumbild. Meine Seele war zu übertoll, um

dieses Traumbild aufsaugen und genießen zu können, mein junger Kopf war benommen: Ich genoß mit vollen Zügen einen Sieg, den ersten großen Sieg meines jungen Lebens.

Hinter mir lag ein kleiner Saal, aus dem ich auf den Balkon herausgetreten war. Dort drinnen belagerte eine dichte Zuschauermenge zwei Schachtische, auf denen schwere Turnierkämpfe im Gange waren. Die Schweden hatten drei Großmeister nach Göteborg eingeladen, um ihren Vorkämpfer gegen sie auftreten zu lassen.

Ich lag an diesem Nachmittag im Kampf mit dem deutschen Meister P. S. Leonhardt. Die fünfte Schlachtstunde lief gerade ab. Es war mein drittes Zusammentreffen mit diesem Gegner in diesem Turnier, und der Ausgang des Treffens hatte über den ersten Preis zu entscheiden. Deshalb spielten wir mit dem großen Orchester. Eine Stunde vorher hatte ich einen Angriff eingeleitet, und mein soeben ausgeführter letzter Zug war ein furchtbarer Schlag gewesen.

Leonhardt saß mit rotem Kopf am Schachtisch und war in tiefe, anstrengende Berechnungen versunken. Die Turnieruhr, die seine Bedenkzeit überwachte, tickte eintönig. Die Unruhe hatte mich aufstehen lassen, vom Tisch, von den Zuschauern und aus dem Saal getrieben, schließlich dem Balkon zugeführt. Ich wußte es: Der Sieg war mein. Ich wußte, daß der erste Preis errungen war. Doch ich wollte allein sein. Der heranrückende Sieg hob, füllte, betäubte mich.

In jenen flüchtigen Augenblicken erlebte ich, allein auf dem Balkon eines fremden Gebäudes stehend, mit getrübbten Augen in die wundervolle nordische Landschaft schauend, verlassen, fern von der Heimat, fern von den Angehörigen, das erstemal in meinem Leben einen Höhepunkt, hatte das Gefühl großen Glücks und erfuhr, daß der Erfolg, der Sieg, ein unübertrefflicher Genußerreger ist.

In jenen flüchtigen Augenblicken, die noch heute, nach drei Jahrzehnten, voller Leben aus meinem Gedächtnis heraufsteigen, war ich überzeugt, daß nur der Schachkampf zu einem eigenartigen Erleben, zum Glück, das sonst dem menschlichen

Leben versagt bleibt, führen kann. Ich war damals allerdings erst vierundzwanzig Jahre alt. Mein Leben hatte sich mir kaum erst entfaltet. Damals wußte ich eben noch nicht, daß das Leben eine große Schachpartie ist, die man mit Meister Zufall zu spielen hat.

Wenn ich heute an jene erste voll erlebte Begegnung mit dem reinen Glück zurückdenke, drängt sich mir ein anderes Erinnerungsbild auf, das auch der kleinen Schachwelt, die ich durchwandert habe, angehört und auf eine eigentümliche Weise meine in Göteborg gewonnene Überzeugung zu ergänzen scheint. Es ist nur anderthalb Jahre jünger. Dafür hat es einen Rahmen, der alles, nur nicht nordisch ist.

Im Februar 1911 nahm ich am Großturnier von San Sebastian teil. Die vierzehn allerstärksten Schachmeister der Welt hatten sich in dem reizenden spanischen Seebad versammelt, um einander erbitterte Schlachten zu liefern und um hohe Preise zu ringen. Selbstverständlich war auch der ungarische Vorkämpfer, Großmeister Géza Maróczy anwesend. Er hatte begründete Hoffnungen auf großen Erfolg.

Es mag Ende Februar gewesen sein, und die erste Turnierhälfte war bereits erledigt. Der Tag war für uns Schachkämpfer abgeschlossen. Wir waren um halb zwei Uhr angetreten und hatten bis sieben Uhr gerungen. Nun füllten wir den Salon des Grand Hotel Ezcurra und warteten auf das Abendessen.

Ein heißer Kampftag lag hinter uns. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich einen Sieg gebucht oder nur ein unentschieden gebliebenes Treffen geliefert hatte. Ich sehe nur noch Freund Maróczy, wie er vor dem großen Salonfenster steht und in das Dunkel schaut, das über dem die sonderbare Muschel des Hafens von San Sebastian füllenden Meer lag.

Ich glaube, er hielt ein Taschenschach in der Hand, auf dem er sich irgendeine Partiestellung aufgebaut hatte. Doch er kümmerte sich nicht mehr um die Stellung und die in ihr möglichen Züge. Seine Gedanken schwebten weit draußen über dem Meer. Vielleicht ruhten sie müde auf dem Wasser. Maróczy war tief unglücklich — — —

Unbeweglich stand er da. Noch heute sehe ich sein Gesicht: bleich, düster, voll müder Züge, hoffnungslos. Ich hatte nicht das Herz, ihn zu stören. Ich wartete. Endlich drehte er sich um. Dann fuhr er mit seiner feingeformten Hand durch seine wundervollen schwarzen Haare und riß sich zusammen. Er zeigte mir die Stellung auf dem Taschenschach: Die Niederlage, die er sich nachmittags geholt hatte, wäre durchaus nicht nötig gewesen, meinte er — — —

Dies war meine erste voll erlebte Begegnung mit der Kehrseite des Glücks. Es ist merkwürdig, daß ich sie nicht an mir selbst erlebt habe, an Gelegenheiten dazu hat es ja nicht gefehlt. Doch ich war immer ziemlich streng mit mir selbst gewesen und war gewohnt, Schachniederlagen als Verfehlungen, die die Strafe verdient haben, hinzunehmen.

Warum mußte ich am Schachbrett erfahren, was Glück, was Unglück ist? Gibt es denn wirklich nur in Schachkämpfen den Hochgenuß des Sieges und die Verzweiflung nach der erlittenen Niederlage? Gibt es denn sonst im Leben keine Gelegenheit, Begegnungen mit dem Glück und mit dem Unglück voll zu erleben?

Ich bin früh in die tiefsten Tiefen der Schachwelt eingedrungen. Ein großer Schachmeister hat mit fünfundzwanzig Jahren schon so ziemlich alles erlebt, was man in der Schachwelt erleben kann. Deshalb weiß er schon alles, was man in dieser Sonderwelt wissen kann.

Deshalb weiß er aber auch schon vieles, was in der größeren menschlichen Welt vorkommen kann, wenn er es nur versteht, die gewonnenen Erkenntnisse sinngemäß ins Größere zu übertragen. Ich hätte schon damals, vor drei Jahrzehnten, wissen können, was das tiefste Wesen des Glücks ist. Nicht des Schachglücks, sondern des Glücks überhaupt.

Es hat trotzdem lange gedauert, bevor ich dem großen Geheimnis auf die Spur gekommen bin. Ich habe später noch oft das reine Glück des Schachsieges genossen und oft genug den bitteren Kelch der Schachniederlage geleert. Ich bin dem Glück dann auch außerhalb der Schachwelt oft begegnet und habe es

immer wieder mit der einst erworbenen Aufmerksamkeit genossen. Um es wirklich zu verstehen, mußte ich mir indessen erst ein klares Bild des Menschheitsgeschehens aufbauen, mußte von der Lebensschachpartie des Menschen zur Riesenschachpartie der kämpfenden Menschheit aufsteigen und hochgelegene Aussichtspunkte erreichen. Jetzt erst verstehe ich endlich auch die Jugendbilder aus Göteborg und San Sebastian wirklich.

Ich glaube, es war im Frühsommer des Jahres 1921, als mich eines Morgens ein umfangreicher Brief aus Deutschland erreichte und sogleich gefangen nahm. Ein gut bekannter Fachgenosse schrieb mir eine merkwürdige Geschichte über elektrische Transformatoren, deren Probleme mich durch Jahrzehnte beschäftigen. Es war ein Klagelied, was ich da zu lesen bekam, ein langer Bericht über unerklärliche Mißerfolge einer großen Transformatorenfabrik.

Ich war überrascht und betrachtete kopfschüttelnd die sonderbaren Meßergebnisse. War denn der Teufel in die Maschinen hineingefahren, um sie entarten zu lassen? Gab es denn wirklich noch Geheimnisse im Transformator, dem wir doch, mein Freund und ich, bis auf den Grund zu sehen glaubten. War es ein wirkliches Problem, das es da zu lösen gab, um dessen Lösung ich gebeten wurde?

Einige Tage vergingen, ich dachte oft an das Erfahrene und schlich in meinen Gedanken vorsichtig um das vermutliche Geheimnis herum. Ich fand nichts. Es gab keinen Anhaltspunkt. Langsam stieg dann in mir die Vermutung auf, es müsse sich um Beobachtungsirrtümer handeln.

Der Sommer wurde inzwischen unerträglich. Ich reiste ans Meer. Doch ich trug das Problem mit mir. Es hatte sich in meinem Kopf festgesetzt und ließ sich nicht mehr vertreiben. Es wuchs sich allmählich zu einem gehässigen Feind aus, den es galt niederzuringen.

Ich sehe noch deutlich das sonnige Bild vor mir: Die tiefblaue See, den klaren Himmel, Zypressen, kahle Felsen, Möwen,

glühende, blendende Sonne. Ich sehe auch mich selbst. Ich liege im Sand, am Strand, und sonne mich. Doch meine Gedanken ringen mit dem mitgebrachten Problem. Sie sehen den kranken Transformator, drehen ihn hin und her, durchleuchten ihn, tasten ihn ab. Verdammtes Problem!

Die Sonne glühte, das Meer rauschte und brandete, die Badegäste tummelten sich im weichen Sand umher, plauderten, stiegen oder sprangen ins Wasser, aßen, rauchten. Um mich herum war alles voller Leben. All das drang in meine Augen, in meine Ohren, ohne mich zu stören. Allerdings, auch damals in Göteborg, als ich auf dem Balkon stand, störte mich nichts: Wieder einmal war der Kopf dem nahenden Siege zugekehrt.

Doch der Sieg wollte nicht kommen. Es verging der Herbst, der Winter. Meine Gedanken wandten sich während der langen Monate einige Male von dem unlösbar erscheinenden Problem ab, um immer wieder neue Angriffe zu versuchen. Schließlich kam im Frühsommer 1922 die Einladung zum Großschachturnier in London. Ihr gelang es endlich, den abgekämpften Kopf aus den Krallen des unbezwungenen Problems zu reißen.

In den ersten Septembertagen bestieg ich, heimreisend, in Dover das Schiff, um nach Ostende zu fahren. Das Turnier lag nun hinter mir. Es hatte mir den dritten Preis gebracht und viel Befriedigung auf den langen Weg mitgegeben.

Ich saß vier Stunden auf dem offenen Deck. Das Schach hatte den Kopf bereits wieder freigegeben. Deshalb war das alte Transformatorenproblem wieder wach geworden. Ich fing den ermüdenden Kampf mit ihm unverzüglich wieder an.

Gegen Mitternacht kamen wir in Ostende an. Die Reise war wundervoll gewesen, doch ich war todmüde. Wieder hatte ich mich vergeblich geplagt. Ich kroch verärgert ins Bett des bereitstehenden Schlafwagens und schlief wie erschlagen bis Köln.

Am nächsten Morgen saß ich ausgeruht im Schnellzug, der den Rhein entlang Süddeutschland entgegeneilte. Ich genoß eine Weile die herrliche Gegend, die am Wagenfenster vorbeiglitte; doch bald füllte sie sich mir mit magnetischen Kraftlinien, mit elektrischen Strömen, mit Spannungen und Wellen, mit Schwin-

gungen und Oberschwingungen. Das Problem war wieder da und schloß mir die Augen. Es begleitete mich nun stundenlang.

Als ich abends Wien erreichte, hatte ich das Gefühl, etwas zu sehen. Es war wohl erst eine schwache Morgendämmerung, die das geheimnisvolle elektromagnetische Bild, das im Entstehen begriffen war, übergießt, doch ich wußte es: Der Tag des Sieges klopft an die Tür.

Ich übernachtete in Wien, riß mich am nächsten Morgen mit Gewalt von den Reisegedanken los, bummelte in den Straßen umher, weckte Erinnerungen an die Studentenzeit und erreichte so unbelästigt den Abend. Abends bestieg ich den Schnellzug, um südwärts, in die Heimat, weiterzureisen.

Ich erlebte eine schwere Nacht. Im Bett des Schlafwagens liegend, fand ich keinen Schlaf. Die Räder hämmerten unter mir, die Schienenstöße klopften eintönig. Jetzt sind wir auf dem Semmering, stellte ich fest. Das große Panhans-Turnier sollte da oben ausgespielt werden, hieß es schon einige Male, fiel mir ein.

Dann ging es bergab, und ich vergaß London und Wien, Semmering und Turnier. Mein Problem kam wieder herangeschlichen, setzte sich zu mir auf das Bett und fing an zu erzählen. Ich sah wunderbare Bilder, die heller und heller wurden. Sie enthielten schließlich die so lange gesuchte Lösung — — —

Ich sprang auf. Der Zug stand. Wo? Ich riß das Fenster auf. Die große Bahnkreuzung Zidani Most! Noch anderthalb Stunden Fahrt! Wie war das gewesen? Hatte ich geträumt? War es wirklich die Lösung oder nur ein Traumbild?

In großer Eile, voll Unruhe, zog ich mich an. Der Zug hatte sich inzwischen wieder in Bewegung gesetzt und polterte die Save entlang durch ein enges Tal. Draußen dämmerte schon der Morgen. Die Lösung? Das Bild war plötzlich wieder da. Es mußte nur noch in eine kurze Rechnung gegossen werden, um fertig zu sein.

Ich suchte aufgeregt nach einem Stück Papier, nach einem Bleistift in meinem Reisegepäck herum. Nichts war zu finden. Die ungeheure Spannung in mir suchte nach einer Entladung. Ich

konnte unmöglich noch eine Stunde, vielleicht gar noch zwei Stunden warten, um endlich nachrechnen zu können, was ich gefunden oder geträumt hatte.

Plötzlich fiel mein Blick auf das Wagenfenster. Es war angelaufen. Draußen war es ziemlich kalt, während im Schlafwagen eine wohltuende Wärme die Reisenden umhüllte. Nun hatte ich mein Papier und meinen Bleistift: Ich konnte mit dem Finger auf der angelaufenen Fensterscheibe herumschreiben.

Nur zu rasch war die Scheibe vollgeschrieben. Ärgerlich! Die Rechnung war kaum angefangen! Was tun? Doch es gab ja noch andere Fenster, eine ganze Reihe von angelaufenen Fensterscheiben sogar! Ich setzte fiebernd meine Arbeit fort.

Ein Schaffner erschien im Wagengang und kam näher. Er sah meinen schreibenden Finger, sein Blick glitt langsam von Fenster zu Fenster, kehrte schließlich zu mir zurück. Der Mann schüttelte den Kopf. Dann schritt er weiter, sah sich noch einmal um und schüttelte nochmals den Kopf.

Beim vorletzten Fenster erreichte ich das Ende meiner Rechnung. Das Bild, dem sie galt, war richtig! Die Lösung des Problems, das mich fünfzehn lange Monate beschäftigt, gequält, verhöhnt, gedemütigt hatte, war gefunden. Der Sieg, ein gewaltiger Sieg, war errungen!

Er machte mich unaussprechlich glücklich. Dieses volle, ganz reine Glück, das ich damals von der langen Reise heimbrachte, ist noch heute wach in mir. Es besucht mich oft, wenn ich mich aus den Kämpfen des Tages zurückziehe und, den Schlaf erwartend, mit geschlossenen Augen im Bette liege. Es altert nicht, es welkt nicht. Ich denke gern an die Anstrengungen, die mich zu ihm führten, zurück.

Die Menschen suchen unermüdlich das Glück, glauben es zuweilen in erreichbarer Nähe zu sehen, rennen Irrlichtern nach, die sie für Glückleuchten nehmen, versuchen alles mögliche und unmögliche, um endlich glücklich zu werden, und erleben trotzdem immer wieder bittere Enttäuschungen. Die meisten Men-

schen landen nach stürmischen, aber auch nach bescheidenen Irrfahrten schließlich in irgendeinem ärmlichen Altershafen, überzeugt, das Leben habe sie betrogen, weil es kein Glück, kein wirkliches Glück gebe.

Erfolgreiche Ausbeuter der Lebenskämpfe häufen Gold auf, überzeugt, es sichere ihnen das Glück. Sie sehen ihren Goldhaufen wachsen, zählen immer wieder ihre Goldstücke und warten. Worauf? Auf das Glück. Es muß ja kommen. Es muß ja, von blendendem Goldschein umgeben, aus den Lebenskampferfolgen auftauchen!

Doch das erwartete Glück kommt nicht. An seiner Stelle meldet sich die Sorge um die Erhaltung des Goldhaufens, die ebenso wächst wie der Haufen selbst. Es kommen die käuflichen Genüsse des Lebens, die nicht befriedigen. Das Glück kann man ja doch nicht kaufen!

Es gibt eine Unmenge von Menschen, die von den quälenden Alltagssorgen verschont bleiben und trotzdem unglücklich sind. Sie flattern von Vergnügen zu Vergnügen, essen gut, trinken gut, jagen Unterhaltungen nach, vergessen dabei ihre immer wieder erwachende Sehnsucht nach Glück und zittern vor dem Alleinsein.

Es gibt kein Glück im Goldbesitz, der wohl einen endgültigen Sieg im Lebenskampf vorgaukelt, in Wirklichkeit jedoch hohl, inhaltslos ist. Es gibt kein Glück im Nichtstun, im Prassen, im Saufen. Man glaube ja nicht, daß erfolgreiche Schürzenjäger glücklich sind. Sie alle: die Goldanbeter, die Prasser, die Säufer, die Schürzenjäger, sind keine wirklichen Kämpfer. Sie können deshalb nicht siegen. Nur der wirkliche Sieger kann glücklich sein. Das Glück ist das Wissen um einen erkämpften wirklichen Sieg.

Fühlt man das Glück? Oh, gewiß. Wenn ich im Siegen bin, heben alle in meinem Unterbewußtsein schlummernden Ahnen ihre toten Köpfe und schauen gespannt zu. Sie alle haben kämpfen müssen, sie alle haben dem Sieg entgegengezittert. Nun sehen sie ihn kommen und zittern noch einmal. Mein Sieg ist ein Sieg der ganzen, langen Kopfkette, die sich durch mich in

die Vergangenheit hinzieht. Mein Wissen um den erkämpften Sieg ist das Wissen meiner Ahnen um diesen Sieg, und dieses sich leise meldende Wissen fühle ich. Das Glücksgefühl greift tief in die Vergangenheit hinein.

Ich bin oft unglücklich. Erfolglose Kämpfe sind wohl nicht imstande, mich unglücklich zu machen, solange sie dauern, solange sie fortgesetzt werden können und noch Erfolgsmöglichkeiten offen lassen. Erst die endgültige Niederlage füllt mich mit Verzweiflung.

Ich bin unglücklich, wenn ich abends feststellen muß, daß ich nichts oder zu wenig gearbeitet habe. Nicht arbeiten heißt nicht kämpfen, zu wenig arbeiten heißt unzulänglich kämpfen. Wissen zu müssen, daß Gelegenheiten, den Sieg, das Glück, zu erreichen, versäumt, vertändelt worden sind, macht mich sehr unruhig und sehr unzufrieden.

Es gibt Leute, die felsenfest an das unaussprechliche Glück glauben, das im Jenseits denjenigen erwartet, der im Diesseits seine Selbstsucht bezwingt und allen flüchtigen Freuden entsagt. Sie kämpfen mit zusammengebissenen Zähnen mit sich selbst, zähmen ihre Begierden, ertragen gottergeben die Schicksalsschläge und erwarten gespannt den erlösenden Tod. Ihr Glück ist ebenfalls ein Wissen um einen erkämpften Sieg.

Es gibt große und kleine Siege. Es gibt unentschiedene Treffen im Lebenskrieg, es gibt auch Niederlagen. Ist es nicht auffällig, daß es großes und kleines Glück, daß es das ausgleichende Zufriedenheitsgefühl gibt und wenig oder tief treffendes Unglück? Die Größe des erkämpften Sieges oder der erlittenen Niederlage ist das Maß des Glücks und des Unglücks.

Das Leben strömt uns allen in der Zeit dahin und füllt uns mit wechselnden Erfolgsfeststellungen: Wir sind glücklich, gleiten in die Zufriedenheit hinunter, versinken zuweilen ins Unglück, sind unzufrieden, jauchzen auf, wenn das Glück aufflammt, und dämmern dahin, wenn wir weder glücklich noch unglücklich sind. Unser Bewußtsein kennt ein unaufhörliches Hinauf und Hinab, ein Wogen und Gleiten, ein Steigen und Fallen. Das ist

der Abklatsch des Lebenskampfes, den wir wie einen abrollbaren Film in unserem Gedächtnis festhalten.

Es gibt Menschen, die jedem schweren Kampf ausweichen, weil ihr Verstand keine großen Kampfziele sieht. Sie ringen um Kleinigkeiten, kämpfen jedoch ehrlich, mit vollem Einsatz ihrer bescheidenen Kräfte, und sind zufrieden, zuweilen auch glücklich. Die Bescheidenheit im Lebenskampf hält Wege zu bescheidenem Glück offen, die oft gepriesen worden sind.

Andererseits gibt es Menschen, denen kein Ziel zu hoch, kein Kampf zu schwer ist, die immer wieder nach den Sternen greifen und sich dabei die Finger verbrennen. Große, sehr unruhige Köpfe haben wenig Aussicht, das Glück zu erreichen. Doch wenn sie es erreichen, ist es ein großes, ein zerschmetterndes Glück.

Wie innig das Glück mit dem Sieg zusammenhängt, zeigt am besten das Bild eines Volkes, einer Menschengemeinschaft, die sich in einen schweren Kampf mit einer anderen Gemeinschaft eingelassen hat. Große Siege lassen das ganze Volk aufjauchzen. Sie verwischen alle inneren Streitigkeiten der Gemeinschaft, machen alle dargebrachten Opfer erträglich und verleihen der Kopfmannigfaltigkeit einen unerhörten gemeinsamen Schwung.

Es müssen nicht gerade Kriegserfolge sein, die die Völker glücklich machen. Eine ausgerichtete Menschengemeinschaft ist glücklich, wenn ihr Wirtschaftsplan Erfolge, das heißt Siege, bringt. Sie ist zufrieden, wenn die Ernte gut, unzufrieden, wenn sie schlecht ausfällt.

Jedes Volk jauchzt auf, wenn einem ihrer Köpfe eine große Erfindung, ein wunderbares Kunstwerk, eine bedeutende wissenschaftliche Entdeckung gelingt. Selbst sportliche Erfolge werden von der Menge bejubelt, die sie genießt.

Es ist unzweifelhaft: Das Glück ist nur durch siegreiche Kämpfe erreichbar. Der einzelne Kopf kennt die kurze Zeitspanne, die ihn von dem Nichts trennt, und weiß, daß er an den fernen Menschheitserfolgen keinen unmittelbaren Genußanteil haben wird. Deshalb muß er vor allem seine eigenen Siege genießen

und genießt sie tatsächlich in vollen Zügen. Er genießt auch die Gemeinschaftssiege, wenn er weiß, daß er mitgeholfen hat, sie zu erringen.

Unvermutet steigt nun eine ungemein wichtige Erkenntnis aus der Untersuchung der Zusammenhänge zwischen Glück und Sieg empor: In einer ausgerichteten Menschengemeinschaft weiß jeder Kämpfer, daß er am Gemeinschaftssieg beteiligt ist; seine Kampfrichtung war ja die Kampfrichtung der Gemeinschaft. In einer wirren Menschenmannigfaltigkeit kämpfend, weiß der einzelne nie, ob sein Sieg nicht die Niederlage eines anderen Menschen war.

Das Wissen um die Möglichkeit eigener Siege auf Kosten fremder Niederlagen läßt kein reines Glück aufkommen. Deshalb ließen mich Siege über schwere wissenschaftliche Probleme immer ein reineres Glück erleben als Siege auf dem Schachbrett. Deshalb will man, den Sieg genießend, allein sein, wenn man nicht weiß, daß niemand von ihm ins Unglück gestoßen wurde.

Die unbekehrbaren Anhänger der wirren Wirtschaft, des Kapitalismus, können es nicht verstehen, daß es in der ausgerichteten Menschengemeinschaft ein Gemeinschaftsglück gibt, weil es Gemeinschaftssiege gibt, daß nur in der ausgerichteten Gemeinschaft alle ihre Angehörigen gleichzeitig glücklich, gleichzeitig zufrieden sein können, und daß diese Allgemein zugänglichkeit des Glücks eine riesige Kraft ist, der gegenüber die der Selbstsucht dienende Unternehmungslust auf die Dauer in den Hintergrund treten muß. Das Glück ist schließlich doch ein höheres Lebensgut als das Gold. Diese Tatsache können auch die Anhänger des Hochkapitalismus nicht aus der Welt schaffen.

Gibt es ein Glück in den Begegnungen des Mannes mit der Frau? Ist die geschlechtliche Liebe imstande, glücklich zu machen? Soll man den Lebenskampf wirklich allüberall wach sehen, wo sich das Leben regt, selbst in den geheimnisvollen Beziehungen des Mannes zur Frau?

Die Dichter, die Geschichtenerzähler, sind seit undenklichen Zeiten damit beschäftigt, spannende Lebensfilme zu zeichnen, und sie vor unseren Augen abrollen zu lassen. Sie lassen uns angeblich erdichtete Schicksale miterleben, schildern jedoch in Wirklichkeit immer wieder ihre eigenen, mehr oder weniger umgearbeiteten Erlebnisse. Ihre Bilder tanzen unaufhörlich um die Beziehungen des Mannes zur Frau herum und packen dort am stärksten, wo sie sich dem Liebesglück oder dem Liebesleid zuwenden. Dieses Glück und dieses Leid zeigen sie uns mit den Wechsellagen des Lebenskampfes innig verstrickt; doch bedeutet es immer den Höhepunkt oder aber den Tiefpunkt der Erzählung.

Wir wissen, daß große Dichter wirklichkeitstreue Maler sind; wir sind sogar gewohnt, die Größe des Erzählers nach der Lebendigkeit, das heißt nach der Wirklichkeits-, nach der Möglichkeitstreue der Erzählung zu messen, wobei wir allerdings die Erzählungsgestalt aufmerksam mitausmessen: Wir wollen sie ebenmäßig, schön, das heißt fehlerfrei haben. Wenn also anerkannte Erzähler das Liebesglück immer wieder in den Mittelpunkt ihrer Bilder stellen, muß es eins geben.

Es ist unleugbar, daß unzählige wertvolle Männer an der Frau verunglücken, daß auch ganz große Männer dem Liebesglück nachjagen. Wir erleben es immer wieder, daß Beziehungen des Mannes zur Frau in den Alltagskampf der Menschen sichtbar eingreifen, und kommen schließlich um die Feststellung, daß die geschlechtliche Liebe jedem Lebenskampf den wichtigsten Inhaltsanteil gibt, nicht herum. Wir können sie nicht aus dem Lebenskampfbild entfernen, ohne es hoffnungslos zu verunstalten.

In der geschlechtlichen Liebe erleben wir eben den Kampf des Menschheitsverstandes gegen die erlittene zeitliche Atomisierung, den Kampf der in Menschen zerriebenen Menschheit gegen ihre Vernichtung, den Kampf um Weiterbestand des in den einzelnen Lebewesen immer wieder verlöschenden Lebens.

Die Menschheit muß vor allem leben, um ihren großen Krieg fortführen zu können, und um zu leben, muß sie sich immer wieder erneuern. Sie ist ein Weltallgebilde, das der Zufall ebenso

in den Tod führen will, wie er alle anderen Weltallgebilde zermürbt, abbaut und langsam tötet. Die Menschheit muß vor allem den Tod überwinden, erst in zweiter Linie kann sie an Eroberungen denken. Deshalb ist ihr die Fortpflanzung der Menschen das Allerheiligste.

Im Laufe der Menschheitsentwicklung sehen wir immer wieder neue Lebenskampfformen auftauchen. Die älteste von ihnen erleben wir in der geschlechtlichen Liebe. Sie hat alle unsere Vorfahren beschäftigt. Deshalb hat sie uns die meisten Gedanken toter Köpfe in unserem Unterbewußtsein aufgehäuft: Die tiefsten, heftigsten, ergreifendsten Gefühle, die wir kennen, sind die Liebesgefühle in den Beziehungen des Mannes zur Frau.

Es gibt Höhepunkte im menschlichen Leben, die unerhörte Glücksgefühle auslösen. Sie bezeichnen die Augenblicke, in denen neues Leben entsteht oder entstehen kann. In ihnen jauchzt das siegende Leben auf, und eine unübersehbare Kette von Vorfahrenköpfen wird in ihnen wach, um den Sieg, den wichtigsten, den grundlegendsten Sieg des Menschen festzustellen.

Es ist kein Zufall, daß die Gefühle dieser Höhepunkte des Lebens unmißverständlich verblassen, wenn ihnen die Möglichkeit, neues Leben entstehen zu lassen, geraubt wird. Sie gelten ja dem wirklichen und nicht einem Scheinkampf des Lebens um seinen Fortbestand. Das Leben, der Verstand läßt sich nicht täuschen!

Ein langer Weg liegt zwischen der einfachen Zellteilung der Urlebewesen und der geschlechtlichen Vereinigung zweier hochstehender Menschen, die einander wirklich lieben. Auf diesem Weg schritt das Leben zu höheren und höheren Formen seines Ringens um den Fortbestand. Der wachgewordene Verstand hat schließlich diesem Ringen den Inhalt eines bewußten Kampfes gegeben. Er hat es nicht als eine nebensächliche Erscheinung betrachten können: Er mußte sich mit ihm auseinandersetzen.

Es gibt ungezählte Männer, die mit einem überlegenen Lächeln über die Frage der Beziehungen des Mannes zur Frau hinweg-

zugleiten bereit sind. Sie greifen nach der Frau, genießen sie auf ihre Art, werfen sie weg und ziehen weiter: von Frau zu Frau.

Der Barbar griff auch nach den Früchten, die er dort vorfand, wo er sich gerade niedergelassen hatte, genoß sie und zog weiter: von Scholle zu Scholle. Die meisten Männer sind noch heute Barbaren, ohne es zu ahnen.

Die Vereinigung der Menschengemeinschaft mit der Erde macht aus der Barbarenhorde ein Kulturvolk. Die wirkliche Vereinigung des Mannes mit der Frau macht aus dem Lebensbarbaren einen vollwertigen Menschen, einen Menschen mit Lebenskultur.

Es gibt ungezählte Frauen, die gedankenlos dem Mann nachjagen, von dem sie eine Erlösung von den Lebenskampfsorgen erwarten, an dessen Seite sie, wie sie meinen, ein angenehmes Leben haben werden. Sie denken dabei nicht daran, daß sie dem Mann das Leben füllen, befruchten müssen, sie wollen nur nehmen. Der weibliche Barbar ist die Dirne. Es gibt leider erschreckend viele Dirnen in der törichten Menschengesellschaft.

Die hochstehende, wertvolle Frau will erkämpft, erobert und nicht gekauft werden, sie will Mutter werden. Der hochstehende, wertvolle Mann will seine Frau erobern, erkämpfen. Er verachtet die Frau, die er kauft. Er sucht die Lebensgefährtin, die bereit ist, die Mühen und Plagen des Lebenskampfes mit ihm zu teilen, die Mutter der Kinder, in denen er weiterleben kann.

Der alle Sinne beanspruchende Eroberungskampf, in dem der echte Mann um die Frau seiner Wahl ringt, ist sein wichtigster Lebenskampf. Der Sieg in diesem Kampfe verspricht dem Mann das höchste Glück. Wie kläglich erscheint neben diesem Großkampf das erniedrigende Umschmeicheln der Frau, mit dem der Schürzenjäger den weiblichen Körper erswindeln will und nur allzu oft erswindelt. Es bringt ihm kein Glück, sondern nur einen trügerischen Genuß, dem ja doch der Ekel folgen muß.

Der ehrlich kämpfende Mann kann unterliegen, wenn die umworbene Frau nicht erkämpft werden will. Ebenso kann die Frau im Liebeskampf unterliegen, wenn der Mann ihrer Wahl die Liebe nicht erwidern kann. Das Liebesleid wurzelt in dem

Wissen um die Niederlage, die das Leben leer, hoffnungslos, wertlos erscheinen läßt.

Die wahre Liebe läßt immer zwei Köpfe und zwei Körper zu einer vollständigen Einheit verschmelzen. Sie duldet keinen Betrug, keine Unaufrichtigkeit, kein Mißverständnis, aber auch keine körperlichen Unzulänglichkeiten und Gegensätzlichkeiten. Sie befruchtet Mann und Frau.

In der Tat gebiert nicht nur die Frau. Der Mann gebiert mit dem Kopf, die Frau mit dem Körper. Die große, vollkommene Ehe hat immer auch geistige Kinder neben körperlichen. Doch gibt es Männer, die von Frauen, die sie nicht erobern konnten, geistig befruchtet werden, wie es Frauen gibt, die ungeliebten Männern Kinder gebären.

Es gibt kein greifbareres Glück als das im Kind verkörperte. Das Kind wird allerdings von seinen Eltern immer nach dem Liebeskampf beurteilt, dem es entsprossen ist. Kinder einer reinen, echten Vereinigung von Mann und Frau bereiten ein ganz anderes, hohes Glück, als einseitig oder unaufrichtig gezeugte. Die Kinder müssen leider für die Verfehlungen büßen, die sich ihre Eltern haben zuschulden kommen lassen.

Das wirkliche, reine Liebesglück ist selten, wie das wahre Glück überhaupt ein seltenes Lebensgut ist. Der Zufall würfelt die Menschen durcheinander, er ist es, der die meisten, wenn nicht alle Verbindungen von Mann und Frau zustande kommen läßt. Der Verstand sieht ihm wohl auf die Finger und prüft die Möglichkeiten. Doch er hat gewöhnlich nur wenig Wahl. Unglückliche Verbindungen sind deshalb leider die Regel und vollkommene Ehen seltene Ausnahmen.

Soll die sich ausrichtende Gemeinschaft untätig zusehen, wie ihre heranrückenden jungen Angehörigen immer wieder in ihren allerwichtigsten Lebenskämpfen vom Zufall genarrt, irregeführt und ins Unglück gestürzt werden? Hat sie nicht die Pflicht vorzubeugen? Soll sie wirklich den großen Fehler der Vergangenheit, alle Lebenskampffragen bis auf die eine, die allerwichtigste, in den Kinderstuben und Schulen sorgfältig zu behandeln, weiterwuchern lassen?

Es ist unglaublich, aber wahr: Das Kind, der Knabe, das Mädchen, lernt Schreiben und Lesen, lernt fremde Sprachen, muß sich mit der eigenartig zubereiteten Weltgeschichte befassen, erfährt vieles über die leblose Welt, kennt schließlich die Sterne und die Atome. Was der Lebenskampf, was Wirtschaft, was Politik, was das Allerwichtigste im Lebenskampf, was Liebe ist, hört es nie aus erfahrenem Munde. Deshalb wird es immer wieder ins Wasser geworfen, ohne schwimmen zu können, tappt im Leben umher, in das es ja eigentlich doch unvorbereitet hineingestoßen wird, sucht das Glück überall dort, wo es keins gibt, und findet alles, nur nicht das wahre Liebesglück.

Die erschreckende Tatsache, daß die bisherige Erziehung und Schulung der heranwachsenden Menschen vollkommen unzulänglich ist, kann nicht stark genug unterstrichen werden. Sie erklärt mühelos die Seltenheit des Lebensglücks, die ja nur ein Abklatsch der Erfolglosigkeit im Lebenskampf ist. Sie mahnt eindringlich zur Umkehr.

Wir entdecken, wenn wir sie aufmerksam betrachten, hinter ihr furchtbare Gefahren, denen das Menschengeschlecht nicht mehr ausgesetzt bleiben darf. In diesen Gefahren belauert uns der grimmige Feind, der blinde Zufall, am heimtückischsten und mit unleugbarem Erfolg.

Vor allem kann nicht übersehen werden, daß eine falsch eingestellte und mangelhaft durchgeführte Schulung der heranwachsenden Jugend Schätze verkümmern läßt, die für den Menschheitskampf ungeheuer wichtig werden könnten. Sie verdirbt die Berufswahl, macht deshalb immer wieder Menschen unglücklich, die nicht auf die ihnen zusagenden Kampfplätze kommen können, die deshalb auch keine Erfolge haben können. Sie füllt die jungen Köpfe mit irreführenden Weltanschauungsbildern, die den wahren Sinn des Lebenskampfes entstellen, sie setzt schließlich die wichtigsten Lebensfragen beschmutzenden Antworten aus, die nicht wieder gutzumachen sind.

Jeder junge Kopf muß von der richtig eingestellten Schule erfaßt werden. Man weiß nie, wo die großen Begabungen keimen. Der Zufall verstreut sie auf Stadt und Land, auf arme und reiche Häuser. Die Menschheit muß alle herauskommenden Lose der Begabungslotterie aufkaufen, wenn sie sich große Treffer nicht entgehenlassen will.

Die allgemeine Schulungspflicht ist eigentlich nur ein Teil der allgemeinen Arbeitspflicht, die ja in Wirklichkeit die allgemeine Wehr- und Dienstpflicht der kämpfenden, ausgerichteten Gemeinschaft ist. Sie muß über die Ansätze des neunzehnten Jahrhunderts hinaussteigen. Das, was alle Köpfe wissen müssen, ist bald erledigt. Jedes Fach, jede Waffengattung des Gemeinschaftsheeres, braucht seine Sonderschulung. Damit nun diese Sonderschulung nicht fehlgreift, müssen die jungen Köpfe sorgsam beobachtet und rechtzeitig gewissenhaft auf Sonderaignungen untersucht werden.

Man kann die Jugend nicht früh genug mit der wirklichen Aufgabe der kämpfenden Menschheit vertraut machen. Wozu soll sie ein Weltallbild eingetrichtert bekommen, mit dem sie später nichts anfangen, das sie meist spät loswerden kann, um dann unaufgeklärt im Dunkel umherirren zu müssen.

Der Feind des Menschengeschlechtes muß allen jungen Augen vorgeführt werden, damit er seine Unheimlichkeit verliert. Einmal wirklich erkannt, bleibt er die Zielscheibe des jungen Wollens und der sich regenden Kampflust. Erkannt, einigt er die jungen Köpfe weit stärker als alle späteren Lebenserfahrungen. Die Jugend muß als Gemeinschaftsnachwuchs erzogen werden, sie muß für die Gemeinschaftspläne begeistert werden, damit sie nicht auf Abwege gerät.

Richtig erzogen und sorgfältig geschult, wird die Jugend ganz anders ihr Glück suchen, als wir es seinerzeit gesucht haben; sie wird es auch finden, was uns nur selten gelang. Sie wird in der geschlechtlichen Liebe nicht mehr schwüle Genüsse suchen, wenn sie rechtzeitig und mit Nachdruck aufgeklärt wird, sondern das hohe Lied des aufs höchste gesteigerten Kampfes um den Fortbestand des Lebens.

Ich sehe nur in der Umstellung und Vertiefung der Erziehung den großen Weg zum Glück, zu jenem Glück, das bisher nur selten, auf schmalen Pfaden und nur von wenigen Sterblichen wirklich erreicht wurde. Ich erwarte von der Umstellung und Vertiefung der Erziehung auch die Heilung der Menschheit.

Die arme Menschheit ist nämlich schwer krank, deshalb ist sie sehr unglücklich. Sie ist vom Gold vergiftet und leidet. Das Goldgift wütet in allen Menschengemeinschaften und läßt uns immer wieder kranke Menschheitsteilchen sehen: Verräter und Dirnen.

Das Goldgift erzeugt den Wahn, daß man das Glück kaufen könne, wie man irgendein Lebensgut kauft. Der vergiftete Mensch verkauft, was er hat, für Gold, um für dieses Gold das Glück erstehen zu können. Er verkauft schließlich sich selbst.

Der Mann kann nur seinen Kopf, das heißt seine Gedanken, verkaufen, wenn er sonst nichts mehr besitzt, die Frau nur ihren Körper. Gedanken sind immer Lenker der Kampfhandlungen des Lebens. Verkauft, kehren sie sich gegen das Leben, gegen die Menschen, gegen die Menschheit. Der Körper der Frau hat der Erneuerung des Lebens zu dienen. Verkauft, versagt er sich dem Leben. Der bestochene Mann ist dasselbe wie die käufliche Frau.

Ist es ein Wunder, daß der Hochkapitalismus voller Korruption ist? Er kennt ja keine Gemeinschaftsrichtung, kann also auch keinen Verrat sehen. Sein Grundsatz ist es doch, aus allem Gold zu machen. Warum nicht aus Überzeugungen, aus Pflichtverletzungen?

Es ist kein Wunder, daß die sich ausrichtenden großen Gemeinschaften unnachsichtlich mit käuflichen Männern und Frauen aufräumen. Sie dürfen doch ihre Lebenskampfrichtungen nicht dem Verrat preisgeben. Sie erscheinen uns deshalb zuweilen grausam, handeln indessen in Notwehr.

Es gibt keine Gemeinschaftsausrichtung, solange es Bestechlichkeit, solange es männliche und weibliche Dirnen gibt. Käufliche Männer und Frauen wird es jedoch, allen noch so strengen Strafen zum Trotz, solange geben, bis sichtbare Wege zum wirk-

lichen Glück gebahnt sein werden. Solange flüchtige Genüsse Glückersatz sein können und müssen, weil es noch so wenig wahres, reines Glück gibt, wird das Goldgift weiterwüten.

Ich glaube, die Heilung ist auf dem Wege. Ich sehe große sich aus- und einrichtende Gemeinschaften, die ihre Jugend mit großer Kraft erfaßt haben, um sie früh, das heißt rechtzeitig, auf die großen Gemeinschaftsziele einzustellen. Ich sehe bereits keimende Erfolge, glaube, daß unzähligen jungen Köpfen schon breite, gerade Wege offenstehen, auf denen mehr Glück zu erreichen sein wird als auf den schmalen, gewundenen Pfaden, die wir seinerzeit zuweilen gefunden, meist jedoch verfehlt haben.

Ich glaube an die Zukunft des Menschengeschlechtes, obwohl ich zwei große, schreckliche Kriege erlebt, obwohl ich die Schwüle des hochkapitalistischen Zeitalters gesehen habe, obwohl ich gezwungen war, den für mich wertvollsten Teil meines Lebens auf der zusammengebrochenen Bühne des Menschheitstheaters zwischen zwei Aufzügen des großen Menschheitsdramas zu verleben.

Ich beklage mein Schicksal nicht. Im Gegenteil. Ich habe das Alte gesehen und ahne das Neue. Ich habe den Menschheitskrieg im lärmenden New York bewußt erlebt und habe ihm meine Gedanken zugewendet. Ich habe mir ein Menschheitsbild zusammengestellt, das mich befriedigt, weil es mir erzählt, warum und wofür ich lebe. Ich habe ein Problem besiegt, das, einmal gefunden, keine Ruhe mehr gibt.

Macht mich dieser Sieg glücklich? Oh gewiß! Er erinnert mich an mein Kampfproblem vom Jahre 1921, an meine Schachkämpfe in Göteborg und San Sebastian. Er ist mir ungeheuer wichtig. Doch würde ich sofort wieder anfangen, um ihn zu ringen, wenn er mir entschlüpfen würde. Er wird es nicht tun!